THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/deutschland02reic

830.5
D489
VZ

DEUTSCHLAND

Band 2

1971
KRAUS REPRINT
Nendeln

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1971
Printed in Germany

Deutſchland.

Fiat justitia, pereat mundus!

Es herrſche Gerechtigkeit, die Schelme in der Welt mögen auch insgeſamt darüber zu Grunde gehen!

Kant. Zum ewigen Frieden.

Zweiter Band.

Berlin 1796.

bei Johann Friedrich Unger.

Deutſchland.

Wo ſpäht ein freier Späher?
Gefeſſelt lahmt Vernunft
Durch Machtgebot und Zunft
Der Herſcherling' und Seher.
Was Ehre ſey, was gut,
Was ſchön und herzerhebend:
Der Ausſpruch hanget ſchwebend
An Wahn und Übermuth.

Voß.

Viertes Stück.

I.

Nach welchen Grundſätzen ſoll man politiſche Meinungen und Handlungen der Privatperſonen beurtheilen?

Alle menſchliche Meinungen und Handlungen laſſen ſich von einer dreifachen Seite betrachten und beurtheilen. I. Von Seiten der Klugheit, II. von Seiten des Rechts, und III. von Seiten der Moral.

I. Die Klugheit offenbaret ſich am ſicherſten in Handlungen. Der weiſeſte Schwätzer erſcheint oft als ein Thor, wenn er ſeine Weisheit in der Anwendung zeigen ſoll. Die Regel, welche allen

Urtheilen über die Klugheit des Betragens einer Person zum Grunde liegt, ist überhaupt die Zweckmäßigkeit, und heißt:

Wer sichere und wirksame Mittel zu seinen Zwecken gebraucht, ist klug.

Ob Zwecke und Mittel auch gerecht und gut sind, kömmt, wenn man bloß die Klugheit beurtheilen will, nicht in Anschlag. Die königliche Familie in Frankreich aus der Welt zu schaffen, war sehr klug, wenn es den Franzosen um Begründung einer Demokratie zu thun war; denn daß diese ein starkes Hinderniß gegen Einrichtung der letztern Regierungsform seyn würde, war leicht abzusehen. Ob eine Demokratie in Frankreich zu errichten auch klug sey, darüber sind bekanntlich die Meinungen getheilt, wenn man nemlich den glücklichen Zustand des Landes sich als den Zweck vorstellt, der dadurch erreicht werden soll. Daß aber in Einrichtung dieser Verfassung viele für sich, d. i. zum Behuf ihrer eignen Zwecke klug handeln, wird Niemand bezweifeln. Wenn eine politische Macht den Zweck hat, die Demokratie zu stürzen, oder gar ganz Frankreich zu ruiniren; so kann man den Unternehmungen, wodurch es alle innere und äußere gerechte oder ungerechte Mittel gegen dieselben aufbietet, das Lob der Klugheit nicht versagen. Wer seine Ruhe liebt, handelt klug, wenn

er zur Zeit einer Revolution seine politischen Urtheile zurückhält, sich um keine öffentliche Angelegenheit bekümmert, und jedes öffentliche Geschäft, unter Vorwänden, womit man zufrieden ist, abwendet.

Die Klugheit kann neben der höchsten Ungerechtigkeit und moralischen Abscheulichkeit bestehen; und die letzteren mögen in eine Handlung erkannt werden oder nicht, so läßt sie sich doch immer von Seiten ihrer Klugheit beurtheilen.

Bei sehr vielen Handlungen bleibt uns ihre moralische Seite verborgen; selbst das Recht ist oft zweifelhaft: dann bleibt uns aber doch noch übrig, die Klugheit in ihnen zu erwägen. Die mehresten öffentlichen Handlungen ganzer Staaten und Völker sind in Ansehung ihres moralischen und rechtlichen Werths, besonders aber in Ansehung des ersteren, sehr zweifelhaft. Daher entgegengesetzte Partheien für ihre widersprechende Urtheile leicht Gründe finden. Aber die Klugheit an ihnen zu beurtheilen, scheint desto leichter, denn diese läßt sich wenigstens nach vollbrachter Handlung entdekken, weil sie sich entweder in ihren Wirkungen zeiget; oder wenn auch die Handlungen ihren Zweck verfehlt haben sollten, so läßt sich doch die Zweckmäßigkeit ihrer Anlage erkennen, welches vollkom-

men genug iſt, um die Klugheit ihrer Urheber zu retten. Über die Klugheit öffentlicher Unternehmungen wird man daher bald einig, ſo bald man ſie nur ganz vor ſich hat.

Große Klugheit reizt ſehr zur Bewunderung, und erhält im gemeinen Urtheile der Menſchen häufig den Vorzug vor einer gerechten und guten Denk- und Handlungsweiſe, wenn letztere mit weniger Klugheit verbunden iſt. Man lacht über eine ehrliche Haut, wenn man ſiehet, daß ſie ein Spiel liſtiger und ſchlauer Menſchen iſt. Eigentlich lacht man aber doch nicht über die Ehrlichkeit, ſondern über die Dummheit des Ehrlichen, der ſeine Klugheit, die er nicht hat, mit der weit größeren Klugheit eines andern meſſen will. Denn wir verlangen von jedem guten Menſchen, ſo viel Klugheit als Pflicht, daß er ſich auf nichts einlaſſe, was er nicht vollkommen verſteht; und argwöhnen, daß, wo ein Einfältiger ſich in Geſchäfte miſcht, denen er nicht gewachſen iſt, ihn nicht ſo wohl der Mangel des Verſtandes, als vielmehr die Eitelkeit ſeines Herzens antrieb, ſie zu übernehmen. Nirgends aber kömmt der Ehrliche, Einfältige oder Schwache ſchlimmer im Urtheile weg, als wenn er als eine öffentliche politiſche Perſon erſcheint, und ſeinen öffentlichen Zweck, es ſey durch Nachläßigkeit oder unzweckmäßige Maaßregeln, vernichtet. Der Grund

ſcheint darin zu liegen, daß wir durch die Länge der Zeit gewöhnt ſind, bei öffentlichen politiſchen Perſonen, bei Staaten, deren Repräſentanten und Unterhändlern, überhaupt, wenig oder keine Achtung gegen Recht und Pflicht vorauszuſetzen, wenn wir ſie im Verhältniſſe zu einander denken. Wir haben daher auch ein Mißtrauen gegen die angebliche Rechtſchaffenheit des Einfältigen, der als öffentliche politiſche Perſon auftritt und von Schlaueren angeführt wird. Denn wir denken: wenn er wirklich ſo gut und gerecht wäre, als er vorgiebt, oder zu ſeyn ſcheint; ſo würde er ſich mit einem Geſchäfte abgeben das er nicht verſteht, und wovon er wiſſen muß, daß es ohne große Klugheit nicht pflichtmäßig verwaltet werden kann. Wir ſind daher immer geneigt, bloß die Klugheit und Geſchicklichkeit derer zu meſſen, die auf dem politiſchen Theater erſcheinen, und von ihrer Tugend und Gerechtigkeit ganz abzugehen. — Wenn man ſich aber dieſer Beurtheilung der Klugheit allein überläßt, und Billigung und Mißbilligung ſtets an ſie hängt; ſo wird ſehr leicht das Princip der Klugheit auch gebraucht, um Gerechtigkeit und Tugend darnach zu meſſen, woraus eine ſehr verkehrte und höchſt ſchädliche Denkart entſpringt, welche Gerechtigkeit und Tugend, ihren einfachen populären Begriffen nach, oft als an ſich unzweckmäßig und

als nothwendig einfältig vorstellt, und in dem Begriffe der Klugheit einen besseren und richtigeren Begriff der Gerechtigkeit und Tugend gefunden zu haben vermeint. Diese Denkart wird insbesondre dadurch unterstützt, daß man das Nützliche, wornach die Klugheit immer strebt, mit dem Guten verwechselt, und aus dem ersten Begriffe den wahren Begriff der Pflicht ausfindig machen will. Ein Ländereroberer oder ein Landräuber wird sich, diesen erkünstelten Rechts- und Pflicht-Begriffen gemäß, leicht damit trösten, daß sein Raub das zweckmäßigste Mittel sey, das Volk in einen bessern und glücklicheren Zustand zu versetzen, ihm eine bessere Verfassung zu geben, und es seiner Bestimmung näher zu bringen. Und so wird er sich am Ende leicht vordemonstriren, daß seine Räuberei Pflicht war, und daß er selbst niederträchtig gewesen seyn würde, wenn er sich nicht zum Raube entschlossen hätte.

II. Die Gerechtigkeit der menschlichen Handlungen zu beurtheilen, ist selbst für den gemeinsten Verstand eine leichte Sache, so bald nur die Thatsachen klar sind. Es liegt dieser Beurtheilung die einfache Regel zum Grunde:

Wer Niemandes gesetzmäßige Freiheit verletzt, ist gerecht.

Die Freiheit ist nemlich dann gesetzmäßig, wenn

ſie in einem Syſteme freier Weſen durch ein allgemeines Geſetz als möglich gedacht werden, und alſo neben der Freiheit aller übrigen beſtehen kann. Sie iſt zugleich die wahre Sacherklärung des Begriffes eines Rechts. Der gemeine Verſtand denkt ſie ſich ganz richtig durch den Grundſatz, von dem ein jeder in Beurtheilung ſeiner eignen Freiheit ausgeht: Ich brauche für Niemanden von Rechtswegen etwas zu thun, als wozu ich mich ſelbſt (vermittelſt eines Vertrags) verſtanden habe. Daß der Menſch unſittlich und ſchlecht handeln könne, ohne dadurch anderer Freiheit zu verletzen, d. i. ungerecht zu ſeyn, iſt für ſich klar.

Die Beurtheilungen des Rechts werden durch zweierlei Umſtände erſchwert und verfälſcht, nemlich erſtlich durch Erdichtung falſcher Thatſachen, und dann durch Unterlegung falſcher Rechtsprincipien, welche man, wenn ſie deutlich und nackt (in abstracto) hingeſtellt werden, ſchwerlich billiget, aber doch in der Anwendung ſteten Gebrauch von ihnen macht.

Die Thatſachen, welche zur Beurtheilung des Rechts gehören, gehörig ausfindig zu machen, ſteht oft gar nicht in der Gewalt derer, welche ſich ein Urtheil über das Recht anmaßen. Und da der Menſch überhaupt einen ſehr großen Hang hat,

über Recht und Unrecht abzusprechen: so erdichtet er sich die Akten da, wo sie fehlen, gern nach seinen eignen Neigungen, damit er die verdammen kann, denen er nicht gewogen ist. In der That liegt der Grund, weswegen die Rechtsurtheile verschiedener Menschen oft so verschieden ausfallen, noch mehr in ihren verschiedenen Vorstellungen von den Thatsachen, als in ihren verschiedenen Rechtsgrundsätzen. Denn der wahre Begriff von Recht liegt in dem Herzen eines jeden verborgen, und wen Systemsucht nicht verwirrt und hartnäckig gemacht hat, wird sehr bald die Gründe des gemeinen moralischen Urtheils, das oft richtiger ausfällt als das gelehrte, finden.

Wir wissen alle, wie geneigt wir sind, über Privatprocesse zu entscheiden und die bürgerlichen Richter zu meistern, ohne daß uns je die Akten zu Gesicht gekommen sind, da die letzteren doch zur Formirung eines richtigen Urtheils unentbehrlich gehören. Indessen trifft man doch in Urtheilen dieser Art noch mehr Bescheidenheit an, als in solchen, welche über öffentliche politische Angelegenheiten, über Krieg und Frieden, und über Personen welche eine öffentliche Rolle spielen, gefällt werden. Da es bei Rechtsurtheilen nur auf Handlungen, nicht auf Gesinnungen ankömmt; so müßte man freilich über öffentliche Handlungen eher urtheilen können als über Privathandlungen, wenn nur auch dort

nicht so viele verdeckte Rollen gespielt würden. Dieses geheime Spiel, welches fast hinter allen öffentlichen Verhandlungen betrieben wird, und oft mit größeren Kräften wirkt, als was öffentlich preis gegeben wird, macht die Urtheile über das Recht und Unrecht öffentlicher politischer Thatsachen ungemein unsicher, besonders zu der Zeit, wo sie vorgehen. Gemeiniglich sind die Akten erst nach vielen Jahren vollständig zusammen zu bringen. Und wie schwer ist es dann nicht, ihre Wahrheit und Ächtheit zu prüfen? Ein Umstand, welcher auch diejenigen Großen, die eben nicht gleichgültig gegen ihren Nachruhm waren, verleitet hat, die ungerechtesten Dinge mit Dreustigkeit zu unternehmen, in der Hoffnung, daß ihre Ungerechtigkeiten auf immer ungewiß bleiben, und nicht ohne Schein der Gerechtigkeit seyn würden.

Der Einfluß falscher Rechtsgrundsätze ist nie wirksamer, als da, wo Leidenschaften antreiben, das Recht zu finden, was ihnen gemäß ist. Es giebt insonderheit zwei dergleichen Principien, welche das Urtheil über Recht und Unrecht verkehren, und den Leidenschaften der Richter mit dem Schein des Rechts ungemein schmeicheln. In dem einen erhebt man das Nützliche zum Kennzeichen des Rechts; es heißt: Was nützlich ist, ist recht; oder: Ich habe ein Recht, das Nützliche, be-

ſonders das Gemeinnützliche zu thun. In dem andern wird das Gute oder Pflichtmäßige überhaupt als der allgemeine Gegenſtand des Rechts eines Menſchen vorgeſtellt. Man müßte es ausdrücken: Ich habe auf die pflichtmäßigen Handlungen der andern ein Recht. Wer alſo ſeine Pflicht nicht thut, verletzt mein Recht, oder beleidigt mich, und ich kann ihn zwingen.

Beide Sätze verrathen ſchon dadurch ihre Falſchheit, daß man ſie nur für ſich und ſeine Partei, niemals aber für ſeine Gegner in der Praxis gelten laſſen will. Denn jeder würde über Verletzung ſeiner Freiheit und über Ungerechtigkeit ſchreien, wenn man ihn zwingen wollte, die Landſtraßen auf ſeine Koſten zu bauen, und den zwanzigſten Theil ſeines Vermögens den Armen zu geben, wo ihn kein Vertrag zu beiden verbindet, ſo gemeinnützig auch das erſte, und ſo pflichtmäßig auch das zweite ſeyn möchte. Ihr Einfluß auf die Beſtimmung der Rechtsurtheile iſt indeſſen außerordentlich groß, und verdient hier genaue Aufmerkſamkeit, da es insbeſondere in unſern Tagen bei den mancherlei geſchehenen oder noch zu befürchtenden Staatserſchütterungen üblich geworden iſt, über politiſche Geſinnungen und Handlungen nach denſelben zu urtheilen. Ich will daher den weiteren Einfluß dieſer Principien jetzt nicht erwähnen,

ſondern mich hier bloß auf die Berichtigung derjenigen Urtheile einſchränken, welche die Gerechtigkeit der politiſchen Geſinnungen und Handlungen der Bürger, und die Grundſätze des Staats betreffen, nach welchen dieſer jene behandelt.

Ich ſetze hier als allgemein zugeſtanden voraus, daß den Staat nur die Verletzung des Rechts zum Zwange gegen ſeine Bürger und gegen Fremde berechtigen könne, daß er kein Recht habe, das unkluge oder auch unſittliche Betragen anderer Menſchen zu beſtrafen, wenn dadurch keines ſeiner Rechte, oder der Rechte derer, die er ſchützen ſoll, verletzt wird. Dieſem gemäß behaupte ich nun:

1) Der Staat hat, nach wahren Rechtsgrundſätzen, nie ein Recht, einen andern wegen ſeiner bloßen politiſchen ſpekulativen Meinungen und deren Äußerungen zu beſtrafen, oder auf irgend eine Art Gewalt gegen ihn zu brauchen. Denn es kann durch eine bloße ſpekulative Meinung, welche jederzeit auf Behauptung eines allgemeinen Satzes, und nicht auf deſſen Ausführung gerichtet iſt, nie das Recht eines andern verletzt werden. Die geſetzmäßige Freiheit anderer im Meinen und Handeln, wird dadurch nicht im Mindeſten angetaſtet. Ich kann in einer Monarchie der Meinung ſeyn,

daß die Demokratie eine beſſere Regierungsform ſey, und umgekehrt; ich kann meine Meinung mit ihren Gründen mittheilen; ich kann behaupten, daß alle Regierungsverfaſſungen in Europa nach zwei Jahren oder nach hundert Jahren monarchiſch oder ariſtokratiſch oder demokratiſch ſeyn werden. Weſſen Recht verletze ich dadurch? Wer das Princip des Nützlichen zum Rechtsprincip erhebt, wird ſchon Bedenken finden müſſen, den Satz in ſeiner Allgemeinheit zuzugeben. Denn, wird er ſagen, könnte nicht die Ausbreitung von dergleichen Meinungen dem Staate ſchädlich werden? Iſt nicht zu fürchten, daß die Spekulation dereinſt in Handlung übergehen werde? Iſt dieſes nicht beſonders da zu fürchten, wo jedermann ſchon unruhig iſt, und im Begriffe ſteht in Handlung auszubrechen? So iſt der Willkühr freye Bahn gemacht. Denn wenn das Recht iſt, was dieſes Princip ſo heißt; ſo verpflichte ich mich, für jede Meinung oder Handlung, ſelbſt für die beſte, einen Rechtsgrund zur Beſtrafung derſelben zu finden. Denn von welcher Meinung oder Handlung läßt ſich wohl die Möglichkeit nicht denken, daß ſie dereinſt eine mir nachtheilige Wirkung veranlaſſen werde? Und iſt's nicht ſo der Willkühr vollkommen frei geſtellt, welche Meinung ſie beſtrafen will? Auch kann es wohl in gewiſſen Fällen der Pflicht der Behutſam-

keit eines guten Bürgers widerſprechen, ſeine politiſche Meinungen unter Menſchen zu äußern, von welchen er vermuthen kann, ſie möchten einen verkehrten, pflichtwidrigen oder gar ungerechten Gebrauch davon machen. Aber der Staat kann nimmermehr ein Recht haben, ihn wegen dieſer Unbehutſamkeit zu beſtrafen. Denn wegen ungerechter Handlungen iſt nur der dem Staate verantwortlich, der Urheber davon iſt, nicht der welcher ſie unſchuldiger Weiſe, d. i. ohne ſelbſt ein Recht zu verletzen oder eine Beleidigung zu begehen, veranlaßt. Politiſche Meinungen müſſen alſo in einem jeden Staate der Freiheit eines jeden überlaſſen bleiben, und es würde ſchon höchſt ungerecht ſeyn, Meinungen, wodurch keines Recht verletzt wird, zu verbieten. Ein Geſetz, durch welches verboten würde, eine Monarchie für eine beſſere Regierungsform zu halten als eine Demokratie, oder umgekehrt, würde mit allem Rechte ſtreiten. Aber gar Aufpaſſer auszuſchicken, welche die Meinungen der Unterthanen aushorchen, und den Unterthanen ihre dem Regierungsſyſteme entgegengeſetzten Meinungen entgelten zu laſſen, ohne daß ein poſitives Geſetz darüber vorhanden iſt, iſt die höchſte Tyrannei.

2) Politiſche Geſinnungen, welche der Denkungsart des Staats zwar widerſprechen, aber doch keinen moraliſchen Grund

rechtswidriger Handlungen in sich enthalten, können den Staat nie zur Gewalt gegen sie berechtigen. Eine Gesinnung ist eine Meinung, in wie fern sie auf den Willen Einfluß hat, und sich durch Wunsch, Begierde oder Handlung offenbaret; und man kann die Gesinnungen theils durch diese ihre Wirkungen, theils durch Worte erklären. Daß nur erklärte Gesinnungen ein Gegenstand der Gesetzgebung seyn können, wird wohl Niemand leugnen. Aber wenn auch einer oder mehrere Bürger ihre eifrigsten Wünsche für die Abänderung der gegenwärtigen Verfassung, für Endigung eines ihrer Meinung nach unnützen Krieges laut erklärten; wenn die Unterthanen eines Monarchen eifrig eine Demokratie, und die Unterthanen einer Demokratie eine Monarchie sich wünschen; wenn sie die Vorzüge der Verfassung, welche der ihrigen entgegenstehet, erheben, und die Mängel der ihrigen an den Tag bringen; wenn sie lau gegen ihr Vaterland sind, und nichts thun, als was die Strenge des Gesetzes von ihnen verlangt: so verletzen sie doch durch alles dieses gar nicht die Rechte ihres Staats, denn eine solche Denkart kann neben der vollkommensten Achtung der Gerechtigkeit bestehen. Ich kann eine Gesellschaft sehr unvollkommen eingerichtet finden, und doch gar keine Neigung haben,

ihre Rechte, welche ſie gegen mich hat, zu verletzen.

Die poſitiven Forderungen, welche der Staat an mich zu thun hat, ſind durch deſſen poſitive Geſetze beſtimmt. Was alſo dieſen nicht widerſpricht, bleibt meiner Freiheit überlaſſen; ſey es auch, daß ich mich als einen unpatriotiſchen Bürger dabei zeige, der eine gegen das Vaterland ſchlechte, aber doch nicht ungerechte Denkart verräth. Denn Handlungen der Güte oder Liebespflichten darf auch der Staat nicht von mir erzwingen.

Nach dem Rechtsgrundſatze des Nützlichen oder auch des Guten wird man freilich hierüber anders entſcheiden müſſen. Denn da es offenbar für den Staat nützlicher iſt, wenn alle Bürger mit ihm eine gleiche Geſinnung hegen, und eine entgegengeſetzte Geſinnung demſelben ſehr ſchädlich ſeyn kann; da es ferner freilich beſſer iſt, wenn jeder Bürger auch alle Liebespflichten erfüllt: ſo wird hiedurch jede willkührliche Maaßregel des Staats gerechtfertiget werden können. Denn daß der, welchen er zwingt, nicht mit ihm einerlei Geſinnung haben werde, iſt wohl allemal gewiß.

3) Eine Geſinnung, welche ein offenbarer hinreichender Grund iſt, ſeine vollkommnen Verbindlichkeiten gegen den

Staat zu übertreten, oder die Rechte des Staats zu verletzen, berechtiget zur Gewalt. Der Staat steht mit seinen Bürgern in dem Verhältnisse eines Vertrages. Er muß sich also darin auf sie verlassen können, daß sie das, was sie im Vertrage ihm versprochen haben, halten wollen, oder daß sie sich wenigstens dazu für verbunden erachten. Hätte daher jemand die Gesinnung, überall keine Verbindlichkeit gegen den Staat anzuerkennen; so würde er sich dem Staate als einen offenbaren Betrüger ankündigen, wenn er dieselbe laut werden ließe. Denn wer glaubt daß ein Vertrag nicht bindet, wer sich selbst dadurch nicht für verpflichtet hält, und doch andere dadurch zu Diensten gegen sich verpflichtet, betrügt den andern um seine Dienste, oder hat wenigstens den Willen ihn zu betrügen, so bald er nur kann. Wer also eine solche Gesinnung ankündiget, mit dem kann der Staat sich unmöglich auf die Bedingung eines Vertrags einlassen, und er hat ein offenbares Recht, ihn auszustoßen. Weiter aber kann sich sein Recht zur Gewalt doch nicht erstrecken, wenn er sich nemlich bisher doch vertragsmäßig betragen und die positiven Gesetze befolgt hat, gesetzt er hätte dieses auch nur aus Furcht oder Eigennutz gethan. Wer also erklärt oder andere belehrt, daß man gegen den Staat keine Pflichten habe, daß man nicht verbunden

bunden ſei, ſeinen poſitiven Geſetzen Gehorſam zu leiſten, die geſetzlich vorgeſchriebenen Abgaben zu entrichten, daß man den Regenten ermorden, den Staat betrügen dürfe ꝛc. verräth eine Geſinnung, welche ihn zu einem Staatsbürger ganz untauglich macht, und wenn er doch den Staatsvertrag bei dieſer Geſinnung eingeht; ſo will er offenbar bloß die Vortheile des Staats benutzen, ohne die Gegenpflichten zu erfüllen, und iſt ein wirklicher Betrüger, mit dem der Staat nichts zu ſchaffen haben muß. Deshalb, daß er andere von ſeiner Meinung, daß es nemlich keine Pflichten gegen den Staat gebe, überreden will, darf ihn der Staat doch nicht ſtrafen, er müßte denn dabei zugleich die Abſicht gehabt haben, ſich Gehülfen zu illegalen Handlungen zu ſchaffen, wo denn doch bloß der Anfang einer rechtswidrigen Unternehmung, aber nicht die Mittheilung ſeiner Meinung beſtraft würde. Daß eine ſträfliche Geſinnung da ſei, kann aus nichts als aus ſträflichen angefangenen oder ausgeführten Handlungen geſchloſſen werden. Eine bloße ſpekulative Meinung kann hingegen gar nicht als ein Beweis der Geſinnung angeſehen werden. Wenn daher gleich jemand alle Verbindlichkeit der Verträge, folglich auch des Staatsvertrages, in der Spekulation leugnete; ſo folgte doch nicht, daß er überall keine Verbindlichkeit ge-

gen den Staat erkennete; denn wenn er auch einen falschen Grund der Verbindlichkeit angäbe, so kann daraus niemals auf eine schlechte Gesinnung geschlossen werden. Und spekulative Meinungen, sollten sie auch den Grund aller Moralität selbst angreifen und umzuwerfen drohen, gehören daher nie vor das Forum des äußeren Gerichts. Es kömmt dabei bloß auf Gründe an, wogegen sich nicht Zwang, sondern nur allein Vernunft gebrauchen läßt. Eine Meinung ist nie eher eine Gesinnung, als bis ihr Einfluß auf den Willen gewiß ist, und eine Gesinnung verletzt nie das Recht des Staats, als wenn sie ein hinreichender Grund ist, die vollkommnen Verbindlichkeiten zu vernichten, welche man ihm schuldig ist; und nur in diesem einzigen Falle kann die Gesinnung einen Staat zur Gewalt berechtigen. — Daß der Staat übrigens bei Besetzung seiner Aemter auf die ihm günstigen Meinungen und Gesinnungen derer die er wählt, Rücksicht nehmen könne, leidet keinen Zweifel. Aber eben so klar ist es, daß eine entdeckte Gesinnung in einem Beamten, die der Gesinnung des Staats entgegen ist, kein Rechtsgrund seyn kann, ihn seines Amtes zu entsetzen, wenn dieselbe ihn nicht zur Erfüllung seiner allgemeinen und besonderen vollkommnen Pflichten gegen den Staat unfähig macht.

4) Der Bürger behält vollkommne Freiheit in Ansehung aller Handlungen, welche nicht durch die positiven Gesetze des Staats verboten sind. Vermöge der natürlichen Gesetze ist keine Handlung verboten, als diejenige welche das Recht des andern, also auch des Staats wirklich verletzt. Handlungen aber, aus welchen möglicher oder wahrscheinlicher Weise eine Verletzung des Rechts entspringen könnte, die aber doch nicht selbst zureichende Gründe wirklicher Beleidigungen sind, sondern es nur durch andere Ursachen, d. i. zufälliger Weise werden können, sind durch die bloßen natürlichen Gesetze nicht verboten; und wenn daher eine positive Strafe auf die Übertretung des natürlichen Gesetzes bestimmt ist; so kann diese auf solche Handlungen, die nicht wirkliche Übertretungen, sondern nur zufällige Gründe möglicher Übertretungen sind, nicht bezogen werden. Große Volksversammlungen, geheime Gesellschaften, öffentlicher, auch bitterer Tadel der Gesetze und politischen Verfassung, der öffentlichen Unternehmungen des Staats, sind den natürlichen Gesetzen zufolge, noch keine rechtlichen Beleidigungen des Staats, gesetzt alles dieses zielte auch darauf ab, die Staatsverfassung zu verändern. Denn dieser Zweck ist nicht an sich unrecht; nur die rechtswidrigen Mittel zu demsel-

ben ſind es. Obige Handlungen können aber neben dem größten Gehorſam gegen die Geſetze beſtehen, und ſind alſo nicht unrecht. Es könnte aber doch wohl ſeyn, daß große und geheime Verſammlungen für die Rechte des Staats als gefährlich, und öffentlicher Tadel der Geſetze als ein Reiz zu illegalen Handlungen, beides alſo ſchon als ein Anfang der Beleidigung erkannt würden. In dieſem Falle würde allerdings ein poſitives Geſetz entſpringen können, welches jene Handlungen unterſagt, und die ſonſtige natürliche Freiheit bis auf einen gewiſſen Punkt einſchränkt.

Indeſſen ſind dergleichen Verordnungen des Staats, wodurch er ſich ſchon von weitem her ſichern, und den Angriff nicht abwarten will, doch ſehr zweideutig, und können von Seiten des Rechts ſchwerlich gerechtfertiget werden, wenn dieſe Geſetze zugleich eine Menge von Handlungen unterſagen, in welchen an ſich betrachtet nichts iſt, was den Staat beleidiget, ſondern die nur in der Ferne zufällige Veranlaſſungen werden können, ihn zu beleidigen. Wenn die Polizei in einer Stadt jeden Bürger das Ausgehen des Abends verbieten wollte, weil oft Menſchen angefallen ſind; ſo wäre dieſes freilich ein ſicheres Mittel, allen ferneren Unfug dieſer Art zu verhüten, aber offenbar ein tyranniſches Mittel. Denn zur Sicherheit der Bür-

ger ſoll die Polizei nicht die unſchuldige Freiheit derſelben einſchränken, ſondern mit ihrer eignen poſitiven Kraft (hier durch Bewachung der Straßen und Entdeckung der Thäter) Sicherheit ſchaffen. Und eben ſo muß jeder wohleingerichtete Staat klug und ſtark genug ſeyn, Beleidigungen, die ihm widerfahren, zu entdecken und zu beſtrafen, ohne daß er die Einſchränkung der unſchuldigen Freiheit anderer, als Mittel gebrauchen darf, ſich zu ſichern. Er ſtrafe die Geſellſchaften, welche ſich geſetzwidrige Handlungen gegen ihn erlauben, ſo wie diejenigen, welche ſich, durch politiſche Vernünftler (Raiſonneurs) verführt, gegen ihn wirklich vergehen. Und iſt Gefahr da; ſo hat er ja tauſend Augen, welche ſie entdecken können. Warum will er weiter in die Freiheit ſeiner Bürger eingreifen, als es nöthig iſt? Solche Schritte werden ſeine Gerechtigkeit allemal in ein zweideutiges Licht ſtellen, und ihn dem Verdachte der Tyrannei ausſetzen. Denn dieſer entſpringt unvermeidlich, ſobald er an ſich unſchuldige Handlungen unter dem Vorwande verbietet, daß ſie doch dem Staate gefährlich werden könnten. Solche Maaßregeln laſſen ſich daher auch nur unter falſchen Rechtsgrundſätzen verſtecken. Denn was darf der Staat nicht thun, wenn er zu allem Recht hat, was ihm nützlich ſeyn und die pflichtmäßigen Handlungen

ſeiner Bürger erpreſſen kann? Nach wahren Rechtsprincipien kann der Staat keine Geſellſchaft aufheben oder verbieten, als von welcher erwieſen (nicht durch Konſequenzmacherei gefolgert) iſt, daß ſie den Willen habe, ſeine oder anderer Rechte zu verletzen; keine Reden und Schriften unterſagen und beſtrafen, als aus welchen eine beleidigende Geſinnung, ein Unternehmen die Rechte anderer anzugreifen, offenbar hervorgehet. Wer zum Aufruhr ermuntert, iſt ſtrafbar: wer aber unzufrieden mit der Staatsverfaſſung iſt, wer auch andere durch ſeine Reden oder Schriften unzufrieden mit der Verfaſſung und den Geſetzen macht, aber doch weder ſelbſt ſeine Zwangspflichten gegen den Staat verletzt, noch andere dazu beredet, iſt vor dem Rechtsgeſetz nicht ſchuldig. Denn man kann ſehr unzufrieden mit einem Vertrage ſeyn, den man geſchloſſen hat, muß aber doch die Verpflichtung anerkennen, ihn pünktlich zu erfüllen. Der Staat wird aber allezeit wohl thun, nur ſolche Geſetze zu geben, wozu ſein Recht nicht beſtritten werden kann, und woraus der Wille hervorleuchtet, die unſchuldige Freiheit ſeiner Bürger nie zu verletzen.

Aus dem bisherigen werden ſich auch die Grundſätze ergeben, nach welchen der Staat das Betragen ſeiner Bürger während eines Angriffes auf ſeine Rechte, rechtlicher Seits zu beurtheilen hat.

Es giebt insonderheit zwei Fälle dieser Art, wo falsche Rechtsgrundsätze den Staat leicht zu ungerechten Maßregeln verleiten können. Der erste tritt im Zustande einer Staatsrevolution, der andere im Kriege ein. Im ersteren werden die Rechte des Staats innerlich, im letzteren äußerlich angegriffen.

In einer Revolution streiten zwei oder mehr Parteien um die Oberherrschaft. Der rechtmäßige Besitzer derselben muß allerdings jeden Angriff auf ihn, jedes Unternehmen, ihm die Oberherrschaft zu entreißen, für eine grobe Beleidigung ansehen; und wer sich mit dem ungerechten Angreifer, ihn zu beleidigen vereiniget, ist offenbar schuldig. Der rechtmäßige Oberherr kann daher mit Recht verlangen, a) daß sich Niemand seiner Unterthanen als Organ gebrauchen lasse, seine Rechte zu verletzen; b) daß alle, welche die besondere Verpflichtung haben, sein Ansehen gegen widerrechtliche Angriffe zu schützen, ihre übernommene Pflicht erfüllen. Die erste Forderung geht alle Unterthanen an, die letztere aber nicht. Denn es ist keine allgemeine Zwangspflicht der Unterthanen, die Rechte ihres Oberherrn auch durch Thaten (positive Handlungen) mit ihren persönlichen Kräften zu schützen. Er muß zu diesem Zwecke besondere Anstalten treffen, und kann das ihm übergebene Vermögen benutzen, um eine Macht

zu organiſiren, wodurch er ſich in ſeinen Rechten gegen gewaltſame Angriffe vertheidigen mag. Sich zu dergleichen Organen brauchen zu laſſen, darf er die Unterthanen im allgemeinen nicht zwingen, ſondern muß eine Anzahl derſelben durch beſondere Verträge zu dieſem Zwecke verpflichten. Aus dem allgemeinen Staatsvertrage kann alſo die Verpflichtung, durch perſönliche Kräfte für die Rechte des Oberherrn zu ſtreiten, nicht erwieſen werden; und wer daher in dieſen Kampf ſich nicht einlaſſen will, und ſich bei einer Revolution ganz ruhig verhält, dem können ſeine Unterlaſſungshandlungen nicht als Beleidigungen des Oberherrn zugerechnet werden, wenn ihn nicht etwa ein beſonderer Vertrag mit dem Oberherrn zum thätigen Schutze ſeiner Rechte verpflichtete.

Überhaupt hat der Unterthan in Anſehung des Rechts, mit welchem der Oberherr regiert, keine rechtskräftige Stimme. Seine Maxime hierüber muß folgende ſeyn: »Wenn der Oberherr mir nur »ſolche Geſetze giebt, mir nur ſolche Handlungen ge»bietet, die mir ein rechtmäßiger Oberherr gebie»ten darf, ſo will ich ihm gehorchen; mit wel»chem Rechte er aber ſelbſt Oberherr ſey, darüber »will ich mir nicht anmaßen zu entſcheiden.« Der Grund, weshalb dieſe Maxime zum Princip der Unterthanen gemacht werden muß, iſt, weil ſonſt

jeder Oberherr rechtmäßiger Weiſe angegriffen werden könnte. Denn in dem angenommenen Falle müßte doch das Urtheil des Unterthanen, das ihn zum Beiſtande des einen, oder zum Widerſtande des andern beſtimmte, ein für ſich rechtskräftiges Urtheil ſeyn. Der Unterthan verſetzt ſich nemlich durch ein ſolches Urtheil in einen außerbürgerlichen Zuſtand, wo er ſich nach ſeinen eignen Einſichten erſt einen Oberherrn wählt; und ihn kann daher nur ſein Urtheil leiten, weil er noch keinen Richter anerkennt, als den, welchen er ſich in ſeinem Oberherrn ſelbſt wählt. Hätte nun ein jeder Unterthan das Recht über das Recht des Oberherrn rechtskräftig, d. h. ſo zu urtheilen, daß er ſein Urtheil über ihn in Ausübung bringen darf: ſo würde der Oberherr mit jedem ſeiner Unterthanen in einem immerwährenden Zuſtande des Krieges leben. Denn ſetzet, ein Unterthan halte dafür, ſein bisheriger Oberherr regiere mit Unrecht; ſo iſt ſein Urtheil nach der Vorausſetzung rechtskräftig (weil nur der Oberherr Richter über ihn iſt, den er aber eben nicht anerkennt); folglich würde er, ſo wie jeder andere Unterthan, den Oberherrn nach Belieben angreifen dürfen, und dieſer dürfte dieſe Angriffe, da er ſich mit ſeinen Unterthanen hier im Naturſtande befände, er alſo nicht Richter über ſie in dieſem Falle ſeyn könnte, und dieſe nach ih-

ren Rechtseinſichten handelten, zwar zurücktreiben, aber nicht beſtrafen. Dadurch würde nun offenbar der Staat rechtlicher Seits ſelbſt unmöglich gemacht; ich ſchließe alſo, daß obige Maxime als Princip für jeden Unterthan gelten müſſe.

Hieraus folgt aber auch, daß der Unterthan keine Befugniß habe, das Recht deſſen rechtskräftig zu beurtheilen, der ſeinem Oberherrn das Recht zu ſeiner Oberherrſchaft ſtreitig macht, und mit ihm einen Kampf um die Oberherrſchaft wagt. Er wird es lediglich und allein den ſtreitenden Parteien überlaſſen müſſen, ihre Sache mit einander auszumachen, weil er ſich keinen gültigen Richterſpruch, weder über den einen noch den andern anmaßen kann. Der Grundſatz, welcher bei allen Kolliſionen dieſer Art befolgt werden ſoll, iſt in dem alten Spruche enthalten: »Jedermann ſei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat;« oder: »Jeder Unterthan gehorche dem, der ein Recht auf die Oberherrſchaft prätendirt, in allen Stücken, die auch ein rechtmäßiger Oberherr von ihm fodern könnte, wenn und ſo lange der Prätendent zugleich die Macht in Händen hat, ohne ſich darum zu bekümmern, ob er ein Recht dazu habe, oder nicht.«

In wie fern die Unterthanen ein organiſches Ganzes des Staats ausmachen, und als ſolche ſelbſt

an der Souveränität Theil nehmen, ſind ſie nicht als Unterthanen, ſondern als Staatsbürger zu betrachten, denen allerdings in Gemeinſchaft (in corpore) eine rechtskräftige Stimme in Anſehung ihres eignen Rechts zuſteht, die folglich auch ihr Recht gegen einen andern Theil der Verwalter der ſouverainen Gewalt, welcher ſich etwa die Verwaltung der Souveränität allein anmaßen wollte, mit Gewalt gegen ihn durchtreiben können. Denn da, wenn die Gewalten in der Regierungsform unter mehrere künſtliche Perſonen vertheilt ſind, nur dann der eine Staatskörper einen Willen für ſouverain halten kann, wenn er ſelbſt geſetzlich mit eingeſtimmt hat, da er in dieſem Falle ſelbſt mit den ſouverainen Willen muß beſtimmen helfen; ſo hat er in dieſer Hinſicht ſo wenig einen Richter über ſich im Staate, als der andere Theil, mit welchem er den Souverain zuſammen genommen ausmacht; und wenn ſie daher uneinig unter einander werden, und alle Mittel der Vereinigung, welche in der Verfaſſung liegen, nicht helfen können; ſo zernichten ſie die Souveränität, welche ſie zuſammen genommen ausmachen; und da keiner dem andern über ſich eine Richtergewalt zugeſteht, ſo befinden ſich beide gegen einander im außerbürgerlichen Zuſtande, und jeder wehrt und vertheidigt ſich hier ſo gut, als er kann. In England wird ein Geſetz

erſt dadurch zum ſouverainen Willen erhoben, daß die Parlamenter zu dem Willen des Königes ihre Zuſtimmung geben, oder umgekehrt. Man ſetze, ein König daſelbſt wollte ſich anmaßen, ſeinen Willen als Geſetz, ohne oder gar gegen die Einſtimmung der Parlamenter, ausgehen zu laſſen; ſo wird jeder einräumen, daß die Parlamenter ein vollkommnes Recht haben, dieſen Eingriff in ihr Recht zu rügen, und auch, wenn es nicht anders ſeyn kann, mit Gewalt ihn zu verhindern. Aber ſetzet, eine Privatperſon oder mehrere zuſammen wollten ſich anmaßen, einen ſo gefährlichen Streit kurz abzuthun, einen ſo tyranniſchen König aus dem Wege zu räumen; ſo werden dieſe als Verbrecher mit allem Rechte beſtraft werden. Denn 1) griff der König nicht ihr Recht, in wie fern ſie Privatperſonen ſind, an, ſondern das Recht eines politiſchen Körpers, der ſich auch in dieſer Form allein vertheidigen muß; ſie haben ſich alſo 2) in eine Sache gemiſcht, die ſie nichts angeht, und wo ſie ſchlechterdings keine gültigen Richter ſeyn können. Ihr patriotiſcher Eifer kann ſie alſo auch ſelbſt vor demjenigen Körper nicht entſchuldigen, deſſen Rechte ſie zu vertheidigen gedachten, und ſelbſt dieſer muß den, der ſich als eine Privatperſon gegen den Tyrannen eine Gewalt erlaubt, wozu er durch das öffentliche Geſetz nicht autoriſirt war, nach den

gemeinen Geſetzen des Landes verdammen. Denn in einem Staate ſteht jeder unter dem Schutze der Geſetze gegen willkührliche Gewaltthätigkeiten der Unterthanen, ſelbſt der, welcher den Staat angreift.

Durch dieſen Grundſatz verlieren freilich viele politiſche Heiligen die Glorie, womit ſie der Enthuſiasmus der Menſchen geſchmückt hat, und die Brutus, und Skävola's, die Ankerſtröme und Corday's fallen in die Klaſſe der Klemens und Ravaillak's herab. Denn, ſo verſchieden auch ihre beſonderen Abſichten bei ihren Handlungen ſeyn mochten; ſo war doch das Princip, welches ihren Handlungen zum Grunde lag, nemlich, des Reichs Wohlfahrt durch eine Mordthat zu befördern, eins. Der Grundſatz, das Gemeinnützige zum oberſten Zeichen des Rechts zu machen, wornach ſie ſich berechtiget oder gar für verpflichtet hielten, das zu thun, was in ſeinen Folgen gut ſeyn könnte, führte ſie alle irre, und die mit ihnen gleiche Wünſche hatten, wurden ihre Bewunderer. Aber die verbeſſerte Einſicht in die Natur des Rechts und der Pflicht belehrt uns, daß wir hier zwar die Kraft einer Idee bewundern können, aber daß kein moraliſcher Geiſt, keine rechtliche Wirkung dabei iſt, die auf unſre Achtung Anſpruch machen könnte.

In innern politiſchen Streitigkeiten der Gro-

ßen alſo, oder der Parteien, die ſich um die Souveränität ſtreiten, hat der Unterthan ein Recht und ſelbſt eine Pflicht, ſich leidend zu verhalten, und ſich in dieſe Streitigkeiten thätig nicht zu miſchen. In wie fern er bloß Privatmann iſt, befolgt er die Geſetze der Gewalthabenden, die ihn angehen, ſo weit ſie von einer rechtmäßigen Obergewalt herrühren können. In wie fern er Organ des Staats iſt, d. i. ein öffentliches Amt bekleidet, oder ſich zu Ausführung eines Staatszwecks verpflichtet hat, befolgt er die Vorſchriften deſſen, gegen welchen er ſich unmittelbar verpflichtet hat, wenn ſie nur ſo beſchaffen ſind, daß ſie von einer rechtmäßigen Regierung gegeben werden können; und wenn die künſtliche Perſon, der er bisher verpflichtet war, vernichtet iſt, ſo gehorcht er der, welche an deren Stelle im Beſitze der höchſten Gewalt iſt. Denn jeder Staatsbeamte wird dem Souverain der nie ſtirbt, nicht einem beſtimmten Menſchen der durch Zufälle und Unglück ſeine Stelle verlieren kann, verpflichtet. Die Verpflichtung gegen den Souverain hört alſo bei allem Wechſel der Perſonen, die ihn vorſtellen, nie auf. Hieraus folgt:

1) Daß keine Perſon, welche durch einen Mächtigern aus dem Beſitze der Souveränität geworfen iſt, das Recht habe, von den Unterthanen zu

fordern, daß ſie ihm mit Gewalt wieder zu ſeinem Rechte verhelfen.

2) Daß, im Fall es dem verjagten Regenten gelingt, ſich wieder in Beſitz der Souveränität zu ſetzen, dieſer kein Recht habe, die Unterthanen deshalb zu beſtrafen, daß ſie den Prätendenten, der bis dahin im Beſitze geweſen iſt, gehorſam geweſen ſind. Denn ſie hatten gar keine Befugniß, das Recht der Streitenden zu beurtheilen. Und darum, daß ſie Geſetze befolgt haben, die jeder rechtmäßige Regent auch hätte geben können, haben ſie ſich vollkommen pflichtmäßig aufgeführt, folglich nichts ſtrafwürdiges begangen.

3) Was das Verhältniß der Prätendenten ſelbſt betrifft, die mit einander um die Souveränität ſtreiten; ſo iſt es das Verhältniß des Krieges gegen einander, eines Zuſtandes, in welchem keine Partei über die andere eine Oberherrſchaft hat, folglich auch keiner den andern dafür beſtrafen kann, daß er ſein vermeintes Recht nach Kriegsgeſetzen mit Gewalt ausführen will, wenn er ihn gleich beſiegt und zum Nachgeben gezwungen hat. Wenn man aber auch in gewiſſen Fällen, nemlich da, wo der Unterthan gegen ſeine Verpflichtung ſich dem Souverain widerſetzt, oder Anſprüche auf Souveränität macht, oder wo die eine Partei auch nicht einmal einen Rechtsvorwand haben kann,

ein Recht zur Beſtrafung derſelben anerkennen wollte; ſo könnte dieſes Recht ſich doch niemals auf diejenigen erſtrecken, die in dem Verhältniſſe der Unterthanen zu dieſem Rebellen geſtanden, und ihm in ſolchen Stücken gehorcht haben, die auch ein rechtmäßiger Souverain ihnen hätte gebieten können. Die Erfahrung lehrt, daß die Noth die ſtreitenden Parteien endlich, nachdem ſie alle Grauſamkeiten gegen einander verübt haben, dahin bringt, ſich nach Kriegsgebrauch zu behandeln. Wenn die franzöſiſchen Emigranten nur ſtärker und unabhängiger wären, die Franzoſen würden bald ihre grauſame Maxime, wornach ſie ihnen als Kriegsgefangenen den Pardon ſchlechterdings verweigerten, haben aufgeben müſſen. In der Vendée ſcheint man das Kriegsrecht ſchon mehr anzuerkennen; ein Zeichen, daß dort die Feinde furchtbarer ſind. Die alliirten Mächte hätten anfänglich gern alle franzöſiſchen Republikaner als Rebellen behandelt. Aber die vielen hunderttauſend Arme, welche das jus talionis ausüben möchten, bewirkten doch, daß ſie, wenigſtens mit ihren Soldaten, nach Kriegsgebrauch verfuhren. Und was konnte das Gefangenhalten einiger Konventsdeputirten anders bewirken, als daß der Konvent wieder Perſonen, die mit dem Feinde verbunden waren, ins Gefängniß warf? Und an dergleichen Gelegenheiten, das Wiedervergeltungs-

geltungsrecht oft auf eine grauſame Art auszuüben, kann es einem großen Volke nie fehlen. Was kann es alſo helfen, da die Rolle des Oberherrn ſpielen zu wollen, wo man weder zugeſtandenes Recht noch hinlängliche Macht hat?

4) Wenn eine Perſon, es ſei eine natürliche oder künſtliche, im Beſitz der Souveränität iſt, und ein Unterthan übt entweder als Organ auf ihren Befehl, oder als bloßer Unterthan aus der allgemeinen Pflicht eines Unterthanen, Gewalt gegen einen andern aus, geſetzt, es ſei dieſes auch die Perſon des unterdrückten Souverains ſelbſt; ſo kann der letztere, im Fall er wieder in ſeine Würde eingeſetzt wird, oder andere, die ſein Recht vertheidigen, den, der in einem ſolchen Verhältniſſe ſolche Gewalt gegen ihn gebrauchte, wozu ihn ſein Souverain berechtigte oder verpflichtete, nicht ſtrafbar finden. Denn er gehorcht dem Regenten, der im Beſitze iſt; mit welchem Rechte, darum hat er ſich als Unterthan nicht zu bekümmern. Thut jener Unrecht, ſo hat er es zu verantworten, nicht der Unterthan, der einem Gebote, das jeder rechtmäßige Regent ebenfalls geben könnte, gehorcht. Setzet, der franzöſiſche Nationalkonvent, der damals im Beſitz der ſouverainen Gewalt war, fand es für nöthig Ludwig den 16ten gefangen zu halten; ſo hat dieſer allein ſeine Hand-

lung zu verantworten, und keiner derer, die als Organ von ihm zu dieſer Gefangenhaltung gebraucht worden. Die Wachen, die ihn entſchlüpfen laſſen, werden mit Recht beſtraft, und Niemand, auch Ludwig ſelbſt nicht, wenn er wieder König von Frankreich geworden wäre, würde berechtigt geweſen ſeyn, ſie für ihre Treue gegen ihren damaligen Souverain zu beſtrafen. Setzet nun, Ludwig entwiſche ſeinem Gefängniſſe; der Nationalkonvent giebt in allen Städten Befehl, alle verdächtige Perſonen anzuhalten, und den entflohenen König auszuſpüren; ſo wird jede Municipalität verpflichtet ſeyn, eben ſo genau nachzuforſchen, als ob ein Steckbrief ſie aufforderte; und ſetzet, es fange den Flüchtling ein Unterthan auf, der nicht ausdrücklich dazu aufgefordert iſt, bloß um der allgemeinen Pflicht willen, die ihm obliegt, die Zwekke ſeines Souverains auf alle rechtliche Art zu befördern; ſo iſt ſowohl die Obrigkeit, welche genau nach dem Flüchtigen forſcht, als auch der Mann, der aus Patriotismus den Entflohenen in die Hände des Souverains zurückliefert, nicht nur völlig ſchuldlos; ſondern beide handeln auch ihrer Pflicht gemäß, und das Unrecht, welches dem unglücklichen König der Souverain zufügt, kann dieſen Werkzeugen ſeiner Macht ſchlechterdings nicht zugerechnet werden, und ſie können deshalb auf keine

Weiſe ſtrafbar ſeyn, ſondern müſſen vielmehr wegen ihrer Treue. auch von dem, der darunter leidet, gelobt werden. Wenn Drouet Poſtmeiſter in Athen geweſen wäre, und Sokrates, von dem er wußte, daß er in Athen von den Archonten gefangen gehalten werden ſollte, wäre entflohen, und hätte von ihm verlangt, daß er ihn forthelfen ſollte; ſo hätte er die Verbindlichkeit gehabt, dem Staate den Sokrates wieder in die Hände zu liefern, geſetzt, er hätte auch gewußt, daß er dieſen tugendhaften Mann unſchuldig hinrichten würde. Denn daß der Souverain ſeine Pflicht verletzt, das hat der Unterthan nicht zu verantworten; und wenn er auch gleich durch die Beobachtung ſeiner Pflicht dazu beiträgt, daß jener ſein Unrecht deſto eher thun kann; ſo hört doch ſeine Handlung um dieſer übeln Folge willen, die er jedoch gar nicht will, darum nicht auf, Pflicht zu ſeyn. Die Pflicht des Unterthanen iſt aber, dem Souverain in allen Stücken, die ein Souverain nur immer von ihm verlangen kann, zu gehorchen, und ſich übrigens um das, wozu der Souverain das, was er ihm leiſtet, gebrauchen mag, nicht zu bekümmern, weil er es nicht zu verantworten hat.

In dieſem letzteren Punkte ſind die gemeinen Urtheile über Recht und Unrecht außerordentlich unrichtig, welches wieder daher kömmt, daß man

das eigentliche Kennzeichen der Pflicht, nemlich die Allgemeinheit der Maxime vergißt, und die Folgen der Handlungen. das Nützliche oder Schädliche dazu erhebt, wo denn natürlich, der Unsicherheit dieses Kriteriums nicht zu gedenken, der eine das seinen Absichten sehr zuwider, d. h. sehr schädlich findet, was der andere den seinigen sehr gemäß, d. i. für sehr nützlich hält; und somit wird denn hier das bis in den Abgrund der Hölle verflucht, was dort bis im Himmel erhoben wird. André wird in Amerika als ein Verbrecher hingerichtet, während daß man ihm in England Ehrensäulen errichtet. Drouet wird in Österreich um derjenigen Handlung willen schimpflich behandelt, weshalb man ihn in Frankreich als einen Patrioten preiset. Prüft man das Verfahren beider Männer nicht nach den Folgen, sondern nach den Maximen, die ihnen zum Grunde lagen, so wird man bald das Wahre in der Sache finden, und richtig beurtheilen können, ob sie recht oder unrecht handelten. Wenn z. B. jeder Unterthan nach der Maxime verführe: dem machthabenden Souverain in allen Stücken Folge zu leisten, die ein rechtmäßiger Souverain von ihm nur fordern kann, und alle seine Zwecke, die als Recht gedacht werden, zu befördern, ohne darüber zu raisonniren, ob der Souverain auch selbst recht daran thue; so

würde es offenbar ganz wohl um den Staat ſtehen, und alle Souveraine können nicht minder, als alle Unterthanen mit einſtimmen. Wenn man alſo Droucts ſamöſe Anhaltung des flüchtigen Königes, welche doch aus dieſer Maxime floß, für unrecht hält; ſo geſchieht dieſes nur deshalb, weil ſie einer Neigung widerſpricht, der zu Gunſten man ſich gern eine Ausnahme vom Rechte erlauben möchte. Eben ſo erhellet das Unrechtmäßige der Andréiſchen Verräthererei augenblicklich, ſo bald man nur die Maxime, nach der er handelte, darſtellt, welche keine andere ſeyn konnte, als: »Ich will meinem »Vaterlande einen Dienſt, mit Verletzung der all»gemeinen Pflicht der Ehrlichkeit gegen andere, er»weiſen;« oder: »Ich will unter dem Schein eines »Unterthanen des Feindes die Feinde betrügen, um »dadurch meinem Vaterlande Vortheil zu ſchaffen.« Die erſte Maxime iſt offenbar unmoraliſch, und die letztere verräth ihre Ungerechtigkeit, und zugleich das Befugniß des Feindes, ihn als Verbrecher zu ſtrafen. Denn wer die Maske eines Unterthanen annimmt, unterwirft ſich eben dadurch auch den Staatsgeſetzen, und wenn er daher unter dieſer Maske Verrätherei treibt; ſo wird die Strafe, welche das Landesgeſetz beſtimmt, mit Recht an ihm vollzogen.

Im Kriege vertheidigen Staaten gegen einan-

der ihr Recht mit Gewalt. Keiner der kriegenden Parteien hat ein zu Recht beſtändiges Urtheil über den andern. Jeder hat ein Recht ſein eigner Richter zu ſeyn, und nur der Vergleich oder die völlige Vernichtung des einen durch den andern, kann den Streit beenden. Im Kriege hat daher auch kein Unterthan eine rechtskräftige Stimme, und kann ſich alſo kein praktiſches *) Urtheil über die Parteien, d. h. ein ſolches, das er in Ausführung bringen dürfte, anmaßen; hieraus fol-

*) Spekulative Urtheile mögen die Unterthanen fällen. Dieſe Freiheit darf ihnen nie genommen werden. Denn ſo abweichend dieſe auch von der Meinung ihres eignen Staats ſeyn mögen; ſo ſagen ſie ſich doch dadurch nicht von ihren Verbindlichkeiten gegen denſelben los. Wenn ein franzöſiſcher oder engliſcher Unterthan den Krieg, den ſein Staat führt, für unnütz oder ungerecht hält; ſo behält er doch die Verbindlichkeit, die Ausſchreibungen ſeines Souverains zu Kontributionen, ja ſogar zu Werbungen, in ſo weit ſie ihn angehen, zu befolgen. Denn er hat weder das Unſchickliche noch das Ungerechte in den Handlungen ſeines Staats zu verantworten; hat aber die bleibende Pflicht, alles was ihm der Staat gebietet, zu thun, wenn das, was er ihm befiehlt, nur für ſich ſelbſt betrachtet, d. i. der Maxime nach, die er dabei befolgt, nicht ungerecht iſt. Einen Spion abzugeben, iſt an ſich unrecht. Dieſe Rolle zu ſpielen kann alſo kein Staat ſeinen Unterthanen befehlen. Aber gegen den Feind als Soldat zu fechten iſt nicht an ſich, folglich auch nicht in der Handlung des Soldaten unrecht, obgleich der Staat das Fechten mit Unrecht anfangen kann, welches aber der Soldat nicht zu verantworten hat.

gen folgende Grundsätze in Beziehung auf das Betragen der Unterthanen, die ich hier nur noch ganz kurz anzeige:

1) Da im Kriege nur Staat gegen Staat ficht; so darf kein Unterthan, als solcher, sich in den Streit mengen. Armeen sind die Arme des Staats. Diese mögen also ihr Heil gegen einander versuchen. Aber wenn ein Soldat Bürger, Weiber und Kinder plündert; so verdient er so gut Bestrafung, selbst von seinem Anführer, als wenn Bürger und Bauern auf ein feindliches Regiment aus den Häusern schießen, oder sich sonst für ihren Kopf, ohne dazu vom Staate organisirt zu seyn, Gewaltthätigkeiten gegen die Feinde erlauben.

2) Wenn Magistrate, als Organe des Staats, der Gewalt nachgeben, und den Willen des Feindes, so weit und überhaupt als eine Staatsverordnung gedacht werden kann, gesetzmäßig ausführen; so handeln sie nicht gegen ihre Pflicht. Denn ihr eigner Souverain muß in die Maxime einstimmen: »das, was der Feind durch unordentliche »Gewalt erzwingen könnte und würde, lieber nach »Principien der Gleichheit und Proportion durch »seine eignen Organe zusammenbringen zu lassen.«

3) Sich aus Zwang zu unterwerfen, oder dem Feinde den Huldigungseid zu leisten, wo der Staat nicht stark genug ist, dem Feinde diese Bedrückung

zu verwehren, iſt keine Beleidignng des alten Souverains; und die Verbindlichkeit, die man dadurch gegen den Feind aus Zwang übernimmt, geht nie weiter, als ſo lange er ſeine Obergewalt durch ſeine Macht behaupten kann.

4) Unterthanen, die ſich mit dem Feinde freiwillig gegen ihren Souverain verbinden, und mit ihm die Güter und Verfaſſung des Staats zerſtören, und alſo Feinde ihres eignen Staats werden, ſind Verbrecher, und die Abſicht, ihrem Staate eine beſſere Verfaſſung zu verſchaffen, kann ihre Verrätherei nicht entſchuldigen; da andern mit Übertretung der Pflichten der Gerechtigkeit, Wohlthaten zu erweiſen, nur die Wiederholung der bekannten Geſchichte jenes Schuhmachers iſt, welcher das Leder ſtahl, um Schuhe an Arme umſonſt vertheilen zu können.

Über die Principien der Beurtheilung der Moralität politiſcher Handlungen will ich mich, weil der Aufſatz ſchon zu lang iſt, ein anderes Mahl erklären. Nur die einzige Bemerkung will ich am Schluſſe noch hinzufügen, die zwar ſehr gemein iſt, aber gegen die in der Ausübung doch faſt täglich verſtoßen wird, daß nemlich ein Unterthan gegen ſeinen Souverain ſehr viele unmoraliſche Handlungen begehen kann, ohne daß dieſer dadurch berechtiget wird, ihn deshalb zur rechtlichen Verantwortung zu ziehen.

II.

An die Deutſchen.

von Balde und Herder.

Unſre Väter, o Deutſchland, meine Sorge!
Waren nicht, wie wir jetzt ſind. Lies der Vorwelt
Biedre Sitten, und präge Deiner Jugend
Sie ins Gemüth ein.

Mittelglück iſt das goldne Glück des Lebens.
Breite nicht das Gefieder übers Neſt aus.
Nimm die Hacke zur Hand, und übe deine
Munteren Kräfte.

Ad Germanos.

Consilium Auctoris.

(Silvarum Liber III. Ode VI.)

Non et antiqui, mea cura, Teuto,
Non avi tales obiere nostri.
Prima majorum repetantur acta.
Accipe Vatem.

Aureae leges mediocritatis
Scribe servandas memori juventae.
Penna sit nido minor, et ligonis
Fortior usus.

Auch mit Wenigem, Wen'gem lebt man glücklich.
Zu verſchmähn den Reichthum iſt auch Reichthum;
Nüchtern-fröhliche Armuth machet nüchtern,
Tapfer und fröhlich.

Krieg um Kriege führen, iſt ein Wahnſinn;
Um des goldenen Friedens willen führt man
Kriege, daß in der Sichel ſich des Schwertes
Schärfe verwandle.

Sieh auf andre Länder. Zieh' umher ſie,
Daß ſie nirgend in aller Welt, als ſich nur
Fremde bleiben! Sie ſeh' das Ausland an mit
Stolzer Verachtung.

Vivitur paucis etiam beate.
Sunt opes, nullas cupiisse, magnae.
Laeta paupertas facit ipsa laetos,
Sobria fortes.

Bella non propter cumulanda bellum
Sed bono sanctae minuenda pacis;
Est et in falcem gladiis recusis
Utile ferrum.

Ne vagi terris, et ubique nusquam,
Cuncta miremur meliora nostris.
Clarus exemplo praeit et recepto
More Polonus.

Und du Deutſcher allein willſt deine Mutter,
Aus der Fremde gekehrt, franzöſiſch grüßen?
O ſpei aus, vor der Hausthür ſpei der Seine
Häßlichen Schlamm aus.

Rede deutſch, o du Deutſcher. Sey kein Künſtler
In Gebehrden und Sitten. Deine Worte
Seyn wie Thaten, wie unerſchütterliche
Felſen der Wahrheit.

Ille Germanae speculatus aulae
Marmor et gazam, sibimet fidelis
Perstat, et caulae Borealis inter-
nodia praefert.

Quidquid ostentas, habet Ursa major
Majus, à primo celebrata Lecho:
Et minus peccat minor Ursa scuto
Picta paterno.

Verius, Teuto, potes invideri;
Heu! redux matrem cave ne salutes
Ore Gallorum; Sequanam sub ipsas
Evome portas.

Vappa linguarum, putriumque vocum,
Unico ructu stomachi levanda.
Solus Arpinas toleretur et ver-
nacula gentis.

Eine keuſche Veſtalin, deine Tochter,
Dien' am Heerde des Hauſes, nicht am Altar
Cytherecns, damit die Jungfer würdig
Trage den Brautkranz.

Vom erwachſenen Baume, nicht vom Sträuchlein
Sei die Fackel, mit der ihr Hymen leuchte.
Eine Männin die Braut; die Schwieger ſei ihr
Mutter und Freundin.

Nullus in ficto Polycletus ore
Artifex ludat, variusque Mentor.
Verba res fiant Alemanna, saxum immobile veri.

Virgo Vestalis sciat ignis usum:
Nesciat flammas, quibus arsit Ida:
Nesciat Cyprum, meritisque vernet
Taenia scitis.

Nuptias Pelei taceat Catullus.
Sponsa maturis adolescat annis.
Sacra scindatur prius ex adulta
Arbore taeda.

Sepiat spinis teneram verenda
Socrus aetatem, vigiletque mater.
Caeca momento perit insitivi
Fomitis igne.

Zucht und Ehre den beiden Hausgenoſſen
Heilig; ſchnöde Gewinnſucht beiden ſchändlich.
Arbeit und die Muſe, Geſchäft und Umgang
Theile die Stunden.

Deutſchland, lerne den Fleiß durch Preiſe fördern.
Lob befruchtet die Seele, wie den Acker
Milder Regen, damit die Saat im erſten
Wuchſe nicht ſterbe.

Echtes Gold und die alte Biedertreue
Kehre wieder zu uns, daß Freunde-Seelen
Sich den Freunden eröffnen, und der Sohn den
Liebenden Vater

Noverit, quanti stet honesta virtus:
Dulcis ignoret precium lucelli.
Dividant horas colus, et Camenae, et
Pulvis, et arma.

Praemium duros acuat labores.
Laude, ceu campi pluvia rigentur:
Ne spei primae moriatur ipsa
Messis in herba.

Vena sinceri redeat metalli,
Simplices nudent animos amici,
Et gemens umbras opulentiores
Efferat heres.

Mit gebrochenem Herzen, nicht mit falſchen
Heucheltränen des Krokodills begrabe! —
Neid erſterbe! Der Stolz auf hohen Stelzen
Stürze zum Abgrund!

Turpis à luctu crocodilus absit,
Flere crudelis, neque lacrymosos
Pallio risus latitans sub atro
Digerat imbres.

Livor, et fastus, ciliique torva
Frontis obliquae seges exsecentur.
Pendet in praeceps animi superbi
Celsa crepido.

III.

Das glückliche Land.

(Zu Reichardts Melodie des Liedes: Kennſt du das Land ꝛc. in Göthe's Meiſter ꝛc.)

Kennſt du ein Land wo ſtets die Veilchen blühn,
Am ewig grünen Buſch die Roſen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Der Obſtbaum reich, und hoch der Weinſtock ſteht?
Kennſt du es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir,
Geliebte Freundin, ziehn!

Kennſt du ein Land wo unter eignem Dach
Der Landmann ruht im reinlichen Gemach,
Wo Tugend herrſcht, wo Freiheit mit ihr wohnt,
Das Laſter nie auf goldnen Stühlen thront?
Kennſt du es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir,
Geliebte Freundin, ziehn!

Kennſt du ein Land, wo fern von Eitelkeit
Man hoher Einfalt nur Altäre weiht,
Wo Unſchuld knüpft der reinen Liebe Band,
Und Weisheit mehr gilt als gelehrter Tand?
Kennſt du es wohl?
O laß dahin,
Laß eilends uns,
Geliebte Freundin, ziehn!

L.

IV.

Litterarische Briefe.

An Herrn Hofrath Heyne.

Vierter Brief.

Halle, den 9. Jan. 1796.

H. H. H.

Ich glaubte mit dem vorigen Briefe zu endigen. Schon dieser Brief wurde mir herzlich sauer. Sie müssen es ihm angesehen haben. Der Ton, auf den Sie mich durch Ihre feine Recension gestimmt hatten, war nicht der meinige. Und was nicht unser ist, kleidet uns übel, oder geräth schlecht. Aber wahrlich, Sie verstehen die Kunst, Ihre Korrespondenten in Athem zu setzen. Daß ich also noch einmal und vielleicht noch einmal schreibe, haben Sie zu verantworten; wie ich schreibe, will ich verantworten.

Im 203ten St. Ihrer gel. Anzeigen geben Sie von einer in der dortigen Societät der Wiss. gehaltenen Vorlesung des Hrn. Hofrath Heyne, die Sie bereits vor etlichen Monaten ankündigten, die gewöhnliche ausführliche Abkündigung. De antiqua Homeri lectione indaganda,

ganda, dijudicanda ac restituenda war die Vorlesung überschrieben. In der vorausgeschickten Ankündigung war sie zwar etwas anders überschrieben. Sie hatte damals den Titel: De antiqua lectione H, — restituenda, etiam per digamma aeolicum. Doch, so lange das Manuscript von dergleichen Abhandlungen im Archive der Societät liegt, kostet es wohl nur ein gutes Wort beim Hrn. Archivarius, um eine so unwesentliche Kleinigkeit, wie ein Titel ist, nach Umständen zu verändern.

Ich kann Ihnen nicht sagen, was man damals hie und da über das Etiam grübelte. Es wollte weder den Liebhabern, noch viel weniger den Gegnern des Digamma in den Kopf. Jene meinten, wenn das Ding von der größten Wichtigkeit wäre, so wäre doch der Titel nicht wohl gefaßt: er lautete, wie wenn jemand eine Geschichte von Europa, auch von Gros-Britannien, ankündigte. Wäre es hingegen wenig bedeutend, oder allerhöchstens so wichtig als die Spiritus und Accente, die wirklich für die Metrik nicht unwichtig sind, so wäre der Titel ungefähr, wie wenn einer schriebe: Vom Streichen der Geige, auch vom Kolophonium. Mir selber, der ich weder ein Feind noch ein Freund des Digamma bin, blieb nichts übrig als zu

meinen, Sie nähmen es mit einem ſo alltäglichen lateiniſchen Wörtchen nicht genau. Hatte ich doch in der anſehnlich gedruckten Überſchrift des Göttingiſchen Jubel-Programms, bei welchen Gelegenheiten ſonſt das Latein in Gala zu gehen pflegt, ein noch auffallenderes Wörtchen geleſen: Celebranda anniversaria quinquagesima, adeoque semisaecularia. Da wußte ich mit dem Adeoque anfänglich noch weniger auszukommen. Nach altem Sprachgebrauche (und vielmehr, ſogar, und was noch darüber geht) führte es auf die Idee, als ob in Ihren Gegenden ein halbes Jubiläum vornehmer als 50 Jahre wäre. Am Ende vermuthete ich, nicht ohne Beifall der Mitrathenden, es könnte etwa unſer ſonach, ſomit heißen. Wer noch ſo viel Altes zu leſen hat als ich, kann gar zu leicht in Verlegenheit gerathen, wo es lediglich auf Kenntniß von Deutſch und deutſchen Provinzialismen ankömmt, um das Latein, das ſich diſſeits der See nicht zu laſſen weiß, in ſeinen verſteckten Bedeutungen auszuhorchen.

So glücklich gings mir indeſſen mit dem Etiam nicht. Erſt Ihrer Abkündigung war es vorbehalten, Licht und Aufſchluß darüber zu geben. Aber nun iſt es auch ſonnenklar, das ſchwierige Etiam bezog ſich auf meinen Homeriſchen

Text. Darin war vom Digamma kein Gebrauch gemacht worden: Sie wollten daher vorläufig anzeigen, zu der ächten Kritik und Herſtellung der urſprünglichen Les- oder Hör-Art des Homer gehöre auch das Digamma äolicum. Allein da gerathe ich von neuem in Verlegenheit. Sie melden in eben dieſer Abkündigung ausdrücklich: »Zu einem Drucke der Iliade nach dem Digamma würden ſich wenige Liebhaber finden; deshalb ſei eine Angabe deſſelben unter dem Texte rathſamer.« — Wer nun eben nichts unter dem Texte hatte, um ſeine Blöße zu decken? Sie wiſſen, wer in dieſem Falle war.

Was geht uns aber jetzt der äoliſche oder gar pelasgiſche unbekannte Hauch an, wie Sie ihn nennen? Mag er meinethalben in oder unter dem Texte aller Dichter ſtehen, oder in einem künftigen fortlaufenden Commentar zum Hudibras, da wo die bekannten Hauche vorkommen, nachgetragen werden. Jetzt gibt es ganz andere Dinge abzumachen; Dinge, die ich freilich hätte eher verſtehen können, si mens non laeva fuisset. Solche alberne Streiche ſpielt uns die Autorliebe! Eine Zeitlang ſah ich die Kunſt in Ihrer Recenſion gar nicht: die Kunſt hatte den höchſten Gipfel erreicht, die Ähnlichkeit mit Natur und Wahrheit. Nachher merkte ich wohl, daß es mit

Ihrem Beitritte nicht viel auf ſich, hatte, daß allerhand große Misverſtändniſſe unter uns herrſchten! ob Sie mir gleich nicht, wie ehemals, das Meduſen-Haupt des Ariſtoteles de Poetica entgegenhielten. Aber nun fiel ich wieder auf die Einbildung, Sie wollten, aus Laune oder aus Liebe, meiner Sache mit einigen leichten Truppen zu Hülfe eilen, oder wenigſtens den Schein davon annehmen. Daher hielt ich es für hinlänglich, mit der ſchuldigen Dankſagung für dieſen Dienſteifer ein paar Worte über den ſchlechten Zuſtand der Beiläufer zu verbinden. Endlich helfen Sie mir auf Einmal aus allen Träumen. Was in meiner Schrift nicht zu einer Vorleſung paßte, die älteſte Geſchichte der Kritik nebſt allerlei andern Materien, hieß eine ausführliche Ausführung einfacher Sachen; das Ganze aber — eine Frucht des beiſpielloſen Fleißes des um die Litteratur ſo verdienten Hrn. d'Anße de Villoiſon — eben des Hrn. Villoiſon, der in den Gött. Anzeigen ſonſt ſelten ohne einen ſpöttiſchen Seitenblick vorbeigelaſſen wurde, deſſen großen in gedruckten Briefen und anderwärts wiederholter Weiſe gethanen Verheißungen von unerwarteten Schätzen zum Homer in den Jahren 81 bis 85 ſo ſanft entgegengelächelt wurde, daß ich, durch eine kleine

Bekanntſchaft mit dem Leipziger Scholiaſten verleitet, in einem Anhange zu Antimachus Fragmenten die inhumane Zudringlichkeit mit einer beſcheidenen Zeile abzuwehren verſuchte; — eben des Hrn. Villoiſon, von deſſen endlich erſchienenem Werke in den nämlichen Anzeigen gutmüthig genug geurtheilt wurde, der Vorrath von grammatiſchen und kritiſchen Bemerkungen in den Scholien verdiene nicht, ſo ganz verächtlich weggeworfen zu werden, ob er gleich für unſer Zeitalter zu ſpät komme, da die meiſten, welche griechiſche Litteratur trieben, ſich lieber an Gegenſtände hielten, die Kopf und Herz erbauten. — Von dieſes Hrn. d'Anße de Villoiſon's Prolegomenis ſollen die meinigen eine Bearbeitung, oder, wenn man lieber will, eine Verarbeitung ſeyn. Seltſam genug! Auf demſelbigen Blatte, das meinen Mangel an Offenheit aufs liebreichſte rügt, mir eine ſo zutappende Compilation Schuld zu geben! Denn offner und zugleich plumper könnte man unmöglich agiren, als wenn man aus Prolegomenis wieder Prolegomena machte. Dann wäre leicht zu einer Disquisitio, Commentatio, Praelectio Rath geweſen: warum geradezu durch den Titel an die neue berühmte Quelle erinnern?

Demungeachtet lobten Sie ſtoßweiſe dieſe Verarbeitung; jedoch ohne Ihr Urtheil im geringſten zu beweiſen, ohne ſelbſt Ihr Recht zum Loben (nicht bloß beim Tadeln iſt dieß nöthig) durch eine einzige tiefer eindringende Bemerkung zu erweiſen. Nicht einmal darüber erfuhren wir etwas, in wie fern mir die den meiſten Fleiß koſtende Arbeit, das Heer verlorner unbekannter Schriftſteller von S. 186 an, einigermaßen in die rechten Zeiträume unterzubringen, gelungen ſei. Dieß war gleichwohl vorzüglich das, worüber faſt niemand, als wer den gleichen Weg gegangen, Belehrung oder Beſtätigung erwarten ließ. Nichts hievon, nichts von mehrern ähnlichen Dingen; überall die flachſte Betaſtung des Inhalts; und eine Laus auctoris, ein bis über die Grenzen der Recenſion überſtrömendes Lob — das ſich aber nicht ſowol aus dem Buche, als aus dem großen Herzen des Recenſenten und aus einer Schätzung ergoß, die ſelbſt ein undankbarer Mangel an Offenheit nicht hatte vertilgen können. Über dieß Alles geht mir, wie geſagt, jetzt ein neues Licht auf. Allein Ihre Schuld war es nicht, wenn das nicht früher geſchah, wenn ich über die Menge ſchöner narkotiſcher Lobes Floskeln die geflügelten Worte überſah, mit denen Sie die Angabe meines letzten Reſultats einleiteten; Rec. trug die Sache im-

mer ſo vor. Wie leicht täuſcht einen aber die erſte Freude, über Gegenſtände, worüber ſich mitunter Freunde entzweien, ein gleichgeſtimmtes Urtheil von dem unerwarteten Fremden zu leſen! Durch den allgemeinen Eindruck begnügt, lieſt man in ſolchen Fällen gern ein Sätzchen ſinnlos, womit man keinen eigentlichen Sinn zu verbinden weiß. Beinahe wie die äſthetiſchen Kritiker thun: man bringt durch eine Art von Selbſtbetrug, die Worte ſachte auf die Seite, zu deren Verſtändniß man den Schlüſſel nicht hat. Woher ſollte ich auch wiſſen können, was Sie immer vorgetragen haben?

In Nummer 203 ſind Sie offner und ausführlicher. Sie treten vor eine hochachtungswürdige Geſellſchaft und zugleich vor das Publikum, um gewiſſe ſchon längſt gehegte, Vorſtellungsarten vorzutragen,, bei denen es wieder ganz und gar nicht Ihre Schuld iſt, wenn man ſie mit den beſſern Begriffen vom Homer, die Sie erſt in Umlauf zu bringen das Ihrige beigetragen hatten, für einerlei anſehen, und nebenher mit demjenigen, was ich in den Prolegomenen ausführlich vorgetragen, in Vielem übereinſtimmend finden ſollte. Doch Sie ſagen dieß ſelbſt, mit keinen andern Worten. Es ſteht bloß ein wenig zer-

ſtreut in den beiden Anzeigen. Beide zuſammengenommen, ſcheint es, Sie trugen kurz, ich trug ausführlich vor. Das wird der ganze Unterſchied ſeyn. Was Wunder nun, wenn wir in Vielem ſo ungefähr übereinſtimmen? In Vielem allerdings; doch, genau beſehen, wirklich nur ſo ungefähr. Denn ausgenommen das Digamma, worüber die Märkiſche Grammatik und die wohlbekannten Engländer alles Nöthige und Unnöthige geſagt haben; ausgenommen drei oder vier am Wege liegende Einfälle, eine Menge Epochen und Plus machende Diſtinktionen, wie die ſinnreiche Unterſcheidung der Zeit, wo für die Doppellauter noch keine Zeichen waren, und nun wiederum der Zeit, wo dieſe Zeichen waren — was enthält die Anzeige der Vorleſung? Gerade dergleichen, was ich etwa einem Neugierigen aus einem Dutzend Abſchnitten des Buches kurz vor Schlafengehen, höchſtens auf einem Spazierritte erzählen könnte, wo ſich bei einem mittelmäßigen Reuter die Achtſamkeit zwiſchen das Pferd und den Homer theilen müßte.

Noch während meiner Arbeit erhielt ich von einigen meiner Bekannten, die für die Correctur ſorgten, Auszüge und Grundriſſe, deren Druck die jetzige ſpäte Vorleſung mitſammt der ſpätern Abkündigung leicht noch länger hätte verſpäten kön-

nen. Allein das waren Übungen von Anfängern, die wenig gelernt hatten, wie man hiſtoriſche Schlußreihen verſtümmeln, zuſammenhängendes Räſonnement zerſetzen und zerfaſern, durch Verrükkung der beſtimmten wahren Geſichtspunkte Alles in ein willkührliches Licht ſtellen müſſe. Dazu gehören Meiſter; und ſobald ſie ihren Namen hergeben, ſo wird das Stück ein Meiſterſtück: ſonſt hieße es anders. Eins wundert mich bei Ihnen außerordentlich. Vor vier Wochen dünkten Ihnen die Sachen gar ſehr ſimpel, Jedermann einleuchtend, kaum eines genauern Auszuges werth: jetzt halten Sie es nicht unter Ihrer Würde, nachdem ſie einmal in Anregung gebracht wären, ſie noch einmal umzurütteln, und eine Rhapſodie daran zu knüpfen, die verſchiedenen argloſen Leſern wie eine zweite Recenſion vorgekommen iſt. Über die Unkundigen, die nicht rechneten! Die Rhapſodie wurde bereits im Auguſt verleſen; und geſchrieben — wer weiß wie lange vorher! Die Recenſion hingegen fällt in den November, die Abkündigung in den December. Damit iſt ziemlich Alles erklärt. Denn es müßte nicht von rechten Dingen zugehen, wenn gewiſſe ſchon längſt gehegte Vorſtellungsarten, ſelbſt über die verworrenſten Dinge, vielleicht vor Jahren zu Papiere gebracht, endlich im Auguſt verleſen, ihrem Urheber im Novem-

ber nicht einfach und natürlich ſcheinen dürften. Eine Schwierigkeit bleibt freilich noch: wie zwiſchen dem 21. Nov und dem 19 Dec. die Sachen ſich wieder ſo verwirren konnten, daß die lange Entwikkelung der einfachen Vorſtellungsart nothwendig wurde.

Hiernächſt habe ich nur eine einzige ſehr einfache Frage an Sie zu thun, die nämlich: Wollten Sie in der Vorleſung, in der Anzeige derſelben, in der Recenſion meiner Prolegg. dem Publikum die Meinung beibringen, als ob ich den Ideengang und die Reſultate meiner Unterſuchung von Ihnen entlehnt, Ihnen entwendet hätte? Oder wollten Sie dieſe Reſultate bloß mutatis mutandis wieder von ſich geben, um, wie Sie ſich ausdrücken, ein Wort mitzuſprechen?

Zu dem letztern hat, verſteht ſich, jeder ein Recht. So viel an mir iſt, gebe ich jetzt ſogar Jedem das Recht, die nämlichen Reſultate vor Jahren gefunden zu haben. Auf ein und das andere mögen auch manche ſtille Forſcher durch Beobachtung und Gefühl gekommen ſeyn. Es ſcheint gar zu natürlich. Ja, hätte Wood länger gelebt, und hätte er die ganze Materie, in die er einen der geiſtreichſten Blicke that, von allen Seiten als Alterthumsforſcher und Kritiker beleuchtet;

ſicherlich wäre für uns beide hier wenig zu thun. Lächerlich würde ich mir zuerſt vorkommen, wenn ich weiter einen Buchſtaben darum verlieren wollte, geſetzt daß Alle, die den Homer herausgeben wollten, oder wer nur einen im Hauſe hat, laut und leiſe erklärten, ſie hätten, ſeit wer weiß wie lange, ungefähr ebendieſelben Beobachtungen und Schlüſſe mit ſich herumgetragen; die Sache ſchiene für Leute von Einſicht abgethan. Auf dieſen Fall würde ich, um den Gegenſtänden der Unterſuchung beſſer auf den Grund zu kommen und die Hebung verborgener Einwürfe zu verſuchen, meine Zuflucht zu den verſtorbenen Herausgebern und Kunſtrichtern nehmen. Denn den gedachten Zweck zu erreichen, kenne ich kein beſſeres Mittel, als ſich in Gedanken beſtimmte Gegner und Vertheidiger des Hergebrachten vorzuſtellen, die nicht mit den Ohren urtheilen. Noch weniger endlich könnte ich, ohne ein ſelbſtſüchtiger ſchlechter Menſch zu ſeyn, jemals mich beleidigt finden, wenn ein Gelehrter durch neue Gründe, falls es deren hier giebt, zeigte, daß er für ſich auf einem eignen Wege zu dem gemeinſchaftlichen Ziele gelangt wäre. Willkommen vielmehr ſollte mir ein ſolcher Begleiter ſeyn. Allein ſo iſt, Ihren eignen Äußerungen nach, unſer Fall nicht. Trotz der Erwähnung von 20 und 30 Jahren ſcheinen Sie nicht zu ſagen, daß Sie

ſeit ſo lange, nicht einmal, daß Sie ſeit 91. (ſeit dem Jahre trug ich meine Ideen in mehrern Collegien beſtimmt vor, und verhehlte ſie keinem Freunde und Bekannten, der ſie wiſſen wollte; ſogar ein paar Schriften könnte ich Ihnen nennen, wo Einiges davon eben nicht in Chiffern ſteht:) Sie ſcheinen, ſage ich, nicht allein viele Jahre hindurch dieſe Ideen in der Stille mit ſich herumgetragen haben zu wollen; Sie ſcheinen ſolche ſelbſt vorgetragen, zu einer Zeit, wo ich ſie hätte hören können, vorgetragen, vielleicht ſie mir ſogar (ungewiß ob als Gedanken oder als Winke zu Gedanken) mitgetheilt haben zu wollen.

Hier iſt, was den Grund, den einzigen Grund meiner ernſthaften Rüge ausmacht. Auf dieſen Punkt dürfen Sie mir, der Sie ohnehin gern Briefe ſchreiben, die Antwort nicht ſchuldig bleiben.

Nie hätte ich gedacht, daß mein jugendlicher Aufenthalt in Göttingen ſo häßliche Nachwehen für mich haben würde. Ich verlebte die drittehalb Jahre dort ſo ruhig, fand mich bei dem Gebrauche der Bibliothek, den mir die beiden damaligen Aufſeher erleichterten, höchſt glücklich, ging zuweilen in Monaten nicht aus dem Zimmer, hatte wenige Bekannte, Vertraute noch weniger. Den rechtſchaffenen lieben Köppen, einen Ihrer fleiſ-

sigsten Zuhörer, der ungefähr gleich lange mit mir dort gewesen seyn mag, und mir ein Vierteljahr später nach Ilfeld folgte, lernte ich in Ilfeld zuerst von Gesicht kennen. Zwei der dasigen Lehrer, die der Umstand befremdete, müssen sich dessen noch jetzo erinnern. Daß ich in G. ein wenig unordentlich studierte, wird Ihnen aus den Erzählungen von D. und M. etwas erinnerlich seyn: Sie gaben mir selbst in den letzten Wochen meines Dortseyns, wo ich Sie etlichemal zu sprechen Gelegenheit hatte, deutlich zu verstehen, daß Ihnen meine Art zu leben nicht unbekannt geblieben. Auch würden Sie mich, wenn Sie mich von Seiten meiner Kenntnisse näher gekannt hätten, gewiß nicht zu einer Probelektion veranlaßt haben, deren gutes Glück von den Einsichten, folglich im Grunde von dem guten Willen der Ilfeldischen ältern Lehrer abhing. Andere hatten doch die Reise nicht nöthig.

Mein unregelmäßiges Studieren auf der Universität, das ich so wenig zur Schau tragen, als bei dieser Aufforderung zur Offenheit hehlhaben darf, war eine Folge von verschiedenen, zum Theil in meiner ersten Erziehung gegründeten Umständen, die mich, ohne alle Nebenbetrachtungen, zum wenigsten entschuldigen müßten. Ich war obendrein in G. zweimal gefährlich krank; das erste-

mal gleich im erſten Curſus. Dasmal war der D. Weiß, nachher der Geh. R. Baldinger mein Retter. Dieſe zwei Männer muß ich als diejenigen nennen, deren Lehren ich am ſorgfältigſten hörte, ohne in dem Reſte dieſes halben Jahres die theologiſchen und philoſophiſchen Vorleſungen ganz unbeſucht zu laſſen. Wie viel ich aber bei Ihnen zu hören nur angefangen, wiſſen Sie, oder können es aus Ihren Liſten erſehen. Ich will Ihnen das Nachſehen erleichtern. Von den 10 Collegien, die mir Ihre gel. Anzeigen in der Zeit meines Studirens nachweiſen, habe ich mich zu zweien gemeldet, zum Homer (leider zum Homer) und zur römiſchen Litteratur. Eigentlich ſollte ich ſagen zu dreien; aber bei dem dritten war gar das Melden alles. Nicht durch meine Schuld, wie Sie ſich vielleicht auch erinnern. Es war ein Collegium uber den Pindarus, im zweiten halben Jahre. Von dieſem ſchloſſen Sie mich aus, als von einer Art von Privatiſſimum, wozu nur longe provectissimi den Zutritt hätten. Ich erbot mich, mit ſo kaltem Blute als mir möglich war, zu einer Probe meiner Kenntniſſe im Griechiſchen. Sie antworteten darauf — entweder nichts oder etwas Unbefriedigendes: ich weiß es nicht mehr: das aber weiß ich, daß ich dieſen Pindarus nicht eine einzige Stunde gehört habe. In Anſehung

der zwei andern Vorlesungen kann ich mich auf eine Nachrechnung der Zeit, wie lange ich jede besucht, nicht einlassen. Bei der sehr lückenhaften Chronologie, die mir über dergleichen Dinge meiner jüngern Jahre beiwohnt, ist es alles mögliche, daß ich mit Hülfe Ihrer Anzeigen so weit gekommen bin. Ohnedem wird, denke ich, ein noch lästigeres Detail durch einige gerettete Bruchstücke aus Ihrer Homerischen Einleitung völlig überflüssig werden. Vorjetzt nur noch folgendes. Die unfreundliche Art, wie Sie mich von dem sogenannten Privatissimum (in den Anzeigen heißt es in der That ein Privatum) zurückwiesen, machte in der Folge einen tiefern Eindruck auf mich, als ich auf der Stelle empfand. Und wäre sie nicht so unfreundlich gewesen, so müßte ich mich wenig kennen, wenn ich mich nicht, statt des trotzenden Anerbietens einer Probeschrift, auf Überreden und Bitten gelegt hätte. Denn die Schwierigkeiten des Pindarus machten mir gerade diese Stunde zur interessantesten von allen, die der damalige Lektions-Catalogus versprach. Genug, jene rauhe Begegnung war die vornehmste Ursache, warum ich das fernere Melden und Hören gänzlich aufgab, mich auf meine vorherige Studier-Art allein einschränkte, und nicht einmal eine Stelle in Ihrem philologischen Seminarium suchte, so ungern ich sie in ökonomischer Rücksicht entbehrte.

Einige Jahre nachher wurden Sie mein Lehrer. Warum nicht? Jeder Menſch, der eine Wiſſenſchaft oder Kunſt treibt, die in unſern Ländern zünftig iſt, muß ſeinen Lehrer gehabt haben. Ich hatte mehrere gehabt; darunter einen, deſſen Talenten und Methode in Sprachen ich meine frühere Bildung vorzüglich verdanke, einen Mann, den Wenige außer ſeiner Geburtsſtadt Nordhauſen kennen mögen. Sein Andenken iſt mir noch immer ehrwürdig, und ich habe ihn oft und mit innigem Vergnügen in den Cirkeln derer erwähnt, die in ſeiner Nähe wohnten. Jedoch zur Zunftfähigkeit fehlte mir ein akademiſcher Lehrer. Zum Glück war der nicht weit zu ſuchen. Ich wohnte an einem Orte, wo Ihr Name ſelten ohne Andacht und Händefalten ausgeſprochen wurde. Wenn das mehrere gute Menſchen um und neben uns thun, ſo war ich immer des Glaubens, daß dabei irgend etwas Achtungswürdiges zum Grunde liegen müſſe. Noch die Stunde denke ich über dieſen Punkt nicht anders. Das bloße velle laudari a laudato viro wird es nicht ganz allein ausmachen. Überdieß hatte ich niemals bei mir überlegt, wie viel ich von elementariſchen Ideen und von dem Intereſſe, das ich an klaſſiſcher Gelehrſamkeit fand, den Lektionen, die ich bei Ihnen und andern Lehrern angefangen, (ich hörte ſelbſt bei meinem halben Landsmanne

manne Volborth eine, wo lateiniſch geſchrieben wurde,) oder gewiſſen beſtimmten Büchern, die ich geleſen, auf Rechnung zu ſetzen hätte. Wer könnte oder möchte auch mit einiger Sicherheit ſo etwas ausmitteln? So faltete ich denn zuweilen ἐχὼν ἀέκοντί γε θυμῷ die Hände, wie ichs meine Freunde thun ſah. Nach und nach wurde ich in den Augen dieſer, denen ein Schüler von Ihnen zu heißen der ehrenvollſte Titel ſchien, eben das, was ſie ſelber theils waren, theils zu ſeyn wünſchten; bis es ſich bei einer beſondern Gelegenheit zeigte, daß ich kaum ein recht exoteriſcher Schüler geweſen ſeyn möchte. Es fehlte damals wenig, ſo hätte ich über Ihre Unzufriedenheit mit meiner Behandlungsart der Schriftſteller und der jungen Leute, denen ich zu viel aufzulegen ſchien, daſſelbige gethan, was vorher in der nämlichen Lage Mauvillon thun wollte. Zeugen hievon leben gleichfalls noch. Indeß auch dieſes ging vorüber: ich ſah bloß aufwallende Hitze, bittere Laune; ſchlimme Abſichten ſah ich nicht.

Um das Jahr 80 ſchrieben Sie eine Nachricht vom Zuſtande der Ilfeldiſchen Schule. Darin wurde ich als ein angehender Humaniſt mit aufgeführt, der in Göttingen Unterricht empfangen. Von wem, verſtund ſich von ſelber. Etwa zwei Jahre darauf gab ich etwas im Fache

der griechiſchen Litteratur heraus, wozu mich der ſel. Morus aufmunterte und den Verleger ausmachte. Nun hießen Sie, dem ich überdem die beſten Hülfsmittel von der Göttingiſchen Bibliothek verdankte, mir öffentlich Lehrer — wie natürlich; dazu Wohlthäter — wie billig: denn für meine damalige Lage glaubte ich Ihnen die meiſte Verbindlichkeit zu haben. Überlaſſen Sie es nun der Entſcheidung jedes Unpartheiiſchen, ob ich unter jenen Umſtänden, durch Stillſchweigen oder auf andere Weiſe, eine Auszeichnung der Art hätte verſchmähen können, ohne gegen die gemeinſten Geſetze der Höflichkeit, ich will nicht ſagen der herkömmlichen zunftmäßigen Ordnung, anzuſtoßen; noch dazu eine Auszeichnung, die um mich herum ſo viel galt, und juſt damals in gelehrten Blättern über die Maßen geltend gemacht wurde. In der Anzeige des Büchelchens beſtätigten Sie meinen nicht zu kühnen Anſpruch durch einen ehemaligen gelehrten Mitbürger. So kamen wir, ohne von beiden Seiten ein ganz unwahres Wort geſagt zu haben — in die völlige Ordnung, in die necessitudo, oder wie ichs nennen ſoll. Ein kleiner Briefwechſel kam hinzu, der noch von hier aus einige Zeit fortging. Gegen Ende des J. 83. ſuchte ich Ihnen zuerſt die freundſchaftlichen Beſorgniſſe zu heben, die Sie wegen meiner hieſigen

Stelle gehabt hatten, und Sie freuten ſich in einer Antwort v. 26. Dec. meiner Zufriedenheit. Ich hatte Sie in meinem Briefe um die Scholia des Heſiodus und Wintertoni Poetae min. zu dem übereilten Abdruck der Theogonie gebeten: Sie waren ſo gütig, mir dieſe Bücher zu ſchicken, und überdieß einen Beitrag von Obſervv. als Anhang anzubieten. Noch einige Briefe folgten, und ich blieb in der Ordnung. Ich würde immer beſſer hinein gekommen ſeyn, und Gelegenheit gefunden haben, was mir zu einer nähern und freundſchaftlichen Verbindung mit Ihnen früher gefehlt hatte, einigermaßen nachzuholen, als ich — — dieſen und jenen Briefwechſel aus guten Gründen abbrach. Die Gründe wiſſen Sie, wie ich von gemeinſchaftlichen Freunden höre; darum erlaſſen Sie mir wahrſcheinlich den Beweis ihrer Güte. Unſere Ordnung indeſſen, das ehemalige angedeutete und dankbar erkannte Verhältniß unter uns, wurde dadurch von meiner Seite keinesweges aufgehoben. Selbſt jetzt nicht und überhaupt niemals würde ichs mir haben einfallen laſſen, Ihnen die wahre Beſchaffenheit deſſelben ins Andenken zu bringen, wenn Sie nicht bei dem gegenwärtigen Anlaſſe einen für mich ſo unglücklichen Gebrauch davon gemacht hätten.

Aber ſeitdem unſer Briefwechſel ins Stecken

gerathen, ſoll ich, wie man erzählt, in meinen Vorleſungen mit Tadel von Ihnen geurtheilt haben. Es kann wohl nicht anders ſeyn; nur geſchah es nicht erſt von jener Zeit an. Immer war es mein Fehler, ohne Rückhalt zu loben, wo ich etwas Lobenswürdiges fand, und das zu tadeln, was mir aus Gründen misfiel. Ich that eben das in Abſicht auf Sie ſchon ſonſt. Allein, wie ich weiter ſtudierte, fand ich, ob ich gleich kaum die Hälfte Ihrer Schriften geleſen, mancherlei Großes und Kleines, was mir nicht allein irrig und ohne Prüfung nachgeſagt, ſondern ſelbſt dem gelehrten gründlichen Studium alter Litteratur ſehr nachtheilig ſchien. Wenn ich ſolche Dinge da, wo Sachen und Perſonen aufforderten, freimüthig ausſtellte und widerlegte, ſo that ich hierin, was ich für Pflicht halte, und von andern Gelehrten, beſonders öffentlichen Lehrern, in Anſehung meiner wiedererwarte. Bei Ihnen aber that ich es gewiß noch ſeltener, als bei irgend einem Schriftſteller, mit Nennung Ihres Namens: dieß iſt in Vorleſungen durchaus nicht meine Gewohnheit; es giebt deren, wo ich vielleicht nicht 12mal den Namen deſſen, über deſſen Buch oder Ausgabe ich leſe, noch weniger eine namenloſe Andeutung ſeiner Perſon über meine Lippen gehen laſſe. Öfter nannte ich Sie, wo ich Ihnen beipflichtete, zuweilen in Sachen,

worüber ich nachher durch fremde Belehrung und eignen Fleiß zu richtigern Einsichten gelangte; überall jedoch, wo es galt, erwähnte ich Sie mit Anerkennung Ihrer Verdienste um philosophische Vergleichung alter und neuer Zeiten, um das Studium der Antike, um eine, wenn sie in den Grenzen bleibt, wohlthätige Verbreitung populärer humanistischer Kenntnisse; und in der Stille bewunderte ich oft die Gewandtheit, mit der Sie von jeher den Geschmack des Zeitalters zu Ihren Absichten zu lenken wußten.

Übrigens war bei meinem Tadel niemals die Rede von Ihnen, nie von dem Menschen, bloß von dem Schriftsteller, bloß von seinen Büchern. Halbköpfe, die diese Unterscheidung für leere Spitzfindigkeit halten, und Scribenten, welche drei Tage lang die Auditorien und einen halben die Straßen der Stadt durchlaufen, um für die nächste Messe das Innere und Äußere einer Universität zu beschreiben, mögen wahrscheinlich bei mir mehr gehört haben, als zu hören war. Es ist die sicherste Art, die Superiorität seiner Ohren in Ansehen zu setzen. Dafür hoffe ich aber noch wahrheitsliebende Zuhörer genug gehabt zu haben, die dem Geschwätze von absichtlichen Angriffen auf Sie widersprechen müssen. Ich stehe mit äußerst wenigen in Briefwechsel: Ihnen sind viel-

leicht mehrere bekannt, von welchen Sie gewiſſenhafte Nachrichten erhalten können, wenns Ihnen der Mühe werth dünkt. Nehmen Sie hinzu, daß ich noch dieß Jahr öffentlich oder privatim den Autor erklären ſoll, der mir zu Angriffen, die keinen Schein von Abſichtlichkeit an ſich hätten, nähere eigentliche Veranlaſſung gäbe; daß ich in den Jahren, wo ich für die A. L. Z. recenſirte, keine einzige Ihrer Schriften beurtheilt, eben ſo wenig mir im Vorbeigehen irgendwo Äußerungen gegen Sie erlaubt habe, dergleichen Sie ſich wohl gegen Erneſti (den Sie, meine ich, auch gehört haben) ſonſt hin und wieder in den Anzeigen entfallen ließen; daß ich ſogar die Gelegenheiten, Sie vor dem Publikum zu tadeln, ſelbſt alsdenn, wenn ſie ſich darboten, mehrmalen vermieden habe. Kurz, ich hoffte, Sie ſollten zu jeder Zeit an mir einen, wo nicht gerechten, doch unleidenſchaftlichen Beurtheiler finden, wenn Sie in manchem Ihrer Freunde und Briefwechsler nur begeiſterte Verehrer hätten. Von nun an wird mir dieſer Vorſatz ſchon etwas ſchwerer zu halten ſeyn; und dennoch hoffe ich ihn zu halten.

Aber ſagen Sie mir, ich bitte Sie, wie in aller Welt kamen Sie zu den Andeutungen, daß ich zu meiner Homeriſchen Arbeit Ihre akademiſchen Vorträge benutzt hätte? oder wollen Sie mich ſamt

allen meinen Nachbarn in die Leſeſchule ſchicken? Sie ſagen ja beſtimmt und geradezu: Recenſent trug die Sache immer ſo vor — und unmittelbar laſſen Sie mein Haupt-Reſultat nebſt einem Stückchen Weges folgen, den ich dazu ungefähr genommen habe. Neu dünkte Ihnen freilich weder das Reſultat noch die Beweiſe von gewiſſen Sätzen, die Wood und Andere als Muthmaßungen gegeben, und der Chor der einſtimmenden Nachſprecher noch immer nicht zu Sätzen hatte machen wollen. Denn es fanden ſich hie und da geſetzte Männer genug, welche die erſte Grundlage meiner Vorſtellungen ernſthaft bezweifelten, und die Frage, ob Homer geſchrieben, bejahten. So mehrere Engländer, bei denen überhaupt Woods Hypotheſen wenig Glück machten; unter den Deutſchen namentlich der gelehrte Beck in ſeinen beiden Anleitungen zur alten Welt-Geſchichte, (S. 217. oder 105 in d. kl.) ein Schriftſteller, den niemand beſchuldigen wird, die opiniones doctorum nicht hinlänglich zu kennen, oder ohne geprüfte Gründe am Alten zu hängen. Es iſt auch ganz vernünftig, Probleme und Sätze, die man allenfalls im Traume auffaſſen kann, und ihre zuweilen nicht leichte Demonſtration, in der Geſchichte wie in der Mathematik, von einander zu unterſcheiden. Hierüber konnten Sie indeſ-

ſen in den Anzeigen nach Belieben abſprechen; Sie konnten an das, was den Namen des Neuen haben ſoll, Forderungen machen, wie Sie wollten. Aber da liegt der Klagepunkt keineswegs. Hier liegt er. Indem Sie die Sachen für ſehr einfach erklären, und nur die Ausführung unmäßig bewundern; indem Sie Ihre Vorträge dreimal ausdrücklich erwähnen, nebenbei bezeigen, daß die Sache vor der Zeit ihrer Reife in Anregung gebracht ſei, meinen Mangel an Offenheit bedauern, von vorweggenommener Gloriole reden u. ſ. w., verſchwindet der Geſichtspunkt gänzlich, aus dem der Billigſte vielleicht Luſt gehabt hätte, den unbedeutenden Irthum über Alt und Neu zu betrachten. Am Ende geben Sie gar klärlich zu verſtehen, wie wenig helle es in der geprieſenen gelehrten Forſchung wirklich ausſehen müſſe, da Sie, um über die angeregten Zweifel etwas beſtimmtes vorbringen zu können, ſelbſt in die Fragen erſt Licht zu bringen verſprechen — was Sie ſofort durch Bezifferung und Beſchwabacherung bewerkſtelligen.

Heißt dieß bei Ihnen Schriften anzeigen? Iſt dieß das von Haller in Rückſicht auf Ihre Zeitung entworfene Recht des Recenſenten? Dann behüte uns der Genius der Wiſſenſchaften vor dem Rechte! Und doch iſt das Alles noch nicht

einmal Alles. Was mir bei der Vergleichung der beiden Anzeigen im höchsten Grade empörend war, ist die Härte mit der Sie mich von einer andern Seite in eine Lage setzen, die nicht ehrenrühriger seyn kann. Eben hatten Sie mich meinen Antheil an jenen Ideen öffentlich behaupten sehen: mit Eins treten Sie auf; nichts weniger, Sie schleichen mit der respektabelsten Miene des Auftretens, mitten unter die Leute, um sie in die rechte Küche zu weisen, wo dergleichen Sachen vor vielen Jahren gekocht wurden. Wenn solch ein Verfahren nicht an litterarische Grausamkeit gränzt, so weiß ich keinen Namen dafür. Was hinderte Sie denn, mit den Materialien meines Buches, die seit Jahr und Tag bekannt waren, eine Zeitlang vor mir aufzutreten? Dann hätte das Publikum, das jetzt Ihre beiden Anzeigen vergleicht, ein paar belehrendere Gegenstücke über einerlei Materien erhalten, und ich — mußte meine Langsamkeit für mich beseufzen oder belachen. Was brachte Sie dazu, die Ingredienzen meines kleinen Gerichts gleich nach dem ersten Genusse als verdorbenen Brei aufzutischen, anstatt uns auf eine künstlichere Zubereitung nach Vollendung der gewissen Arbeit warten zu lassen? Zehn Jahre früher oder später, sagen Sie ja, sogar beim Digamma, konnte zur Sache nichts

thun. — Glücklich, wem es lediglich um die Sache zu thun iſt!

Nun iſt uns noch ein Gang übrig, um auszumachen, wer derjenige ſei, der ſeit Woods Verſuche nichts gethan, um den Zweifeln des hellſehenden Mannes auf einen feſten Punkt zu helfen, der vielmehr die gemeine Vorſtellung von Homers Epopöen, die dem neuern äſthetiſchen Geſchmakke ſchmeichelt, als unbezweifelte Wahrheit und als Grundlage für eigene Träume wiederholt, und durch verſchiedene Äußerungen den Weg zu einer tiefern Unterſuchung verſperrt habe. Sie ſagen in der Abkündigung: »Es iſt ſo leicht zu zweifeln, und gemeine Meinungen zur Prüfung zu ziehen; wäre es nur eben ſo leicht, etwas Sicheres an die Stelle zu ſetzen!« Hier iſt in der That der Fall, wo Beides gleich leicht iſt. Ich ergreife Ihre Einladung zu einem Spaziergange — in Ihre Schriften, Vorträge und Anzeigen. Beſchwerlich kann er Ihnen, eben weil Sie dazu einladen, nicht ſeyn: mir und Andern, die ihn ſchon vor Ihrer Einladung machten, war ers nicht wenig. Es kann daher wol ſeyn, daß wir deswegen manche Blume ſtehen ließen, die ſich erſt durch künftige genauere Anweiſung ihres Pflegers wird nachpflücken laſſen. Was ſich vors erſte gefunden hat, macht indeſſen ein artiges Sträußchen, das

hinreichend ist, die Dünste der neuen Vorlesung unschädlich zu machen.

Die Hauptsachen, auf die, däucht mir, das meiste ankam, um eine ordentliche Untersuchung über die ursprüngliche Beschaffenheit des Homer einzuleiten, waren diese: eine historische Bestimmung der Zeit, wann die Bücherschreibung in Griechenland üblich geworden; ein richtiger, den Umständen der ältern Cultur gemäßer, Begriff von der Kunst und Gesangart der Rhapsoden; eine Prüfung der den Alten selbst frühzeitig gleichgültig oder dunkel gewordenen Traditionen von einer Anordnung Solons und einer Sammlung des Homer durch den Pisistratus; ein allgemeiner Blick auf einige, ungeachtet der nach und nach geschehenen Überarbeitung und Glättung der beiden Ganzen, noch jetzt sichtbare Fugen und andere innere Merkmale von ungleichartiger Verfassung. Was den vierten und letzten Punkt betrift, so habe ich darüber bisher wenig gesagt, nämlich gerade so viel, als denen lieb ist, für die eine geendigte Untersuchung solcher Art weiter kein Interesse hat. Das mußte wenig seyn: dennoch hielten es Manche für mehr, als man bei verschiedenen Stücken des Alterthums, schriftlichen sowohl als Kunstwerken, die man für unächt erklärte, zum Beweise seines kritischen Gefühls angeführt hat. Mehr über diese Materie von Ihnen zu fordern, würde Zudringlichkeit seyn.

Allein über die übrigen hätten Sie uns wol früher etwas sagen können. Lassen Sie uns der Reihe folgen. Ich frage Sie: Wo oder wie haben Sie zuerst etwas über die Epoche der verbreiteten Schrift gesagt? Ich meine etwas, das den Schnellglauben an eine Hypothese durch historische Gründe befestigen konnte. Seit 1770 (in dem Jahre erschien Wood's Essay) mögen Sie allerdings gemeint haben, Homer habe seine Gedichte nicht geschrieben. Früher meinten Sie es offenbar nicht. Denn in der Anzeige von Wood erwähnten Sie die sehr wahrscheinliche Meinung, Homer habe seine Gedichte nicht geschrieben, und man habe zu seiner Zeit von keinem Alphabete gewußt, bloß als Auszug aus dem Buche, ohne den gewöhnlichen Wink, daß so etwas uns bereits bekannt gewesen. Auch schien noch 1773 dem weniger enthusiastischen Recensenten im 2ten Bande der unter Walchs Namen herausgekommenen philol. Bibliothek die neue Meinung von Erwiesenheit ziemlich entfernt. Wenige Jahre nachher, als ich Sie Blackwells und Woods bessere Begriffe vom Homer in Umlauf bringen hörte, hatten Sie zwar nicht übel Lust, die Hypothese für sehr wahrscheinlich auszugeben, jedoch ohne den mindesten Grund beizubringen, den ich nicht schon bei Wood gelesen hatte. Der entscheidendste däuch-

te Ihnen die Exiſtenz der Rhapſoden und ihre allgemein übliche Deklamation; wobei aber vermuthlich mehrere Ihrer Zuhörer denken mochten, daß damit ein wenig zu viel erwieſen ſey. Hinterher muß Ihnen ſelbſt der Beweisgrund allzu herzhaft vorgekommen ſeyn. Denn bei der mißverſtandenen Stelle des Apollodor, die ich S. 74 erläutert habe, hielten Sie die Briefſchreiberei, ſogar des heroiſchen Zeitalters, im Homer nur für zweifelhaft. Unſer Autor, ſagten Sie, trug kein Bedenken, Buchſtabenſchrift und Billets in jenem Zeitalter anzuerkennen, was doch in Il. 6, 168 dunkel iſt. (Obscurum est.) Das ſcheint ſich einer Ihrer jüngſten Zuhörer gemerkt zu haben, der in der 2ten Auflage der Köppenſchen Anmerkungen bei jener Stelle über die Zeichen noch nichts entſcheidenderes beizubringen weiß, als eine Irländiſche Autorität die aus den unglücklichen Zeichen wieder Buchſtaben macht. Warum faßte er nicht lieber die Winke, die ihm die Schule über dieſen Gegenſtand, wenigſtens in den letzten Jahren, bei der Interpretation der Ilias gegeben hatte? Oder lag der Fehler nicht an ſeiner Faſſungskraft, die er wirklich durch gelehrte Proben bewährt hat? Iſt dieß der Fall, ſo ſollte ich meinen, meine Ausführlichkeit über das wiewohl gar nicht neue Pro

blem dürfte verzeihlich seyn. Ich erinnere mich der Zeit noch deutlich, wo ich selbst in Verlegenheit war, wenn mir von einem freundschaftlichen aber männlichen Gegner ein haltbarer Beweis für die Meinung abgefordert wurde. Weit mehr mußte es aber derjenige seyn, der bei jeder Gelegenheit die Buchstabenschrift seit Kadmus Zeiten und die Inschriften beim Herodot als erwiesen und ächt annahm. Deshalb glaubte ich, bei diesem ersten Schritte könnte ein volles Licht nicht leicht schaden, zumahl da er für die eigentliche Kritik des Textes von der größten Wichtigkeit war. Gleichwohl habe ich dort einige nothwendig dazu gehörende neue Forschungen über griechische Paläographie nur flüchtig entworfen, zum Theil in ihren letzten Resultaten berührt, um nicht in ein unverhältnißmäßiges Detail zu fallen.

So fehlt auch noch der Geschichte der Rhapsodik, einem unentbehrlichen Stücke der griechischen Litteratur, vieles zu völliger Aufklärung. Was unmittelbar zu meinem Zwecke gehörte, war erstlich die Bestimmung, worin das ῥάπτειν ἔπη bestanden, ein Ausdruck, der nicht auf Verfertigung sondern auf künstliche Verbindung und Zusammenordnung geht; ferner, daß diese Kunst, wie der rhapsodische Vortrag überhaupt, in einer Art von Schulen, dergleichen die Dicht-

kunſt früher als die Philoſophie hatte, auf eine der Erhaltung der Geſänge nicht zu nachtheilige Weiſe erlernt und getrieben ſeyn müſſe; endlich, wie die Singart dieſer Repräſentanten der ältern Barden die Verwechſelung, Verdunkelung und den gänzlichen Untergang von manchen ehemals berühmten Namen anderer Homere aufs natürlichſte bewirkt habe. Das mehrſte hievon gründet ſich freilich auf analogiſches Räſonnement: aber Sie werden zugeben, dieß erhält zuweilen in der Reihe ſicherer hiſtoriſcher Data eine Gewißheit, wie ſie kaum die 23 Stiche haben, an denen Jul. Cäſar geſtorben iſt. Und ſo kurz ich beſonders hier geweſen bin, ſo iſt doch die Tendenz von Allem leicht zu entdecken, um jeden nachdenkenden Leſer dahin zu führen, wohin die Sache führen kann.

Daß Sie in einigen Dingen über die Rhapſoden weiter ſahen als Dreſig u. A., glaube ich gern. Eine gute und wahre Bemerkung finde ich wenigſtens in der Ihnen nachgeſchriebenen Einleitung zum Homer. Sie gaben einen Wink, wie die von Plato verſpotteten Rhapſoden von den ältern zu unterſcheiden wären. Allein über jene Hauptmomente ſagten Sie nichts oder etwas Falſches; z. B. über den Namen der Rhapſoden, in dem ſchon Alles ſteckt. Ich gebe Ihnen Ihre

eignen Worte, ein Muſter von philologiſchen Zweifeln, wieder, wie ich ſie finde: »Über die Ableitung des Worts ῥαψῳδὸς pflegt man viel zu muthmaßen. Die Grammatiker haben eine falſche Ableitung gemacht, als wenn es die Stabſänger hieße, von ῥάβδος. Denn ſie trugen einen Stab beim Deklamiren. Aber das iſt wider alle Grammatik, ſo zu deriviren. (?) Es muß ſeyn von ῥάπτω τὴν ᾠδήν d. h. consuere; alſo der mehr Verſe zuſammenſetzt als ſelbſt macht. Das paßt aber auch nicht. Alſo carmina, versus, facere, componere: ῥάπτειν heißt in der älteſten Sprache ſo viel als ὑφαίνειν: doch das geht wieder nicht recht an, obs gleich ſchon beſſer iſt. Die Rh. machten nicht eigentlich Verſe, ſonder deklamirten nur. Am richtigſten folglich ſcheint, ὁ ἀείδων ῥαπτά, canens versus compositos.« Da hatten wirs! Der gemachte Verſe ſingt! Wie mochten nun die heißen, welche ungemachte ſangen? Etwa αὐτοσχεδιασταί? — Das nämliche Reſultat der Zweifel gaben Sie dem Publikum im J. 1791. S. 109. in den Zuſätzen zum Pindarus, nachdem Sie eine Wortfolge angegeben, die gewiß, auch ohne meine Anmerk. S. 107., auf immer neu bleiben würde. Dann ſchreiben Sie weiter: Videntur ῥαπτὰ ἔπη non uno modo dicta: primum, quatenus ῥάπτειν ἔπη est versus facere, com-

componere, tum quatenus diversas Iliadis partes, ἔπη, quas memoria tenebant, alteram post alteram recitabant, nach Solons Anordnung nämlich. Das ist Alles. Auf die übrigen der oben gedachten Punkte scheinen Sie nirgends Rücksicht genommen zu haben.

Ob Sie dagegen die Nachrichten von der Pisistratidischen Sammlung des H. je darauf angesehen, worauf mich zufällig der erste Blick leitete, kann ich nicht bestimmen. Es scheint nicht. Wenigstens wären Sie dann durch eine unausweichliche Association über die Cykliker auf andere Gedanken gekommen, als Sie in dem Excursus zum Virgil vortragen und S. 45 in den Anmerkk. zu Proklus Chrestom. wiederholen. An beiden Orten reden Sie von dem epischen Cyklus als einer von Grammatikern, folglich erst im Alexandrinischen Zeitalter, verfertigten Sammlung. Über die Homerische Zusammenordnung aber lassen Sie sich nirgends ein Wort abmerken, weder in Ihren Schriften, so weit ich sie kenne, noch in den Vorlesungen. Hier lautete Alles so, wie in Küsters Büchlein. Dafür gaben Sie uns über das Ganze der Epopöen Homers eine Anzahl einleitender Betrachtungen, über große Handlung, große Absichten, große Leidenschaften, große Gefahren, große Hin-

dernisse, große Sentiments, über Erſtaunen und Verwunderung, Knoten, Illuſion, Anfang, Mittel und Ende der Epopöe, wo ich Ihre erſte Disquisitio vor der Äneide und meinen lieben Barteux leibhaftig wieder fand, nebſt einem Anhange von der Dauer der Handlungen nach einem Memoire der Akad. der Inſchriften, auch von der Trojaniſchen Chronographie, einer Arbeit, der man noch die Mühe anſah, die ſie Ihnen gekoſtet hatte. Kurz alſo, wie die Gedichte und Rhapſodieen vor dem Piſiſtratus möchten ausgeſehen haben, davon habe ich von Ihnen keine Sylbe weder in Schriften geleſen, noch in Vorleſungen erfahren.

Es kann ſeyn, Sie trugen Anderes zu anderer Zeit vor, vielleicht mitunter Widerſprechendes; oder gewiſſe Vorſtellungsarten fielen juſt in Stunden, wo ich abweſend war. Glücklicherweiſe laſſen mich Ihre neuern Schriften nicht im Stiche. Gleich in der neueſten, Lechevaliers Reiſe nach Troja, giebt es vorne und hinten Mehrerlei, was ſich in keinem Betracht im J. 1792 erwarten ließ Hier ſprechen Sie noch gerade wie ſonſt von dem epiſchen Dichter Homer. Einmal ſogar (S. 269) von dem hochepiſchen, und das bei einer Gelegenheit, die mit der Geſchichte vom Thurme Babels Ähnlichkeit genug hat, um auch den

Moſes zu einem hochepiſchen Autor zu machen. Am unbegreiflichſten iſt mir aber, wie Sie bis 1792 eine gleichförmige Topographie in der Ilias ſuchen, und ſo viele vergebliche Verſuche darüber machen konnten, wenn Sie in dem Werke nach Ihren jetzigen Ausdrücken (S. 2030) Interpolationen ganzer Rhapſodieen von verſchiedenen Sängern entdeckten. Wer das eine entdeckt hat, kann das andere ſchlechterdings nicht ſuchen, noch weniger auf die Art, wie Sie thaten. Erſt als ich mich von den Interpolationen ganzer Rhapſodieen (nicht bloß der 2 Schlußgeſänge) durch ein anhaltendes Studium der Geſchichte des Textes überzeugt hatte, konnte ich aus Gründen muthmaßen, daß weit größere Discrepanzen, als jetzt über das Lokal übrig ſind, von den glättenden Händen der Reviſoren vertilgt ſeyn müßten. Erſt dann konnte ich S. 134 den Wunſch äußern, daß niemand ſich der Iliade halber weiter nach Troja bemühen möchte. Die Bemerkung iſt einfach, und würde, früher gemacht, mehrere Wanderer und Forſcher zur Ruhe geſetzt haben.

Der hochepiſche Dichter Homer bringt mich wieder auf Ihren Virgil, aus dem ich mich jedoch nur Einer Stelle erinnere, die ich ordentlich ante oculos gehabt habe. Es iſt die, wo Sie ſowohl in den größern als kleinern Ausgaben nach

allen Auflagen (p. XXI. XXVIII. 360. 355.) von dem Zierrath und der schönen Verflechtung der Episodiorum in die Haupt-Handlung reden. Sie setzen vom Homer hinzu: Ex toto belli Troiani decursu unum heroem, unum factum selegit, adeoque infinitis aliis rebus ex istius belli historia ad exornandum et amplificandum argumentum recte uti potuit. Verstehen Sie nun mein unum actum, unum heroem selectum, reliqua ad exornandum scilicet callide interposita S. 117? Hätte ich damals Ihre Epist. de nova Homeri editione zur Hand gehabt, so würden mich S. 15 und 19 vielleicht zu ähnlichen Scilicet's verführt haben. Denn auch da schärfen Sie den künftigen Herausgebern des Homer ein, auf des epischen Gedichts Natur, Plan, Regeln und Umfassung einer Haupt-Handlung zu achten. Wie stimmt aber das Alles mit der gegenwärtigen Vorlesung zusammen, wo es Ihnen (S. 2028: ff) höchst unwahrscheinlich vorkömmt, in so alten Gedichten so viele einzelne Handlungen, subordinirt, als Episoden, eingetragen zu sehen, Theile die zur Haupt-Handlung nicht gehören, sich in Gruppen stellen lassen u. s. w.? wo Sie sagen: Alles neige sich auf die Seite der Hypothese, daß das große Gedicht, die Iliade, aus einzelnen Gesängen erst

ſpäter erwachſen ſei? Durch dieſe Duplicität ſetzen Sie Ihre Leſer in eine wunderliche Verwirrung. Sollen ſie nun der neueſten Vorleſung, zumahl vor dem Drucke, oder dem mehrmals gedruckten Virgil trauen? An Ihrer eigentlichen Meinung über die Sache wird Vielen zu ihrer Beruhigung äußerſt gelegen ſeyn.

Ich verbinde hiemit eine Stelle aus Ihren Anzeigen, die mir wenigſtens dunkel vorgeſchwebt haben mag, als ich S. 119 eine den Plan der Ilias mehr erſchöpfende Ankündigung des Inhalts vermißte. Ich ſchrieb: Subabsurdum foret, talem diligentiam subtiliorem esse dicere quam pro Homerico saeculo etc. Der vorübereilende Tadel iſt, wie Sie ſehen, für den Leſer allgemein; aber er bezieht ſich vielleicht auf die Stelle, wodurch Sie einem Gelehrten, der die wohlgegründeten Zweifel gegen Il. 2. auflöſte, folgendergeſtalt antworteten: »Von den Dichtern müſſe man nicht erwarten noch fordern, daß ſie den Inhalt einer epiſchen Erzählung mit der Genauigkeit eines Epitomators angeben ſollen. Homer drückt ſich bloß im Allgemeinen aus: er wolle den Zorn Achills, mit den darauf, nach ſeiner Trennung vom Heere, erfolgten Niederlagen beſingen. Man wende ſeine Worte, wie man will; mehr ſagt er nicht. Auch hier erwartet man vom Homer die Kunſt und die

Genauigkeit eines Alexandriniſchen Dichters, welche H. nicht haben kann und ſoll.« So ſchrieben Sie im May d. J. 1792. S. 843 der Gött. Anzeigen. Im Jahrgange von 1795. S. 2029 ſcheint Ihnen der große Plan der Iliade aus ſo frühen Zeiten unwahrſcheinlich, und Sie führen außer den unkünſtlichen Planen der cykliſchen Gedichte u. dergl. auch das als einen Grund an: »daß nun nicht einmal mehr die erſte Ankündigung dazu paßt; denn jetzt ſind in der Iliade weit mehr Dinge enthalten, als angekündigt ſind.« Jetzt freilich! Dies war ja aber ſchon im Mai von 1792 eben ſo.

Doch dies iſt unſere Grenze noch nicht. Es wäre auch ſonderbar, wenn Sie nicht die Zierrathe der Episodiorum aus Ihrem Virgil am längſten behauptet hätten. Dies thaten Sie, ich weiß nicht ob zuletzt, in einer Anzeige von 1793. S. 1143, die Sie auf den hiſtoriſchen Plan des Herodot brachte. »Herodots Art, den vielartigen Stoff der Geſchichte epiſodiſch zu ordnen, führte, bei der Ähnlichkeit mit der epiſchen Poeſie Homers, frühzeitig auf die Bemerkung, daß Herodot hierin dem Homer gefolgt ſei.« Indeſſen hier iſt Ihnen die epiſche Poeſie Homers vermuthlich ſchon die jüngere Διασκευή, die der Geſchichtſchreiber vorfand. Denn nun waren ja die Venetiani-

ſchen Scholien da; nun wird es hohe Zeit für Sie, die von allen dieſen Äußerungen abgehende Meinung anzunehmen. Seit der Mitte des J. 1793 thaten Sie es, wie man ſieht, zwei volle Jahre vor der oft erwähnten Vorleſung! — Ich habe nichts dawider; nur das freuet mich, daß um jene Zeit ſchon an meiner Ausgabe gedruckt, und die Einleitung dazu in ihrer jetzigen Form geſchrieben wurde. Ich ſage in ihrer jetzigen Form. Ich möchte geſehen haben, wie man ſie in der frühern deutſchen aufgenommen hätte, worin ſie der Herausgeber des Journals von und für Deutſchland im 5. Stücke von 1784 verſprach, oder worin ſie gar ein Berliniſcher Gelehrter nach den erſten Linien kennen lernte, dem ich eine einzelne Schrift darüber zum Verlag anbot, und der durch eine abſchlägige Antwort vom 16. Mai 1780 die erſte Veranlaſſung des längern Aufſchubes wurde. Dies wird Ihnen zur Erläuterung der Anmerk. S. 113 dienen, wo aber die beiden Ziffern 1779 und 1780 heißen müſſen.

Doch die Ziffern und Datums ſind mir ſchon lange widerlich. Sie waren leider hier nothwendig. Angenehmer würde ein Spaziergang in die ſogenannte höhere Kritik ſeyn, wenn mich nicht die Beſchäftigung mit dieſer niedrigen zu ſehr abgemattet hätte. In der That, es wäre ein Pro-

blem, ob Sie zu den gewiſſen Vorſtellungsarten der Vorleſung haben fortgehen können. Nicht als ob dazu eine außerordentliche Anſtrengung der Seele und Entfernung von allen Geſchäften gehörte, über deren Menge Sie oft klagen: Proben über ähnliche Dinge haben Sie meines Wiſſens überall, ſelbſt vor Ihrer geſchäftvollen Periode, nicht gegeben. In Abſicht der Interpolation von Zaleukus und Charondas Fragmenten kamen Sie faſt ein Säkulum zu ſpät zum Aufſchluſſe.

Es giebt in der Geſchichte der Künſte des Alterthums, wie in der theologiſchen Dogmatik, gewiſſe Geſichtspunkte, wodurch man ſich den Weg zu allen ächthiſtoriſchen Forſchungen gänzlich verſperrt. Die ſchädlichſten ſolcher Anſichten ſind diejenigen, die das Alte unſerm Geſchmacke, unſern wiſſenſchaftlichen Wünſchen und artiſtiſchen Ideen anzupaſſen ſuchen. Es ſcheint nicht, als wenn dies beim Homer Ihr Fehler geweſen ſeyn dürfte. Denn daß alte Dichter als alte Dichter ſtudiert werden müſſen, haben Sie häufig erinnert. Mehrere ſetzen ſogar in dieſe Erinnerung eins Ihrer vornehmſten Verdienſte, obgleich Sie ſelbſt in den Commentationen (T. VIII. von 1777. p. 34) richtig bemerken, daß ſich das von ſelber verſtehe, und von Vielen zur Genüge erinnert ſei. Schwerer werde die Sache, wenn

es auf das Wie ankomme. Hier nun eben thaten Sie beim erſten Eintritte ein paar Schritte fehl, die Sie dann von dem geraden Geſichtspunkte auf beſtändig abführen mußten. Der eine war: Sie nahmen an, die rohen Sänger vom Linus, Orpheus u. ſ. w. her hätten durch ihre kürzern Lieder dem großen Propheten der ächten Epopöe, Homer, gleichſam den Weg gebahnt; ganz hätte freilich auch dieſer noch nicht die weſentlichen Regeln der Kunſt inne gehabt, allein durch Gefühl oder hellen Blick ſei er bereits ſo weit gekommen, Haupt- und Neben-Handlungen kunſtmäßig in einander zu weben und zwei Werke hervorzubringen, woraus weiterhin ein Ariſtoteles die vollkommenſte Theorie, und alle ſpätern Dichter dergleichen Gattung das Muſter für ihre Gedichte gezogen hätten. — Vielleicht drückten Sie ſich nirgends mit ſolchen Worten aus; doch den Geiſt dieſer Worte giebt Ihr Virgil, wo man nur hinſieht. Zweitens: eben dieſer Homerus habe, »zum Behufe des Artificii poetici, dem Weſen der epiſchen Erzählung zufolge, in der Mythologie die glückliche Veränderung gemacht, daß die Fabeln, die früher zur Hülle von Philoſophemen gedient hätten, forthin, um das Wunderbare und die Einbildungskraft in Spannung zu erhalten, als wirkliche Facta und alte Eräugniſſe auf-

getreten wären.« Dies prieſen Sie überall, in Schriften wie in Vorleſungen, und nannten es eine herrliche, artige, ſinnreiche Erfindung, deren Kenntniß zu aller Interpretation, auch der heiligen Bücher, höchſt nutzbar ſei. Ich würde es nur eine große Veränderung genannt haben. Sie iſt ſo groß, daß ſie nie ein Barde machen konnte, unendlich größer als wenn jetzt umgekehrt Erklärer aus alten Eräugniſſen Philoſopheme machen, ſo groß, daß Homer, wenn er ſie gemacht, ein Gewaltiger über die ganze Denkart ſeines Zeitalters hätte ſeyn müſſen. Wie kann das auch eine artige und ſinnreiche Invention heißen, die alten Nationalfabeln alio sensu, als die frühern Dichter gethan, wie neue vorzuführen? Eher könnte man einen Streich, wie dieſen, unartig und ſinnlos nennen: ſinnlos, inſofern H. den tiefern philoſophiſchen Sinn ſeiner Vorgänger entweder nicht geſehen, oder aus Manie für das liebe epiſche Gedicht aufgeopfert hätte; unartig, weil er dadurch ſeinen Zeitgenoſſen eine Reihe von Geſchichten und Popanzen aufgebunden, die das leidige Heidenthum auf ſo viele Jahrhunderte hinaus unterſtützt haben. Unglücklich wäre hiernach obenein die Erfindung zu nennen; wiewohl allerdings einzig in ihrer Art. Des letztern Umſtandes wegen ſcheinen Sie auch im Virgil der

letzten Hände (Disq. I. zu Aen. p. XXVI. 363.) die Aufmerksamkeit des Lehrlings durch das Successit ecce Homerus mächtiger in Bewegung zu setzen. Doch das Nämliche haben Sie uns in der Comment. de orig. et caussis fabb. Hom. im VIII. T. der Novi Comment. Soc. Reg. Gött. in der Vorrede zu Heraklids Allegorieen, in den Anzeigen dieser und mehrerer Schriften und an so vielen andern Orten vorerzählt, daß ich es vor Müdigkeit jetzt nicht nachweisen kann.

Ich bin —

Wolf.

V.

Hennings Duellgeſchichte.

Es iſt bei Schriftſtellern von kleinem Rufe und großer Eitelkeit nur zu gewöhnlich, daß ſie jede Gelegenheit ergreifen, die Aufmerkſamkeit ihrer langmüthigen Leſer von dem allgemeinen Gegenſtande ihrer Unterſuchungen auf die unbedeutendſten Umſtände ihres unbedeutenden Lebens zu ziehn. Dagegen werden Männer von höherer Geiſtesart, die das Wahre und Gute mit uneigennütziger Liebe umfaſſend, den Ruhm, jenes entdeckt und dieſes gethan zu haben, nur als unerwartete Zugabe annehmen, nie als Lohn erwarten, noch weit weniger fordern; die neben den Idealen, welche ihnen vorſchweben, und den großen Gegenſtänden, mit denen die ſich beſchäftigen, in ihren eigenen Augen ſtets nur klein und unvollkommen erſcheinen; ſolche Männer werden jederzeit die größte Abneigung fühlen, ſich von irgend einer Seite zur Schau zu ſtellen; und wenn Rückſichten, die einem jeden heilig ſeyn müſſen, es ihnen zur Pflicht machen, dieſe Abneigung zu überwinden, ſo werden ſie auch als Fürſprecher in ihrer eigenen Sache noch gemeinnützig zu werden, und den ſie betreffenden beſondern Fall, zu einer Veranlaſſung

allgemeiner lehrreicher Betrachtungen zu machen ſuchen.

Einer ſolchen ächtphiloſophiſchen Denkungsart verdanken wir die vortreffliche Unterſuchung der Ehre und Moralität der Duelle, die Hennings Duellgeſchichte *) angehängt iſt, und nebſt den Beiträgen zur Geſchichte der Duelle und einer Abhandlung über denſelben Gegenſtand bei weitem den größten Theil der Buches ausmacht. Die Beiträge ſind frühern Urſprungs; die Abhandlung iſt von einem andern Verfaſſer; aber der erſte Aufſatz wurde von dem Herausgeber ſelbſt, und erſt bei Veranlaſſung des gegenwärtigen Falles geſchrieben. Er iſt keines Auszugs fähig. Das größte Verdienſt einer ſolchen Schrift, deren Gegenſtand zu oft und von zu großen Männern behandelt worden iſt, als daß er von Seiten der Gründe nicht völlig erſchöpft ſeyn ſollte, kann nur in der Behandlungsart und

*) Der ganze Titel dieſes höchſtmerkwürdigen Werkes heißt: Meine Düellgeſchichte. Zur Berichtigung der Wahrheit und zum reifen Nachdenken über Duelle überhaupt, denkenden Männern vorgelegt von Auguſt Hennings, Königl. Däniſchem Kammerherrn, Oberkommerz- und Handelsintendanten in den Herzogthümern Schleswig und Hollſtein, Oberbeamten zu Ploen und Ahrensbak, beider Rechte Doktor. Altona bei Hammerich 1795.

in der Lebhaftigkeit des Vortrags beſtehn. In dieſer herrſcht durchgehends die Begeiſterung der Tugend, die ſich jedem fürs ſittlichſchöne empfänglichen Leſer unfehlbar mittheilen muß.

So groß und überlegen hier die Vernunft im Kampfe mit einem erbärmlichen Vorurtheile erſcheint, ſo auch, in der Geſchichte ſelbſt, der Mann von Grundſätzen gegen ſeine inkonſequenten leidenſchaftlichen Gegner. In ſo ferne man nur auf das Betragen der Letztern Rückſicht nimmt, iſt dieſe Geſchichte von einem Ende zum andern die Verletzung aller Regeln, ſowohl der konventionellen der Ehre, als der ewigen der Sittlichkeit und des Rechts. Unſere Leſer mögen urtheilen.

Bekanntlich gab der Graf von Schmettow vor einigen Jahren patriotiſche Gedanken ꝛc. heraus, welche mit großem Beifall in ganz Deutſchland aufgenommen, und mit dem ausgezeichnetesten Lobe in den beſten kritiſchen Journälen angezeigt wurden.

Neben den vielen treffenden Bemerkungen, die den reichhaltigen Inhalt dieſer kleinen Schrift ausmachen, ſollen nach dem Urtheile ſachkundiger Männer auch manche mehr oder minder wichtige Irrthümer darin vorkommen, und es wäre zu wünſchen geweſen, daß ein hinlänglich unterrichteter däniſcher Officier das Unrichtige in den Thatſachen be-

ſtimmt angegeben, und den Gründen Gegengründe entgegengeſtellt hätte.

Aber ein ſolcher Gegner fand ſich nicht, ſondern es trat ein Mann auf, der, ohne ſich weiter zu nennen, unter der Larve eines norwegiſchen Officiers ſtatt einer Widerlegung ein Pasquill ſchrieb, worin er die Perſon des Verfaſſers angriff, und ſogar das Andenken ſeines Vaters hervorrief, um es zu ſchänden.

Dergleichen iſt nun zwar unter dem Pöbel der Schriftſteller nicht ungewöhnlich, und das einzige, was dabei noch Verwunderung erregen könnte, wäre, daß ein norwegiſcher Officier die Rolle eines anonymiſchen Pasquillanten übernommen haben ſollte, wenn die Achtheit dieſes Titels durch irgend etwas anders verbürgt würde, als durch das Wort des anonymiſchen Pasquillanten ſelbſt. Aber was auch ſogar in dieſer Schrift als eine Unart auffiel die wenig ihres gleichen hat, war daß darin ein plumper Ausfall, auf einen namhaften Mann, einen öffentlichen Beamten geſchah, der mit der ganzen Sache die zu dieſer Fehde Veranlaſſung gegeben in gar keiner Verbindung ſtand, und der ſo wenig Antheil an den patriotiſchen Gedanken hatte, daß er ſie von fremder Hand zuerſt erhielt, und bloß an der Schreibart den Verfaſſer erkannte, der ſich aber dennoch gegen ihn nicht da

zu bekennen wollte. Nun denke man ſich ſein Befremden, als er in der vermeinten Widerlegung des vorgeblichen Norwegiſchen Offiziers folgende Stelle fand:

»Ein H..... in P..... ſchreibt gegen den Adel und die Höfe, obſchon er am Hofe und bei den Großen auch vom hohen Adel ſich bückte und ſchmiegte, bis er den Adel und ein adliches Ehrenzeichen erhielt, gegen welche er jetzt deklamirt, weil ſein Ehrgeiz nicht genug befriedigt iſt, da er nicht alle Diſtinktionen und Vortheile erhalten kann, die er ſich davon verſprach; es wäre zu wünſchen, daß dieſer gelehrte und geſchickte Mann ſich auf eine andere Art dem Publiko hätte ferner bekannt, und dem Vaterlande nützlich machen wollen, ſo wie er ehemals ſchon gethan, wo die Sch..... ſche Familie die er jetzt mit Undank belohnt, allein ſeine Verdienſte bekannt machte und ihm zu ſeiner Erhebung und Beförderung half.«

Weil dieſe Beſchuldigungen ſich auf keine Thatſachen gründeten, ſo war eine Widerlegung unmöglich. Das einzige Mittel für den Herrn von Hennings ſich Genugthuung zu verſchaffen, wäre die Veranſtaltung einer gerichtlichen Unterſuchung geweſen, um den anonymiſchen Verfaſſer jener Schmähſchrift an den Tag zu bringen, und ihm den Beweis ſeiner ehrenſchänderiſchen Äußerungen

aufzu-

aufzuerlegen, damit in Ermangelung deſſelben, die Strafe über ihn verhängt würde, womit die Landesgeſetze den ehrloſen Infamanten brandmarken. Da er aber die feige Vorſicht gebraucht hatte, den Mann den er angreifen wollte, nur durch ſeine Schriften und die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens und Wohnorts zu bezeichnen, ſo blieb ihm auch in dieſem Falle noch ein Ausweg übrig, wodurch wenigſtens die Sache in die Länge gezogen werden konnte. Dieſes bewog den Herrn von Hennings von allen gerichtlichen Nachſuchungen abzuſtehn, und dieſen Entſchluß, damit ſein Stillſchweigen nicht unrecht ausgelegt würde, öffentlich bekannt zu machen. Er ließ alſo im Juny 1793 obige Stelle aus der anonymen Schrift mit folgender ſich darauf beziehenden Erklärung in die Hamburger Neue Zeitung rücken:

»Dieſe Schrift über Höfe und Adel habe ich unter meinem Namen und Titel drucken laſſen; es weiß alſo jedermann ganz beſtimmt daß ich der Verfaſſer bin, und folglich iſt es nicht zweideutig, daß H mit ſieben Punkten Hennings und P mit fünf Punkten Ploen bedeuten ſoll.

Meinen Namen zu bezeichnen, ohne ihn zu nennen, iſt ſchon die Handlung eines Feigen, und meinen Namen oder mich als Schriftſteller anzuführen, und anſtatt mir meine Irrthümer zu zei-

gen, ſich bloß zu begnügen mir Niederträchtigkeiten und Laſter anzudichten, iſt die Handlung eines Nichtswürdigen. Daß eine ſolche Handlung keine Widerlegung, ſondern nur Verachtung erwarten könne, iſt in die Augen fallend. Ploen, den 28ten Mai 1793.

Auguſt Hennings.

Die Vorwürfe der Feigheit und Niederträchtigkeit treffen hier den Norwegiſchen Offizier mit vollem Rechte, in ſo ferne man nichts weiter von ihm weiß noch wiſſen kann, als daß er der Verfaſſer des obigen Pasquills iſt; und geſetzt, dieſe Beinamen wären auch falſch gewählt, ſo ſtand es ja jedem Leſer und alſo auch dem Anonymus frei, den Irrthum durch Definitionen und Syllogismen zu berichtigen. Ein Irrthum iſt aber noch keine Beleidigung, und dieſe kann niemals in Anſehung eines abſtrakten Weſens, und folglich auch nicht in Anſehung eines Verfaſſers, in ſo ferne er mit ſeinem Buche vollkommen identiſch iſt, Statt finden. Dadurch daß der Pasquillant in ſeinem Pasquille erklärt hatte, daß keine Beleidigung oder Beſchimpfung, keine An- und Ausforderung ihn bewegen würden, ſich nahmhaft zu machen, wollte er auf ewig beurtheilt ſeyn wie ſein Buch.

Auch ließ er jene Erklärung unbeantwortet, und während ganzer fünf Monate hörte man weiter nichts von ihm, obgleich der Graf von Schmettow ihm nicht undeutlich zu verstehn gegeben hatte, daß er die Sache auf dem sogenannten Wege der Ehre mit ihm auszumachen wünsche.

Jetzt aber etschien des Grafen Commentar zu seinen patriotischen Gedanken. Hier fertigte er seinen Gegner auf eine Weise ab, die für dessen Eigenliebe äußerst kränkend, und weil er doch vermuthlich einige vertraute Freunde in das Geheimniß seiner Autorschaft gezogen, und sich wohl gar in seiner Einfalt etwas darauf zu Gute gethan haben mogte, für seine Eitelkeit unerträglich seyn mußte.

Bald darauf hörte man denn wirklich, daß der Norwegische Offizier im Anzuge sey. Die Publicität mit der dieser Ritter inkognito reiste, war wirklich possierlich; so wie es empörend war, daß der Bauer der die besternten und bebänderten Herren Herausfoderer zu königlichen Diensten nach Ploen gefahren hatte, denen die ihn fragten, wer diese Fremden wohl seyn mögten, zur Antwort gab, sie wären gekommen um den Grafen Schmettow zu erschießen. Dieser Bauer mußte den Todtschlag, wenn ihn Vornehme begingen, nicht für ein so gar großes Verbrechen halten, weil er davon

als von einer ganz gemeinen Sache ſprach, und mogte wohl gar glauben, ſo etwas könnte auf königlichen Befehl geſchehn, weil die vermeynten Herren Todtſchläger zu königlichen Dienſten reiſten.

Mit der Nachricht von ſeiner Abreiſe aus Norwegen hatte man zu gleicher Zeit das Gerücht verbreitet, daß er nicht nur von dem Grafen von Schmettow, ſondern auch von dem Herrn von Hennings Genugthuung fordern wollte. Letzteres ſchien unglaublich und beſtätigte ſich doch gleich darauf.

Ein Offizier brachte dem Herrn von Hennings einen Brief folgenden abentheuerlichen Inhalts.

> »Da der Kammerherr Auguſt von Hennings in denen öffentlichen Zeitungen hat ehrenrührige Ausdrücke gegen den Norwegiſchen Offizier einrücken laſſen, ſo wird hiemit dem Herrn Kammerherrn zu wiſſen gethan, daß dieſer Norwegiſche Offizier hier angekommen iſt, und den Herrn von Hennings in Zeit von 8 Tagen, als den 3ten Nov. h. a. in Bergedorf ganz ſicher erwartete. Hamburg, den 26ten Octob. 1793.
>
> Der Norwegiſche Offizier.

Der Unſinn dieſer Zumuthung muß einem jeden in die Augen fallen. Der Norwegiſche Offizier hat einen namhaften Mann aufs ſchändlichſte öffentlich beleidigt, und ſich ſelbſt durch ſeine Ano-

nymität vor aller Gegenbeleidigung ſicher geſtellt. Und dennoch giebt er ſich für den Beleidigten aus, und hat die Unverſchämtheit eine Genugthuung zu verlangen. Der öffentliche Beamte, der Hausvater, der Mann, der einen ehrenvollen Namen zu verlieren hatte, ſollte ſich mit einem verkappten Abentheurer herumſchlagen, von dem er nichts als eine unrühmliche Handlung wußte. Nur ein Wahnſinniger, ſchien es, könne einen ſolchen Vorſchlag ernſthaft thun, und nur ein Wahnſinniger ihn annehmen. So lange der Norwegiſche Offizier ſich nicht nannte, blieb er in den Augen ſeines Gegners der Feige, Nichtswürdige, den er zu ſehr verachtete, um auch nur eine gerichtliche Unterſuchung gegen ihn zu veranſtalten. Nannte er ſich, ſo kam es dem Beleidigten zu, zu beſtimmen, welche Art von Genugthuung er von ihm verlangen wollte. Bei näherer Unterſuchung fand es ſich alsdann vielleicht, daß der Mann ſo ſchlecht nicht war als ſeine Handlung, daß er z. B. ſein Buch in einem Augenblicke von Geiſtes-Abweſenheit geſchrieben hatte, und alſo mehr Mitleiden als Zorn verdiente. Zeigte es ſich aber hingegen, daß er ſeinem Charakter gemäß und mit voller Beſonnenheit in ſchlechter Abſicht ſchlecht gehandelt hatte, ſo ſtand es nach allen Grundſätzen der Ehre dem Beleidigten frei, den muthwilligen Ehrenſchänder lau-

fen zu laſſen, ihn herauszufordern, oder ihn den Gerichten zu überliefern.

So dachte auch der Herr von Hennings, und gab dem Unbekannten mündlich zur Antwort: daß er ſich nicht verbunden glaubte, eine anonymiſche Ausforderung zu beantworten: daß er aber, wenn ſich jemand zu den gegen ihn gedruckten Calumnien namhaft machen wolle, mit ihm reden würde.

Nach dieſer Antwort blieb dem Norwegiſchen Offizier nichts weiter übrig als unverrichteter Sache, ſeine Rückreiſe nach Norwegen anzutreten; wie er ſich denn überhaupt die ganze Reiſe hätte ſparen können, da er aus des Grafen Schmettow eigener Schrift wußte, daß dieſer beſtändig kränkliche Mann in der ſpäten Jahreszeit kaum einen Tag außer dem Bette zubringen konnte.

Allein vor ſeiner Abreiſe ſollte doch noch ein Verſuch gemacht werden, ob der Philoſoph nicht Menſch genug ſeyn würde, ſich durch die Autorität einer angeſehenen Perſon zu einer Handlung bewegen zu laſſen, die vor der Vernunft auf keine Weiſe zu rechtfertigen war. Ein General-Lieutenant, Gr. v. G. ließ ſich zu dieſer eben nicht ſehr ehrenvollen Rolle brauchen. Er, der bejahrte Mann, der eine hohe Würde im Staate bekleidet, kommt in das Haus eines königlichen Beamten, um ihm als ein leichtſinniger Jüngling einen Duell-

Antrag zu thun; er, der als Militär die konventionellen Regeln der Ehre kennen sollte, nimmt sich der schmutzigen Sache eines anonymen Pasquillanten gegen einen rechtlichen, allgemein geachteten Staatsbürger an, und verlangt von dem namhaft Verläumdeten, daß er seinem namenlosen Verläumder Genugthuung geben soll.

Weil der Herr v. H. mit Achtung von dem moralischen Charakter dieses General-Lieutenants spricht, so muß man voraussetzen, daß er durch irgend eine edle Absicht zu diesem nicht zu rechtfertigenden Schritte bewogen worden; und sein Beispiel dient zum Beweise, wie weit ein erster Fehltritt, auch einen sonst rechtlichen Mann, von dem Wege der Billigkeit und der wahren Ehre abführen kann.

Der Antrag wurde mit Würde verworfen. Den Gründen konnte der Herausforderer keine Gegengründe entgegenstellen, und jene hatten einen so lebhaften Eindruck auf ihn gemacht, daß er gleich nach dieser Zusammenkunft an einem dritten Orte sagte, Herr von Hennings hätte wie ein Weiser gesprochen. Doch schien ihm die unangenehme Lage, worin sich der Anonymus durch seine eigne Schuld verwickelt hatte, sehr am Herzen zu liegen; nach dem Lärm der von seiner Reise und deren Absicht gemacht worden, machte er sich lä-

cherlich bei allen die ihn kannten, wenn er ſo unverrichteter Sache zu Hauſe kam. Dieſes bewog den Herrn von Hennings zu dem freiwilligen Anerbieten, ihm eine Erklärung mitzugeben, daß alles zwiſchen ihnen beigelegt ſei, welches mit Dank angenommen, und wobei natürlich ihm überlaſſen wurde, dieſe Erklärung nach eigenem Gutdünken abzufaſſen. Beide Theile ſchieden mit gegenſeitigen Beweiſen der Achtung von einander. Die Erklärung wurde gleich darauf dem Herrn General-Lieutenant zugeſchickt, und da er ſie bis zum folgenden Nachmittage behielt, auch inzwiſchen eine Staffette abfertigte, die nur in der Vorausſezzung abgefertigt werden konnte, daß die Sache völlig zur Zufriedenheit des Herrn v. H. abgemacht worden, ſo erwartete dieſer, der über alle dieſe Erbärmlichkeiten ſchon zu viel von ſeiner koſtbaren Zeit verloren hatte, nicht weiter davon reden zu hören.

Aber wie es Leuten die nach Grundſäzzen zu handeln gewohnt ſind, immer gehen muß, wenn ſie mit ſolchen zu thun haben, die durch Leidenſchaft angetrieben, bald der Vernunft und bald dem Vorurtheile huldigen, ſo ging es auch dieſem. Er ſah ſich in ſeiner Erwartung betrogen. Der Mann, der noch Tags zuvor die größte Achtung für ihn bezeigt, ihn als einen Weiſen geprieſen

hatte, ſchrieb ihm jetzt einen Brief im gemeinſten Renommiſtentone, obgleich ſeitdem nichts vorgefallen war, was ſein Urtheil über ihn hätte ändern können.

»Ew. Hochwohlgeb. Erklärung« ſo lautete dieſer Brief, »iſt nicht völlig ſo als die getroffene Abrede war,« (weder völlig noch auf irgend eine Weiſe ſo oder anders, weil gar keine Abrede getroffen worden.) Im eigentlichen bedarf es auch wohl keiner weitern Erklärung, als daß Dieſelben nicht kommen wollen. (Auch der hätte es nicht einmal bedurft, wenn der Herr General-Lieutenant nur vorher bedacht hätten, daß Dieſelben vernünftiger Weiſe gar nicht kommen konnten.) Ich für mein Theil glaube, daß bei Beendigung dieſer Sache edel gehandelt werden muß. (Hier wird alſo der Duell ſchlechtweg für eine edle Handlung ausgegeben, und der Student der den größten Theil ſeiner Univerſitätsjahre auf dem Fechtboden zugebracht und die meiſten Schlägereien gehabt hätte, könnte ſich demnach rühmen, vor allen Andern eine Reihe von edlen Handlungen begangen und ſeine Zeit ſehr gut benutzt zu haben, weil er ſie vorzüglich darauf verwendet hätte, ſich zu edlen Handlungen vorzubereiten. Gott bewahre jeden Staat vor vielen edlen Bürgern dieſer

Art!) und daß ich mich daher enthalte, Denenſelben unangenehme Dinge über das Wegbleiben von dem beſtimmten Rendé-vous zu ſagen. (Mit dieſer feinen Wendung, einer bekannten rhetoriſchen Figur, will der Herr General-Lieutenant allerdings etwas Unangenehmes ſagen und zwar einem Manne, den er für einen Weiſen hält, weil dieſer Weiſe von einem Rendévous wegbleibt, wohin ihn ein anonymer Pasquillant, der ſich anonymiſch mit ihm ſchlagen will, gerufen hat. Der Herr General-Lieutenant bedenke doch bei kaltem Blute, wie tief ein Weiſer in ſeiner wahren Achtung ſinken müßte, der ſich ſo zum Narren haben ließe!) Ein neuer Aufklärungsmodus, der ehedem zwiſchen Rittern und Edelleuten nicht ſubſiſtiren konnte! (Ja die verdammte Aufklärung! ſie hat ſchon ſo manches aus der Mode gebracht, was ehemals unter den Rittern und Edelleuten hergebrachte Sitte war. Mit den Rittern iſt es, leider! ſo weit gekommen, daß manche ſich ihres Ordenszeichens, ſeitdem es gar nichts mehr bezeichnet, faſt eben ſo ſehr ſchämen, als ein erwachſenes Mädchen, das mit einer Puppe ſpielend überraſcht wird. Und eine Menge Edelleute, die eben die ſchlechteſten nicht ſeyn ſollen, predigen in Worten und Thaten die unadelige Lehre, daß

die Vorrechte die ſie genießen, ihnen größere Verbindlichkeiten als andern Bürgern auferlegten, und ſie es dieſen an geiſtigen Vorzügen, an Gemeinnützigkeit und beſonders an Achtung für die Geſetze und Gehorſam gegen die Obrigkeit, zuvorthun müßten. Dieſe verkehrte Denkungsart hat ſich mit der Aufklärung ſogar (mit Reſpekt zu melden) unter die classe roturière verbreitet, die keinen andern Adel als den der Seele gelten laſſen, und von dem der ſeinen Siz im Blute hat und ſich animaliſch fortpflanzt, gar nichts wiſſen will. Doch die Zeiten werden ſich ändern. Wenn nur erſt die Gegenrevolution, auf die der franzöſiſche Adel, wie der Jude auf den Meſſias, hofft, zu Stande gekommen, wird man ſchon dafür ſorgen, die ehrwürdigen Gebräuche des Mittelalters in ihrer vollen Kraft wieder herzuſtellen. Wir werden, wills Gott! Kreuzzüge und fahrende Ritter mit ihren Schildknappen wieder zu Ehren kommen, die Edelleute ihre zerſtörten Raubneſter wieder bewohnbar machen und beziehn, ſich einander oder ihren Souverain befehden, und zur Erholung über die wehrloſen Reiſenden herfallen und ſie plündern ſehn. Wehe alsdann allen denen, die der Fauſt und dem Schwerte ihre Vorrechte abſprechen und ſie der Vernunft zueignen wollten; den Scriben-

ten *) die sich einbilden, daß sie durch Ausbreitung von Kenntnissen ihre Mitmenschen veredeln können, und schon so manchen Adeligen entadelt haben; und diesen entadelten Adeligen endlich, die nach dem neuen Aufklärungsmodo der unter Rittern und Edelleuten ehemals nicht subsistiren konnte, von dem bestimmten Rendévous wegbleiben! Jetzt da diese goldene Zeit noch nicht eingetreten ist, muß man diesen Unfug freilich so hingehen lassen;) Kann er Dieselben zufrieden stellen, so sei es so.

Nach dem Eindrucke, den dieser unter solchen Umständen geschriebene Brief auf jeden rechtlichen Leser machen muß, läßt sich begreifen, wie auch dem Philosophen, an den er gerichtet war, einen Augenblick die Galle dabei überlaufen konnte. Doch der Graf Schmettow brachte ihn schnell zur Besinnung, und hinderte ihn, daß er auch diesmal seiner Würde nichts vergab. Der Brief verdiente keine Antwort, und erhielt keine.

So war nun die Sache geendigt, doch von Seiten des Herrn v. H. allein auf eine edle Weise.

Den Triumpf wollte man ihm nicht lassen;

*) Ein edler Ausdruck, dessen sich ein edler Mann bei Gelegenheit dieser edlen Geschichte bedient haben soll, um damit die verworfene Zunft der Schriftsteller zu bezeichnen.

man hoffte ihn durch eine öffentliche Beleidigung so zu reizen, daß er in die Nothwendigkeit gesetzt, sich öffentlich zu vertheidigen, von irgend einer Seite eine Blöße geben, und die Gränzen des Wohlstands und der Mäßigung überschreiten würde.

Doch auch diese Probe hat er glücklich bestanden, und seine Sache öffentlich mit einer Ruhe, mit einer Mäßigung, mit einer Größe geführt, die seine Gegner um so mehr beschämen muß, da sie ihn auf die unwürdigste Weise durch einen Brief provocirt hatten, der in ein viel gelesenes Journal der Dänischen Hauptstadt eingerückt wurde.

Der Briefsteller, der sich G. unterschreibt, hebt gleich nach der Einleitung mit einer notorischen Unwahrheit an. Ew. Excellenz, schreibt er an den Freiherrn und General N. N., kann es nicht unbekannt seyn, daß die bereits im vorigen Jahre öffentlich in Druck ausgekommenen, sogenannten patriotischen Gedanken eines Dänen über stehende Heere u. s. w. sehr vieles Unvortheilhaftes und Auffallendes gegen die Armee und dessen einzelne Mitglieder enthalten. Es fand sich ein Norwegischer Officier (sollte heißen: ein Anonymus, der sich für einen solchen ausgab) der sie widerlegte (hat er? wirklich?) Aber

der Graf Woldemar von Schmettow und der Kammmerherr von Hennings wurden so aufgebracht über die Bemerkungen des Norwegiſchen Offiziers (ſoll heißen: über die perſönlichen Calumnien eines anonymen Pasquillanten) daß ſie ihn in den öffentlichen Zeitungen auf eine ehrenrührige Art angriffen, (ſoll heißen: ſeine ehrenrührige Angriffe mit Verachtung abwieſen) und ihn höhniſch bedrohten, (hiervon findet ſich, in ſo ferne von dem Herrn von Hennings die Rede iſt, in den öffentlichen Zeitungen nicht die geringſte Spur) und daß der Graf Schmettow außerdem in ſeinem Commentar fortgefahren iſt, ihn in einem wahren Matroſenton (das heiße ich treffend charakteriſiren!) zu verhöhnen. Hierauf begab der Norwegiſche Offizier ſich nach Holſtein (höchſtwahrſcheinlich wird bei Gelegenheit der Anzeige der gegenwärtigen Schrift in den verſchiedenen gelehrten Zeitungen Deutſchlands, dieſes Norwegiſchen Offiziers eben nicht auf eine ſehr ehrenvolle Weiſe erwähnt werden. Sollte er nun auf den Einfall kommen, ſich nach Hamburg, Göttingen, Jena, Gotha, Leipzig, Berlin u. ſ. w. zu begeben, um den verſchiedenen Herausgebern renommiſtiſche Anträge zu thun, ſo prophezeihn wir ihm, falls er der Wachſamkeit der

Polizei in allen dieſen Städten entwiſchte, daß er unverrichteter Sache zurückkehren und durch ſeine Reiſe nichts weiter gewonnen haben wird, als ſeinen abentheuerlichen Zug in Gaſſenhauern verewigt und ſich in niedrig komiſchen Schauſpielen dem Gelächter des Pöbels in ganz Deutſchland Preis gegeben zu wiſſen) und forderte (wohl zu merken, anonymiſch) ſowohl den Grafen von Schmettow (von dem er mit allen Leſern ſeines Commentars wußte, daß er in dieſer Jahreszeit kaum das Bett, geſchweige denn das Zimmer verlaſſen konnte) als den Kammerherrn von Hænnings, um ihm nach alter Sitte (auf welches Jahr des Herrn mögte man mit Shandy fragen, bezieht ſich hier das Wort alt? Sollte es wirklich jemals Sitte geweſen ſeyn, daß der namhafte Mann ſich verbunden geſehn, ſeinem ungenannten Ehrenſchänder Genugthuung zu geben? Wir zweifeln,) und ſo wie es Männern von Ehre geziemt, Genugthuung zu geben, welches aber dieſe beiden Männer nicht für gut fanden, da der eine erklärte, daß er vermöge ſeiner gichtiſchen Umſtände nicht kommen könne (da bedurfte es auch wohl einer ſolchen Erklärung! die Herren ſahen ihn ja ſelbſt und wußten es auch ſchon ehe ſie kamen) und der andere meinte (dieſer Hr. G.

iſt beſonders glücklich in uneigentlichen Ausdrücken; ſollte er die eigentlichen nicht finden können, oder nicht finden wollen?) daß ſein Amt und Lage ihm nicht erlaubten ſich zu ſtellen. (ſollte wohl heißen: fand den Antrag unſinnig und ſchlug ihn aus, weil er ſelbſt bei Sinnen war) Es kam alſo niemand; der eine, weil er nicht konnte, und der andere, weil er nicht wollte. Sowohl aus Achtung für den Norwegiſchen Offizier (vermuthlich kannte er mehr von ihm als ſein Pasquill, ſonſt müßte er es mit ſeiner Achtung eben nicht genau nehmen) als auch aus Eifer fürs allgemeine Beſte glaubte ich mich der Sache annehmen zu müſſen (der Herr mag wohl ein Eiferer ſeyn; ob aber immer fürs Beſte, und hier ſogar fürs allgemeine Beſte, iſt eine andere Frage. Er meinte alſo wirklich, der Däniſche Staat hätte Gefahr gelaufen, wenn er ſich nicht ſo thätig bei dieſer Sache bewieſen hätte! Wie ſich doch Ideen ſeltſam in gewiſſen Köpfen verbinden können! Dieſer höchſt gefährlichen Ideenverbindungen wegen, denen die Eiferer aller Art ſo ausgeſetzt ſind, ſollte die Polizei in allen Staaten beſonders aufmerkſam auf dieſe Gattung von Menſchen ſeyn. Auch Marat war ein Eiferer; auch er glaubte fürs allgemeine Beſte zu eifern!) Im Gefolge mit

dem

dem Hrn General von M. nnd dem Hrn Major von R. reiſete ich nach Ploen, wo ich eine Unterredung ſowohl mit dem Grafen Schmettow, als auch mit dem Kammerherrn v. Hennings hatte, aber keinen von ihnen dazu bringen konnte, bei dem beſtimmten Rendévouz zu erſcheinen, da es immer dabei blieb, daß der eine nicht könne (wenn die Herren Beſucher keine Wunderärzte waren, die durch Berührung plötzlich heilen, oder den gichtiſchen Teufel mit einem: Fahre aus du unſauberer Geiſt, austreiben konnten, ſo mußte es wohl dabei bleiben) der andere nicht wolle (wie es bei Leuten, die nach Grundſätzen handeln, zu gehen pflegt. Sie bleiben bei ihrem Willen, weil ſie aus Gründen gewollt haben. Mit den Eiferern iſt es freilich anders) die dabei einlaufenden Beiumſtände gehören nicht zur Hauptſache (es wäre doch zu wünſchen geweſen, daß er ſie mit angeführt hätte; denn er hat ſo viele von dieſen vermeinten Beiumſtänden weggelaſſen, daß die Hauptſache dadurch ganz unkenntlich geworden iſt. Wir wollen aus chriſtlicher Liebe annehmen, daß dieſes nicht abſichtlich geſchehen, ſondern daß dem Herrn Briefſteller die Gabe der deutlichen Erzählung nicht zu Theil geworden iſt) und würden E. E. nur ennüyiren. (Ein bis-

chen mehr oder weniger Langeweile, darauf käme es nicht an; wenn nur die Sache vollständig dargestellt wäre. Der Vortrag des Herrn Briefstellers ist überall nicht reizend et s'il amuse, c'est a ses dépens) der Norwegische Officier, dessen Gegner nun nicht zu Hause waren (die waren zu Hause, aber von dem Norwegischen Officier weiß niemand, wo er zu Hause gehört) kann also nichts anders thun, als zu Hause reisen (er kann allerdings etwas anderes und etwas besseres thun) und der Armee und jedem braven und jedem rechtschaffenen Manne überlassen zu beurtheilen. (Was die Armee mit dieser Sache zu thun hat, vornehmlich in so ferne sie den Herrn von Hennings betrifft, läßt sich nicht wohl begreifen; da liegt wieder eine von den seltsamen Ideenverbindungen zum Grunde, die einem gesunden nüchternen Verstande unsinnig vorkommen müssen.) Was man von den Leuten denken muß, die wohl auf eine ehrenrührige Art verhöhnen können und wollen (dieses und das gleich darauf folgende sollte wohl so heißen: was man von einem Manne denken muß, der, nachdem er anonymisch einen nahmhaften Bürger öffentlich auf eine ehrenrührige Art angegriffen, noch die Unverschämtheit hat, eine Genugthuung von ihm zu fordern) aber weder

konnten noch wollten mit Waffen in der Hand eine rechtſchaffene Genugthuung geben. (Wie ſchändlich hier das edelſte Wort unſerer Sprache gemißbraucht wird. Eine rechtſchaffene Genugthuung mit den Waffen in der Hand. Pfuy, der Barbarei! Der einzige, der hier eine Genugthuung zu geben hatte, war der pasquillantiſche Ehrenſchänder; er mußte ſich wegen ſeines Unrechts eben ſo öffentlich anklagen, als er es begangen hatte, und ſich freiwillig zu jeder mit der Wahrheit übereinſtimmenden Erklärung erbieten, die ſein beleidigter Gegner von ihm fordern mochte. Das wäre eine rechtſchaffene Genugthuung geweſen. Aber die andere mit den Waffen in der Hand hat mit der Rechtſchaffenheit nichts gemein.) Die ſämmtlichen Officiere unter meiner Inſpektion habe ich bei meiner letzten Bereiſung der Garniſonen (aus übergroßem Eifer fürs allgemeine Beſte vermuthlich) von dieſer Stellung der Sache unterrichtet, und ſie fühlen mit mir (die Vernünftigen darunter werden nicht nur fühlen, womit ſich die Eiferer gewöhnlich begnügen, ſondern deutlich einſehn, daß der Herr ſich viel unnütze Mühe gegeben, und weit beſſer gethan hätte, aus dem ganzen ſchmutzigen Handel herauszubleiben) das Unanſtändige in dem Benehmen des

Grafen von Schmettow. (Iſt es denn unanſtändig krank zu ſeyn, blinder Eiferer!) und des Herrn Kammerherrn von Hennings. Ich habe nicht unterlaſſen, ſolches dieſen beiden genannten Herren ſelbſt, ſowohl mündlich als ſchriftlich zu erkennen zu geben. Der Herr Major von St. kann Ew. Excellenz die in dieſer Anleitung von uns geſchriebenen Briefe abſchriftlich mittheilen.

Ich habe nicht unterlaſſen wollen ganz deutlich (weder ganz noch deutlich) Ew. Excellenz dasjenige zu melden, was in dieſer Sache geſchehn iſt, da E. E. Urtheil in einer Sache, welche ſo große Aufmerkſamkeit erregt hat, für mich und jeden braven Mann von großem Gewicht iſt und ſeyn muß. Der brave Norwegiſche Officier hat ſich die Koſten und das Ungemach zugezogen, 200 Meilen zu reiſen (ich wette, daß der Ritterzug dieſes Abentheuerers nächſtens in Knittelverſen beſchrieben in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben ſeyn wird) und hat nicht einmal den Troſt erhalten (der arme Mann! wenn ihm die Abſicht ſeiner Reiſe doch auch nur zur Hälfte gelungen wäre, und er das Vergnügen gehabt hätte nur einen von den beyden phyſiſch

zu ermorden, denen er ſchon verſteckter Weiſe eine moraliſche Wunde beizubringen verſucht hatte, welch eine ganz anders angenehme Rückreiſe würde er gehabt, welche ſüße Erinnerungen für den Reſt ſeiner Lebenszeit nach Norwegen mit zurückgebracht haben! Doch er tröſte ſich! in der Geſchichte, die wir angekündigt haben, ſoll Blut genug vergoſſen werden) ſeine Verhöhner auf der rechten Stelle zu finden. (Wird es jemals helle in ihm, und er entdeckt nur erſt ſelbſt die rechte Stelle, ſo wird er ſeinen Gegner ſchon darauf finden). Für ihn iſt alſo nichts übrig, als zurück zu reiſen (et Jean s'en fut comme il étoit venu) aber von jedem braven Manne in den Armeen das Zeugniß zu erhalten, daß er als ein Mann von Ehre gethan hat, was er mußte. (Wenn das, was der Norwegiſche Officier in dieſer Sache gethan hat, ihn nach dem Urtheile gewiſſer Leute zu einem Manne von Ehre qualificirt, ſo g reicht es wahrlich keinem zur Ehre, für einen ſolchen von ihnen gehalten zu werden. Thut er nicht mehr, und etwas ganz anderes, als er gethan hat, ſo wird er hoffentlich lange und immer vergebens auf das Zeugniß der braven Männer in den Armeen warten) u. ſ w.

Herr von Hennings bedarf keiner weitern Ge-

nugthuung. Die ganze Sache liegt jetzt öffentlich vor aller Augen da, und überall wird ſich nur Eine Stimme für ihn erheben. Aber dem Publikum und der däniſchen Regierung ſind dieſe Pasquillanten und Duellanten Genugthuung ſchuldig, wegen der frechen Unverſchämtheit, mit der ſie den Geſetzen Hohn geſprochen, und ſich ihrer mörderiſchen alle Tugend und Sittlichkeit untergrabenden Renommiſten-Grundſätze gerühmt haben. Die Regierung kann es nicht unterlaſſen, die ſchändliche Publicität zu ahnden, die man dem empörenden Briefe des Herrn G. gegeben hat, und ſie wird ſicher eine ſo beiſpielloſe Kühnheit nicht durch eine beiſpielloſe Nachſicht begünſtigen wollen. Und ihr Schriftſteller Deutſchlands! übt hier mit ſtrenger Gerechtigkeit das ehrwurdige Cenſor-Amt aus, zu dem ihr in Anſehung aller öffentlichen Handlungen berufen ſeid Brandmarkt mit glühenden Zügen die That des Mannes, der eine ſchändliche Handlung durch eine noch ſchändlichere in den Augen der Welt wieder gut zu machen vermeinte, und der, nachdem er ungereizt eines unbeſcholtenen Mannes ehrlichen Namen heimtückiſch angegriffen hatte, troſtlos nach Hauſe reiſte, weil er ihn nicht hatte ermorden können. Laßt uns jenen einſtimmigen Ausruf des Unwillens wieder hören, der eine ſo erfreuliche Erſcheinung war, als vor einigen

Jahren ein anonymer Pasquillant es gewagt hatte, die Ehre einiger rechtlichen Männer anzugreifen; er war lange so strafbar nicht, als dieser, indem er den allgemeinen Ausbruch des Unwillens nicht frecher Weise für eine Beleidigung ausgab, weswegen er Genugthuung fordern müßte, sondern sich vielmehr zu einer öffentlichen Erklärung bequemte, wodurch jener Unwille entwaffnet wurde, und er auf die Achtung rechtlicher Leute wieder Anspruch zu machen hoffen durfte. Ergreift diese Gelegenheit, um das scheusliche Vorurtheil der Duelle zu bekämpfen, zielt endlich dem Ungeheuer nach dem Herzen; peitscht seine lächerlichen Vertheidiger mit den schärfsten Geißeln der Sätyre aus dem Felde. Beweist daß es noch eine öffentliche Meinung, eine öffentliche Moral in Deutschland giebt, und Männer, die ihre Sprache mit Würde und Nachdruck zu führen verstehn!

Fecit indignatio.

VI.

Auf Georg Forſters Kenotaph.

Fandeſt du, Weltumſegler, in trennenden Meeren das Land, wo
Unſchuld zum ewigen Bund bietet dem Glücke die Hand?
Oder ſahſt du auch dort die Kinder der Erde noch alle,
Aehnlich in Schwächen und Noth, langſame Schüler der Zeit?
Ach, von Gefühlen gedrängt: — wie längſt auf der nährenden Feſte,
Wie auf dem Rücken des Meeres, wo er die Inſelwelt trägt,
Wie in jeglicher Sprache, in Hölen und Hütten und Horden
Menſchheit ihr Bild dir gezeigt — ſtandeſt am Rheine du ſtill;
Und mit dürſtendem Geiſt umfaßteſt du, was dir als Freiheit,
Lang erſehnt, was als Troſt menſchlicher Brüder erſchien.
Auch den Nebel voll flüchtiger Farben erſahſt du, in welchen
Sie man hüllte. Doch zeigt Nebel den Schiffenden Land!
Redliche ſtreben, Sie zu enthüllen. Verlarvte Geſtalten
Täuſchen viele. Du ſankſt, eh' ihr der Schleier entfiel.

P.

VII.

Neue Werke.

1) Beiträge zur Beförderung der fortschreitenden Ausbildung der deutschen Sprache, von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. Erstes, zweites, drittes Stück. Braunschweig in der Schulbuchhandlung.

Eine Anzeige dieser Schrift ist dem Zweck dieses Journals so angemessen, daß unsre Leser sich mit Recht wundern würden, sie darin zu vermissen. Was die Verfasser damit zur Absicht haben, sagt der Titel im Allgemeinen. Umständlich sagt es Herr Campe in der statt einer Vorrede dienenden Abrede und Einladung. Nämlich sie wollen auf die weitere Ausbildung unsrer Sprache dadurch wirken, daß sie

1. die bei unsern vorzüglich gelesenen Schriftstellern vorkommenden Fehler gegen den verkannten Sprachgebrauch anzeigen;
2. streitige Fälle durch Abwägung der Gründe auf beiden Seiten der Entscheidung näher zu bringen suchen;
3. alle Ungehörigkeiten, die sich gegen die Sprachähnlichkeit in den bisherigen Sprachgebrauch eingeschlichen haben, als solche darstellen;
4. statt fremder und fremdartiger Wörter, Wortfügungen und Redensarten, die bekannten ächtdeutschen angeben, oder wenn es an solchen fehlt, neue in Vorschlag bringen, oder vorgeschlagene prüfen u. s. w.
5. die neugebildeten oder aus alten Denkmählern und den verschiedenen Sprecharten von unsern guten Schriftstellern hervorgezogenen Wörter und Redensarten auszeichnen und prüfen.

Jedes Heft ſoll folgende 5 Hauptbücher enthalten:

1. Ausführliche Beurtheilungen vorzüglicher Schriftſteller in Hinſicht auf Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit.
2. Gelegentliche Sprachberichtigungen.
3. Gegenurtheile (eines Mitarbeiters über einen andern)
4. Ausführliche Sprachunterſuchungen.
5. Fragen über zweifelhafte Fälle, Antworten darauf, Vorſchläge, Nachrichten u. ſ. w. unter der Aufſchrift: Vermiſchtes.

Schon die Überſicht des Plans muß einen vortheilhaften Begriff von dieſer Schrift erwecken. Und dieſer Plan iſt in den 3 vorliegenden Heften dergeſtalt befolgt, daß das Werk den Sprachfreunden nicht anders als wichtig ſeyn kann. Jedes der angegebenen Fächer giebt ſchon in dieſen erſten 3 Heften reichen Gewinn für die Sprache, und es iſt ſehr zu wünſchen, daß die Verlagshandlung in den Stand geſetzt werde, mit der Herausgabe des Werks fortzufahren, wozu es bis jetzt leider den Anſchein nicht hat. Ein Buch für die Nachttiſchchen kann es freilich nicht werden, und mit Romanen wird es nicht wetteifern dürfen; aber allen denen, die in unſerer Sprache ſchreiben wollen, kann es doch wohl nicht unwichtig ſeyn; und wenn nur dieſe es ihrer Aufmerkſamkeit würdigten, ſo müßte es ja wohl fortdauern können.

Daß nicht jeder denkende Leſer jedes darin vorkommende Urtheil unterſchreiben, oder jeden Vorſchlag ſich gefallen laſſen werde, erwarten die Verfaſſer ſelbſt nicht, wie ſchon daraus erhellet, daß ſie Gegenurtheile zu einem der Hauptfächer gemacht haben. Und gerade dies bürgt vorzüglich, ſowohl für die Güte und Reinheit ihrer Abſicht, als für die Verdienſtlichkeit des Werks. Schwerlich war es nöthig, daß die Verfaſſer ſich ſo ängſtlich vor dem Verdacht verwahrten, als wollten ſie einen höchſten Gerichtshof in Sprachangelegenhei-

ten ausmachen, von deſſen Entſcheidungen man ſich nicht weiter berufen dürfe; wenn es nicht etwa einer Klaſſe von ſchwachen Leſern zu Gefallen geſchehe, die überall Gefahr für eine gute Sache ſieht, wo gar nichts zu fürchten iſt. In der That können in Betreff der Sprache ſolche Anmaßungen Eines Menſchen oder einer kleinen Geſellſchaft wohl lächerlich, aber nie gefährlich werden. Zuweilen kommen einzelne unbelegte Urtheile vor, die einer Anmaßung ähnlich ſehen, wo vielleicht um der Kürze wegen die Belege weggelaſſen ſind; und die Verfaſſer ſelbſt haben auf einander ein ſo wachſames Auge, daß ſie ſich nicht leicht etwas, das nicht Stich hält, durchgehen laſſen werden, wofern das Werk nur fortdauert. Schon in dieſen 3 Heften findet man über einzelne Urtheile ein mehrmaliges Für und Wider.

Zum Beweiſe, daß wir es für verdienſtlich halten zu dem Zweck der Verfaſſer mitzuwirken, heben wir verſchiedenes aus, worinn wir nicht ihrer Meinung ſeyn können. Den Anfang machen Hrn Eſchenburgs Sprachbemerkungen über Hallers Gedichte.

S. 36. Angeſtorben für angeerbt wird für einen ſehr guten Ausdruck erklärt. Abſterben iſt der Sprachähnlichkeit gemäß, und wird nur von dem ſterbenden perſönlichen Subjekt geſagt; aber ein angeſtorbnes Stück Land? Ferner angeerbt heißt: was auf mich vererbt, oder durch Erbſchaft übertragen worden iſt; wollen wir etwa den Ausdruck ſo ausfüllen: was mir angeſtorben worden iſt? Doch das folgt noch nicht nothwendig, und man könnte ſagen wollen: der Grund ſtirbt mir an. Allein die ganze Zuſammenſetzung: Anſterben iſt verwerflich. Sterben iſt ein verneinter Begriff, in dem das Ab, alſo das Gegentheil von An, enthalten iſt; dieſe beiden Begriffe laſſen ſich folglich nicht verbinden. Abſterben läßt ſich ſagen, weil durch das ausdrückliche Hinzuſetzen das Ab bald ein theilweiſe vorgehendes Sterben, —

z. B. Hände und Füße waren schon abgestorben, bald ein Sterben in gewissen Beziehungen angezeigt wird; z. B. der Sünde absterben. Daß Sterben in diesen letzten Ausdruck so viel heißt, als unthätig seyn oder werden, ist ganz untadelhaft.

Ebend. der Ausdruck: selbstgezogne Stiere sagt nicht, was er hier bedeuten soll. In der Redensart: vom Landmann selbst gezogne Stiere (wo die beiden Worte selbst gezogne nicht in Eins verschmelzt sind) bezieht sich das selbst offenbar nicht auf die Stiere, sondern auf den Landmann. Die Ausdrücke: selbstgewählt, selbstbeliebig, selbsterdacht u. s. w. so sehr sie gebraucht werden mögen, sind um nichts besser. Ob indeß nicht bei einem Dichter von der Strenge der grammatischen Foderungen etwas nachgelassen werden müsse, und wie weit sich diese Nachsicht erstrecken dürfe, ist eine andere Frage, zu deren Erörterung hier der Raum nicht ist. Ferner macht Herr Eschenburg Sprachbemerkungen über Sturzens Schriften. Es läßt sich erwarten, daß auch hier, so wie über Haller, der wahren und feinen Bemerkungen sehr viele vorkommen. Gegen einige dieser Bemerkungen hätten wir jedoch Einwendungen zu machen, wenn hier der Raum dazu wäre. Wir zeichnen Eine Stelle aus: »Geziert klingt es, wenn S. 288 von Klopstocks Goufre die Rede ist, der Schriften verschlingt und wieder auswirft. Wir haben ja das gute Wort Meersschlund.« Wenn Sturz in jedem andern Zusammenhange uns das Wort statt eines Deutschen aufgebürdet hätte, so verdiente das allerdings eine Rüge, und wir mußten, so lange wir kein anderes Wort haben, die vier Mitlauter in Meersschlund, so gut als möglich zu verschmerzen suchen. Hier aber betrifft es bloß einen Scherz, den einige Freunde Klopstocks sich wohl einmahl erlaubt haben, und der der Übersetzung nicht bedarf. Ob Sturz diesen Scherz dem größern Publikum,

dem er nicht verständlich seyn kann, hätte auftischen sollen. — das sei dahin gestellt.

Herr Rüdiger macht Bemerkungen über Wielands sämmtliche Werke, dabei hat er unstreitig einen schweren Stand. Wie viele Leser der Wielandschen Schriften werden eine Rüge kleiner Flecken an ihrem Lieblingsschriftsteller ohne eine Regung von Unwillen lesen können? Wenn indeß seine Bemerkungen gegründet sind, so wird der Sprachfreund wenigstens nach abermaliger Überlegung dahin entscheiden, daß es wohl erlaubt seyn müsse, an den Sonnen unter unsern Schriftstellern die Flecken für das anzusehen, was sie wirklich sind. Und daß bei diesen Bemerkungen die einem so verdienstvollen Schriftsteller gebührende Achtung nicht verletzt werden müsse, versteht sich von selbst Wir zeichnen unter mehreren Stellen, wo wir nicht seiner Meinung sind, nur einige aus.

S. 68. Bei den Worten Wielands: welches eben sowohl als Musarion (zu welchem es als ein Gegenstück angesehen werden kann) u. s. w. erklärt Herr Rüdiger das zu welchem für eine unrichtige Verbindung anstatt der ächtdeutschen wozu oder wovon. Da das Fürwort erst kurz vorher vorkommt, so wird es hier, wie sehr leicht der Fall werden kann, etwas schleppend; aber auch unrichtig? Wir sehen nicht warum. Eben so wenig warum der kleinere Theil desselben in der kleinere Theil davon verwandelt werden soll.

S. 70. Bei den Worten: einige Jahre bei Seite gelegt zu werden sagt Herr Rüdiger: Richtig ist hier der Ausdruck zwar völlig, aber mich dünkt doch, er würde deutlicher seyn, wenn es hieße: auf einige Jahre, oder noch besser einige Jahre lang. — Unserer Meinung nach ist der Ausdruck ganz unrichtig. Einige Jahre im 4ten Falle, so wie hier, gebraucht, kann allerdings nichts anders heißen, als einige Jahre lang Aber was heißt denn: einige Jahre lang bei Seite ge-

legt werden? Etwa mehrmals, und das einige Jahre hinter einander? Einige Jahre bei Seite liegen würde grammatiſch richtig ſeyn, wenn gleich nicht gewöhnlich. Auf einige Jahre bei Seite legen würde ſich eher ſagen laſſen; aber wenn das der Sinn ſeyn ſolle, ſo darf die Präpoſition nicht fehlen.

S. 77. Auf welcher Sprachähnlichkeit beruht der von Rüdiger gewagte Ausdruck: Gewohnheit an die oberdeutſche Mundart?

S. 78 wird der Ausdruck raſcher Allgewalt gebilligt. Verträgt die Allgewalt noch ein verſtärkendes Beiwort und ſogar eine Steigerung?

S. 79. In unverwandtes Bemühen wird das Beiwort für treffend erklärt. Den unverwandten Blick denkt man ohne Schwierigkeit; aber auch ein unverwandtes Bemühen?

Herr Rüdigers Aufſatz enthält übrigens viel Überſetzungen bisher üblich geweſener fremder Wörter, und unter dieſen mehrere ſehr glückliche.

Die gelegentlichen Sprachberichtigungen als das 2te Hauptfach dieſer Schrift, betreffen den neuen deutſchen Merkur, wo vornemlich ſtatt der vorkommenden fremder Wörter gleichgeltende deutſche angegeben werden. — Wir fahren fort, einige Stellen auszuheben, wo wir glauben, von dem Berichtiger abgehen zu müſſen.

S. 104 wird Thatbegier für Begierde nach Thaten ein glücklich gebildetes Wort genehmigt. Der Sprachgebrauch unterſcheidet Gier und Begierde, gierig und begierig. Rachgier, Neugier, Wißbegierde, gierig nach ſinnlichen Genüſſen, begierig nach Kenntniſſen u. ſ. w.

Unter der Überſchrift: Sprachunterſuchungen kommen 5 ſehr lachenswerthe Aufſätze vor. Der letzte von Herrn Campe, der im folgenden 2ten Heft fortgeſetzt iſt, beantwortet die Frage: Was iſt Hochdeutſch? und widerlegt Herrn Adelungs Behauptung, daß die hochdeutſche Sprache weiter nichts als die Sprechart des ſüdlichen

Obersachsens sei, und zwar die Sprechart der höhern Klassen, worunter er nicht etwa den gelehrten, sondern den ungelehrten oberen Stand versteht. Wir vermuthen nicht, daß Herr Adelung hierin viel Stimmen für sich habe, und begreifen daher kaum, warum Hrn Campens Widerlegung so ausführlich seyn mußte. Die Gegenurtheile, als das 4te Hauptfach dieses Hefts, enthalten Bemerkungen über einige in Hrn Campens Preisschrift befindliche Verdeutschungen. Noch kommen hier vermischte Bemerkungen von Hrn Prof. Löwe vor, worin unter andern der Lessingsche Ausdruck: der Mann steht seinen Ruhm gerechtfertigt wird.

S. 202 wird in dem Satze: »diese Grundsätze sind gerade des Alltäglichen wegen am schwersten zu bemerken« der Ausdruck: sind schwer zu bemerken als fehlerhaft angegeben, und dafür gesetzt: bemerkt zu werden. — Wir finden aber, daß aus Mangel einer passiven Form des Infinitivs Ausdrücke, wie folgende: Hierbei ist zu bemerken; (statt: muß bemerkt werden) der Wein ist nicht zu trinken (statt: kann nicht getrunken werden,) er ist nirgends zu finden, (statt er kann nirgends gefunden werden u. s. w. im allgemeinen Sprachgebrauch sind. Eben so würden wir sagen dürfen: sie sind leicht oder schwer zu finden; und so hätten wir dieselbe Wortfügung.

S. 208 wird der Ausdruck: die wohlverstandene Freiheit getadelt, und behauptet, es sei unmöglich, diesen Ausdruck, so wie er ist, zu verstehen; und wer ihn zu verstehen glaubt, irre gar sehr: wenn der Leser sich an dergleichen Ausdrücke gewöhne, so werde der Geschmack und die Urtheilskraft desselben unbemerkt verdorben, und einer wirklichen Barbarei der Weg gebahnt. Dieser Meinung sind wir nun nicht. Übrigens rügt dieser Verfasser vieles, worin wir ihm völlig beistimmen.

Das zweite Heft der vorliegenden Schrift beginnt mit Bemerkungen von Hrn D. Anton über

Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, und mit Zusätzen von Hrn Campe.

Wir halten es mit Hrn Campe für etwas verdienstliches, den Ausdruck eines trefflichen Schriftstellers in Hinsicht auf Sprachrichtigkeit zu prüfen, obgleich wir nicht sehr darauf rechnen, daß irgend ein Schriftsteller, der einmal im Besitz einer gewissen Schreibart ist, die ihm, wie sich voraussetzen läßt, unter allen die beste und seiner Denkart sowohl, als dem bearbeiteten Gegenstande die angenehmste zu seyn scheint, geneigt seyn dürfte, Bemerkungen dieser Art für die Zukunft zu nutzen. Eher läßt sich hoffen, daß sie denen zu Gute kommen, die erst künftig in unsrer Sprache schreiben wollen; und wenn sie nur diesen die Veranlassung werden, Sprachrichtigkeit und wahres Verdienst der Schreibart zum Gegenstand ihres Nachdenkens zu machen, und an dem Ausdruck des trefflichsten Schriftstellers die Flecken von den Schönheiten zu unterscheiden, so ist das Verdienst nicht unbedeutend.

S. 4 und 5 erklärt sich Herr Anton, unsrer Meinung nach mit großem Recht, gegen die Wörter Organisation und Humanität. Sie sind nicht nur undeutsch, sondern auch so vieldeutig, daß sie dem Leser oft den Sinn des Schriftstellers dunkel machen müssen. Grade diese Wörter, denen fast jeder Schriftsteller einen andern Sinn unterlegt, machen dem, der gleichgeltende ächtdeutsche Ausdrücke vorschlagen will, das Geschäft sehr schwer; denn man ist unbillig genug, alle die so mannigfaltig begrenzten Begriffe, die man in das fremde Wort willkührlich hineingetragen hat, in dem deutschen Ausdruck auf einmal wiederfinden zu wollen. Aber das ist nur ein Grund mehr, sie aus unsrer Sprache durchaus zu verbannen.

S. 7. Statt Sphäre schlägt Herr Campe vor:

vor: Wirkkreis; wer kann aber das doppelte k zwiſchen zwei r ausſprechen?

S. 15. Bei den Herderſchen Worten: »Was phyſiſch vereinigt iſt, ſollte es nicht auch geiſtlich und moraliſch ſeyn?« ſind die fremden Wörter phyſiſch und moraliſch gerügt. Allein ſo wie die Worte ſtehen, geben ſie auch nicht den Sinn, den ſie geben ſollen. Unſtreitig will Herder fragen: Was phyſiſch vereinigt iſt, ſollte es nicht auch geiſtig und moraliſch vereinigt ſeyn? Das Wort vereinigt mußte alſo wiederholt werden. Aber wir vermuthen, der Verf. wollte das es zweimal verſtanden wiſſen, einmal als Subject und das andremal als Prädikat, und fürchtete mit Recht den unleidlichen Uebellaut der Wiederhohlung. So braucht er auch in einer ſpätern Schrift (in den Briefen über Humanität, das ſich, wo es zweimal verſtanden werden muß, wenn die Stelle einen Sinn haben ſoll. Aber die Sprache geſtattet dergleichen Freiheiten nicht.

S. 15. wird ein Doppelſinn gerügt, der bloß durch eine Inverſion (Verſetzung der Worte) entſtand. Bei dieſer Gelegenheit erlaube man uns eine allgemeine Bemerkung über die Verſetzungen, womit wir weder auf dieſen noch irgend einen einzelnen treflichen Schriftſteller hinweiſen. Man kann unſrer Sprache das Verdienſt nicht abſprechen, daß ſie ſo wohl für die ruhige als für die leidenſchaftliche Stimmung der Seele, nicht nur eigenthümliche Ausdrücke, ſondern auch Wortfügungen und Wortſtellungen hat. Zu den Ausdrucksarten der leidenſchaftlichen Stimmung gehört nur auch die Inverſion. Selbſt die Franzoſen, deren Sprache die Biegſamkeit der unſrigen nicht hat, fühlen den Werth und Nothwendigkeit dieſer Wortſtellung, und helfen ſich durch eine Umſchreibung. Z. B. c'est à vous que je parle, ſtatt je vous parle. Wenn nun ein Schriftſteller in dem Zuſtande wahrer Begeiſterung ſchreibt, ſo wird er dieſe Wortſtellung, ſo wie die übrigen Ausdrucksarten der

Leidenschaft oft brauchen; und der Lehrer wird dabei gar nicht anstoßen, und es nicht einmal wissen, daß er einen andern als den alltäglichen Ausdruck lieset. Denn diese Ausdrucksarten sind alsdann völlig so natürlich, als die ganz gewöhnlichen für die ruhigere Stimmung sind. Wenn aber der Leser öfter in Versuchung geräth, sich zu fragen: Warum stehen hier die Worte so und nicht anders? so erweckt der Schriftsteller den Verdacht, daß er nicht in dem Zustande wahrer Begeisterung schrieb, sondern etwas dem ähnliches in sich erkünstelte, und jene Ausdrucksarten, die zu seiner Zeit nicht bloß erlaubt, sondern die einzigen wahren und guten sind, absichtlich aufsuchte. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß verschiedene unserer Schriftsteller zu diesem Verdacht oft Gelegenheit geben.

S. 21. Der Ausdruck: das Meer uferte anders wird ein artiges neues Wortgepräge genannt. Was heißt ein artiges Wortgepräge?

Einen großen Theil dieser Bemerkungen über Herder füllen die Angaben deutscher Wörter statt der von ihm gebrauchten aus. Wenn man in einem deutschen Buche, das doch schwerlich bloß für Gelehrte bestimmt war, Ausdrücke, wie folgende: Demonstration, Luftregion, Analogon einer Organisation, Haupttyrus, Hauptplasmo, Epigenesis, Extension, Unison, efflorescirt, variiren, u. s. w. findet, so mögte man den Verfasser doch fragen, ob er alle diejenigen, denen solche Wörter nicht bekannt seyn können, z B selbst die gebildetere weibliche Welt, aus dem Kreise seiner Leser ausgeschlossen wissen will, oder ob man billigerweise verlangen kann, daß diese, wenn sie ein geistreiches Buch lesen will, sich mit allen diesen Wörtern erst bekannt mache.

S. 9 berichtigt Hr. Campe das Wort Vervollkommnung und verlangt mit Recht, daß es Vervollkommnung heiße. Und da Herder selbst es andere Orten so schreibt, so ist es unstreitig hier nichts weiter als Druckfehler. Aber wie kann Hr

Campe S. 34 Perfektibilität durch Vervollkommlichkeit überſetzen, wenn er das n in dem Zeitworte vervollkommnen für ſo unentbehrlich hält, als es wirklich iſt. Aus glauben, zerreiben, wiederbringen bilden wir die Beiwörter glaublich, zerreiblich, unwiederbringlich, u. ſ. w. Von vervollkommnen könnten wir alſo nur vervollkommnlich (durch Wegwerfung der Sylbe en) bilden. Weil das aber Niemand ausſprechen kann, ſo müſſen wir uns dieſes Worts ganz enthalten. Wir haben der Zeitwörter mehr, von denen wir dieſe Art Beiwörter nicht bilden dürfen; z. B. zeichnen, rechnen, ebnen, u. ſ. w. Zu wünſchen iſt es freilich, daß ſtatt Perfektibilität und Corruptibilität ächtdeutſche Ausdrücke eingeführt werden. Gegen Verderblichkeit ſtatt Corruptibilität iſt etwas weniger einzuwenden. doch verdient bemerkt zu werden, daß das Beiwort, wovon das Subſtantiv gemacht iſt, im Sprachgebrauch ſchon einen andern Sinn hat, nemlich nicht des Verderbens fähig. ſondern überhaupt ſchlimm, oder was ſchlimme Folgen hat, z. B. eine verderbliche Gewohnheit. Ferner verliert der Sinn des Worts auch dadurch etwas an Klarheit, daß das Zeitwort verderben auf doppelte Weiſe gebraucht wird, nemlich bald als Thatzeitwort (Verbum activum) und bald als Mittelzeitwort (Verbum neutrum). Wollten wir, wo der obige Gegenſatz gebraucht werden ſoll, uns nicht lieber bequemen zu ſagen: Verbeſſerungs- und Verſchlimmerungsfähigkeit?

S 38 erklärt Hr. Campe mit Recht das neugeprägte Wort Geſchlankigkeit für verwerflich, und erſetzt es durch Schlankheit, wogegen weder die Sprachähnlichkeit noch der Wohlklang etwas einzuwenden haben. Aus welchen Gründen könnten wir in Geſchlankigkeit den Ballaſt der erſten und dritten Silbe aufnehmen, wenn das Beiwort nicht geſchlankig, ſondern ſchlank heißt? Zwar haben wir leider im Sprachgebrauch

mehrere auf dieſe fehlerhafte Art gebildete Subſtantive, z. B. Leichtigkeit, Seichtigkeit, Reinigkeit, Gerechtigkeit, Schnelligkeit, Geſchwindigkeit, Schlauigkeit u. ſ. w. Allein wir ſollten ſie nach und nach zu verdrängen ſuchen, oder wenn das etwa mit denen die allzuverjährt ſind wie Gerechtigkeit, nicht mehr geſchehen kann, uns doch vor allen Dingen enthalten, neue Umformen der Art einzuführen. Für manche der angegebnen Wörter ſind wenigſtens ſchon hin und wieder die beſſeren: Schlauheit, Reinheit, Seichtheit im Gebrauch. Daß dieſe Bemerkung ſich auf die Wörter: Schwierigkeit, Richtigkeit, Flüchtigkeit, Schuldigkeit, Geſchmeidigkeit, Mäßigkeit, u. ſ. f. nicht erſtrecken könne, braucht hoffentlich keiner Erinnerung.

S. 49. wird ſublimiren durch hinaufläutern überſetzt. Gegen dieſes Wort haben wir folgendes einzuwenden. Hinaufläutern kann der Sprachähnlichkeit zufolge (in hinaufſtoßen, hinaufrücken, hinaufführen) nicht anders heißen, als durch Läuterung in die Höhe treiben; ſublimiren aber heißt: durch Erhebung läutern: es iſt alſo in der Bildung dieſes Worts eine Verwechſelung von Zweck und Mittel vorgegangen. Ferner gehört dieſe Zuſammenſetzung deswegen unter die unächten, weil darin zwei ungleichartige Begriffe, das Ortsverhältniß und die Läuterung, verbunden werden. Eine ähnliche Bemerkung macht Hr. Campe S. 22 mit Recht gegen das Zeitwort ſich niederbreiten. Im vorhergehenden Heft überſetzt Hr. Rödiger ſublimiren durch Emportreiben.

S. 92 wird der Ausdruck Glied für Glied verworfen, und ohne Angabe der Gründe in Glied vor Glied verändert. Da der Begriff welcher hier ausgedruckt werden ſollen, nothwendig ſehr oft vorkommen muß, ſo verdienen beide Ausdrücke eine nähere Prüfung. Der Ausdruck Glied vor Glied erinnert an eine geordnete Reihe, und iſt in Anſehung der Wortfügung mit

dem Ausdruck: Mann vor Mann und mehreren dergleichen einerlei. Die Präpoſition vor iſt hier ganz richtig gebraucht; allein wenn wir eine Reihe muſtern, und entweder die Reihe hinunter gehen, oder die Reihe vor uns vorbei gehen laſſen, um jedes Glied einzeln zu betrachten, ſo denken wir nicht ſowohl daran, daß wir ein Glied vor dem andern, als daß wir das eine nach dem andern ſehen. So wahr und richtig alſo der Ausdruck an ſich iſt, ſo ſagt er nicht eigentlich das, was wir ſagen wollen. Mit dem Ausdruck: Mann für Mann ſagen wir, daß indem die Reihe vor uns vorübergeht, der zweite in die Stelle des erſten, der dritte in die Stelle des zweiten u. ſ. w. tritt, daß, ſo lange das Vorübergehen der Reihe dauert, unſer Auge auf einerlei Art beſchäftigt bleibt, daß nur die Gegenſtände wechſeln, und wir für den einen immer wieder einen andern erhalten.

In den Sprachunterſuchungen dieſes Hefts kommt außer der Fortſetzung des im erſten Heft angefangnen Aufſatzes von Hr. Campe gegen Hrn. Adelung mit der Überſchrift: was iſt hochdeutſch? noch ein andrer gleichfalls gegen Hr. Adelung gerichteter Aufſatz von Hrn. Cludius vor, der die Frage beantwortet: Können und dürfen Sprachgelehrte etwas zur Verbeſſerung der Sprache beitragen? Hier wird behauptet, daß aus den mittlern Zeitalter die Sprachlehren der neuern Sprachen noch mancherlei lateiniſchen Sauerteig enthalten, daß wir aber dieſen abſchaffen ſollten, und daß gebildete Perſonen ſchon jetzt, abweichend von der lateiniſchen Grammatik, aber dem Geiſte, dem Regeln in den ähnlichen Fällen der deutſchen Sprache gemäß, ſprechen und ſchreiben: mir träumt, mir deucht u. ſ. w. ferner mir hungert, mir dürſtet. Von den letzten beiden Wortfügungen haben wir noch nicht bemerkt, daß gebildete Leute ſie brauchen. Die angegebne Regel, »daß die Perſon nur im Gegenſtandsfalle (accuſativ) genannt

werden kann, wenn sie der Gegenstand (das Object) ist, und der Gegenstand im Personenfall, wenn er als Person angesehen wird,« ist ganz richtig; aber die Ausdrücke: mich hungert, mich dürstet, mich wundert, mich verdrießt, mich freut, u. s. w. lassen sich damit vereinigen. Sie entstehen nemlich bloß durch Auslassung des Subjects, nemlich des unbestimmten Fürworts es, und wir wollen in solchen Fällen entweder bloß die Wirkung ohne Rücksicht auf die Ursach anzeigen, z. B. mich dürstet, oder es dürstet mich; oder auch wir machen einen ganzen Zusammenhang von Worten zum Subject: als: Ich bedaure, daß Sie während dieser Reise so viel zu leiden gehabt; mich freut nur, daß Sie sie so gut überstanden haben.

In eben diesen Aufsatz wird der Ausdruck: dieser Entschluß kostet mich viel, als fehlerhaft angegeben, und mit Recht; denn die gewöhnliche Unterscheidung: es kostet mich viel im bildlichen Sinn, oder es kostet mir viel im buchstäblichen, beruhet auf einer ganz falschen Regel, und wenn dergleichen in den Sprachgebrauch eingeschlichen ist, so müssen wir suchen, ihn davon zu reinigen. Die Unrichtigkeit dieser Regel verdiente eine weitere Ausführung, als hier möglich ist.

S. 181 heißt es in einen andern Aufsatz: bei der Geberdensprache lehrt die Natur dem Menschen. Im vorhergehenden S. 138 war gesagt worden, daß verschiedne Schriftsteller schon den Anfang gemacht, das Zeitwort lehren mit dem Dativ der Person zu brauchen. Das könnte aber doch nur in dem Fall geschehen, wenn der Gegenstand im Accusativ dabei steht. Bloß mit dem Dativ der Person halten wir diese Wortfügung für ganz unzulässig.

Das dritte Heft der vorliegenden Schrift ist das reichhaltigste. In dem Fache der Sprachuntersuchungen kommen vorzüglich lesenswerthe Auf-

ſätze vor. Noch mehr als die beiden erſten Hefte muß dieſes dritte, das dem Protokoll einer debattirenden Geſellſchaft nicht unähnlich iſt, bei den Sprachfreunden den Wunſch erwecken, daß die Fortſetzung dieſer Schrift möglich werde. Wenn einer der Mitarbeiter ein übereiltes Urtheil gefällt hat, ſo kann man ziemlich ſicher darauf rechnen, daß ein anderer in den folgenden Aufſätzen daſſelbe prüft und berichtigt: und überhaupt kann aus der Art, wie die Mitarbeiter ſich einander und ihre Materie behandeln, nichts anders als reiner Gewinn für die Sprache erwachſen.

Wir heben abermals unter den Bemerkungen, die wir beim Durchleſen dieſes 3ten Hefts, gemacht haben, nur die wichtigern aus.

Ein ſehr gedachter Aufſatz von Hrn. Mertian in Augsburg, der hier unter den Sprachunterſuchungen vorkommt, hat die Uberſchrift: Über das Bedürfniß eines neuen Kunſtwörterſyſtems für die Sprachkunde. Man hatte nemlich den Uebelſtand fremder und noch dazu größtentheils unpaſſender Kunſtwörter der deutſchen Sprachlehre gefühlt, und verſucht, ächt deutſche an deren Stelle einzuführen. Der Verfaſſer prüft die bisherigen und ſtellt ein neues Kunſtwörterſyſtem auf. Ob dieſes, ſo wie es da iſt, aufgenommen werden wird, daran zweifeln wir. Unter die deutſchen Kunſtwörter, die man bisher einzuführen verſucht hat, gehört auch der Ausdruck Eigenſchaftswort für Adjectiv. Es ergiebt ſich ſehr bald, daß dieſer Ausdruck gar nicht glücklich gewählt iſt; denn es iſt Bedürfniß der Sprache, außer den Eigenſchaften im metaphyſiſchen Sinne, viel andre Begriffe dnrch Adjective zu bezeichnen. Aus dieſem Grunde iſt uns dieſer Ausdruck immer anſtößig geweſen. Hier findet ſich nun ein auffallendes Beiſpiel, wie leicht ein unrichtiges Kunſtwort zu unrichtigen Urtheilen verleitet. Einer der Mitarbeiter erklärt es für einen Fehler unſrer Sprache, daß ſie den Umſtand der Zeit und des Ortes auch durch

Beiwörter bezeichnet, und vermittelst derselben sie Sachen als Eigenschaften beilegt; daher nennt er dein die Ausdrücke: die jetzigen Zeiten, der nahe Krieg, der morgende Tag, wahre Barbarismen. — In dem 4ten Aufsatze unter den Sprachuntersuchungen vom Hrn. Prof. Wagner in Braunschweig und dem 5ten Aufsatz vom Hrn. Prof. Löwe wird diese Art von Adjectiven mit Recht in Schutz genommen und sehr gut vertheidigt. Zugleich sieht man an diesen Beispiele, wie in dieser Schrift selbst, die übereilten Urtheile, dergleichen einigen allzuraschen Berichtigern zuweilen entfahren, nicht nur nicht gefährlich sind, sondern bloß dazu dienen, daß neues Licht über die Sache verbreitet wird.

Der letzte Aufsatz der Sprachuntersuchungen heißt: Klopstocks Bemerkungen über die Wortvereinung, mit Zusätzen von Campe. Hier bemerkt Hr. Campe es mit Recht als eine Lücke in unsrer bisherigen Sprachlehre, daß man für die zusammengesetzten Wörter nur die äußern Merkmale ihrer Aechtheit und nicht die innern angegeben. Er selbst giebt solcher innern Merkmale viere an, und entwickelt sie mit seinem bekannten Talent aus dem Zweck aller Zusammensetzungen. Das vierte Merkmal besteht darin, daß zwei zu verbindende Begriffe von der Art seyn möchten, daß sie leicht in Einen zusammenfließen können. Sollte es wohl überflüßig seyn, es in dies Merkmal ausdrücklich mit aufzunehmen, (denn Hr. Campe hat es hinzugedacht, wie aus den Beispielen erhelle,) daß die beiden Begriffe überhaupt vereinbar seyn möchten? Da diese innern Merkmale zugleich die Regeln für ächte Zusammensetzungen werden, so würde sich sogleich ergeben, warum hinaufläutern, fortbilden u. s. w. unächte Zusammensetzungen sind. Beide sind von Hrn. Campe selbst. Ueber hinaufläutern haben wir uns schon erklärt. Von Fortbildung ist in den Gegenurtheilen dieses Hefts die Rede. Er

hatte das Wort in den Titel dieser Schrift brauchen wollen, und verwirft es nachher wieder, jedoch nicht aus diesem sehr einfachen Grunde. In der Folge werden die (grammatischen) Regeln, nach welchen unsre Sprache zusammengesetzte Wörter bildet, zum Theil mit Klopstocks Worten angegeben. Wir sollen wohl lieber sagen, mit Klopstocks Wörtern, denn sie sind oft in ganz andere Verbindungen gestellt, und daher erscheinen hier einige Aussprüche als Klopstocksche, die man in seinen Gesprächen wirklich nicht findet. Sehr ungern bemerken wir diese Seite an dem übrigens schätzbaren Aufsatz. Zwar sagt Hr. Campe, daß es seine Absicht gewesen, aus der dichterischen Einkleidung in die Sprache des gemeinen Lehrvortrags zu übersetzen, und aus Klopstocks Bemerkungen den reinen Ertrag als treuer Berichterstatter auszuziehen. Allein dies ist ein mißliches Geschäft und bei der Vergleichung findet sich, daß ihm einige Abweichungen von der Regel, die er sich selbst vorgeschrieben hatte, entfahren sind.

S. 134 frägt Hr. Campe, warum wir in Rechenkunst den ganzen Ableitungslaut en beibehalten, da wir doch nicht Brechenmittel, sondern Brechmittel sagen. Wir antworten: in Rechenkunst, Rechenbret, Zeichenkunst ist der Ableitungslaut wirklich nicht beibehalten, denn mit Beibehaltung dieses Lauts mußten wir sagen: Rechnenkunst, Zeichnenkunst. Nun würden wir freilich nach Wegwerfung des en sagen und schreiben: Rechnkunst, Zeichnkunst. Weil aber keine menschliche Zunge in dieser Folge von Buchstaben unmittelbar vom ch zum n übergehen kann, sondern sich ganz unwillkührlich das in der Ableitung schon da gewesene e (zeichenen von Zeichen) wieder einschiebt, so sind wir ja wohl berechtigt, obige Substantive so zu schreiben.

S. 176. Die Zusammensetzungen: ohnberührt, ohnbeschwert, ohnbefugt, ohnstreitig, die hier vertheidigt, und von unberührt u.

ſ. w. dem Sinne nach unterſchieden werden, halten wir für unzuläßig und ſprachwidrig.

S. 179 wird die Wortfügung Mich dünkt verworfen, und mir dünkt an die Stelle geſetzt. Wollten wir aber auch den Ausdruck verwerfen: Dünke dich nicht zu klug? Wir glauben, daß er Sprachähnlichkeit für ſich hat; und wenn das iſt, müßten wir nicht mich dünkt auch beibehalten?

Wir müſſen abbrechen, und wiederholen nur noch den Wunſch, daß es unſrer Leſewelt gefallen möge, die Fortſetzung dieſer Schrift möglich zu machen. In dieſem Fall läßt ſich erwarten, daß nicht allein die Regeln für die Bildung der zuſammengeſetzten Wörter noch vollſtändiger angegeben werden, ſondern auch daß für die Bildung der Wörter überhaupt durch alle Klaſſen, Regeln aufgeſtellt werden, und die wahre Bedeutung der Ableitungsſylben feſtgeſetzt werden. Es iſt freilich kein leichtes Geſchäft, die meiſt nur dunkel empfundenen Sprachähnlichkeiten auf deutliche Begriffe zu erheben. Sehr viele Leſer werden Ausdrücke, wie folgende: Entſagung der Bequemlichkeiten, Abhelfung der Mißbräuche, Throngelangung, u. ſ. w. die man bei vielen unſrer Schriftſteller findet, mißbilligen; aber nicht viele werden ſich die Gründe dazu entwickeln können. Die Mitarbeiter an dieſer Schrift haben hinreichend gezeigt, daß ſie dieſem Geſchäfte vollkommen gewachſen ſind.

---

2) Luiſe. Ein ländliches Gedicht in drei Idyllen, von Johann Heinrich Voß. Königsberg MDCCXCV. Bei Friedrich Nicolovius.

Nur ein Mann von hoher Einfalt und Reinheit,

des Herzens und ächt deutschem Biedersinn, der selbst vertraut mit der Natur lebt, und im Kreise guter unverdorbner Naturmenschen die reinen Freuden des häuslichen Lebens in vollen Zügen genossen und in allseitiger herzlicher Theilnahme im ruhigsten Bewußtseyn hundertfach wiedergenossen hat, den das bunte Weltgewirre mit all seinem armseligen Prunk' und seiner übertunchenden Schminke keinen Augenblick irren kann — nur ein solcher Mann konnte ein so herziges, die reinste Unschuld und Liebe durchaus athmendes Gedicht erfinden und es aus seinem Innern so darstellen, als wär das Ganze Zug vor Zug treu nach dem Leben kopirt.

Nur ein ächter Künstler konnte seiner Darstellung bei aller hohen Naturwahrheit eine so reine, vollendete Kunstform geben, daß dasselbe Gedicht die strengste Anforderung der höchsten Kritik so ganz befriedigen, in all seinen Theilen die letzte Vollendung erhalten und doch zugleich für den unbefangensten kunstlosesten Naturmenschen durchaus genießbar werden konnte. Denn wie auch bei manchem einzelnen Verse, der von Amtswegen deutsche Kritiker auf den ersten Anblick stutzen mag, so ist doch mit gutem Grunde zu behaupten und mit der Erfahrung zu bewahrheiten, daß, wenn dieses G.. dicht recht vorgelesen wird — und daß dürfen Verse doch als erste unumgängliche Bedingung fordern — jeder Mensch, jedes einigermaßen zur Aufmerksamkeit gewöhnte Kind es durchaus fassen, und in den sich so rein, so bestimmt abdrückenden Bildern die froheste Behaglichkeit genießen wird.

O daß viele, jung und alt dieses seiner innern und äußern Natur nach so reine humane Gedicht oft in frohen Familienkreisen so lesen, und lesen hören mögen und mit froh erschlossenem Gemüthe die innre Reinheit und Würde der Charaktere und Gesinnungen beherzigen und zu eignem Leben in sich verarbeiten mögen. Daß doch vielen glücklichen Vätern und Müttern reine Wonne

durchſchauern möge, wenn ſie leſen, wie innig der ehrwürdige Pfarrer von Grünau ſeiner trauten Luiſe ſich freut:

Ja, du geliebte Tochter, ich bin auch fröhlich! ſo fröhlich,
Als die ſingenden Vögel im Wald hier, oder das Eichhorn,
Welches die luſtigen Zweige durchhüpft, um die Jungen im Lager!
Achtzehn Jahr ſind es heute, da ſchenkte mir Gott mein geliebtes,
Jetzt mein einziges Kind, ſo verſtändig und fromm und gehorſam!
Wie doch die Zeiten entfliehn! Zehn kommende Jahre, wie weithin
Dehnt ſich der Raum vor uns! und wie ſchwindet er, wenn wir zurückſehn!
Geſtern erſt geſchah es, ſo deucht es mir, als ich im Garten
Ging, und Blätter zerpflückt', und betete; bis nun auf Einmal
Fröhlich die Botſchaft kam: Ein Töchterchen iſt uns gebohren!
Manches beſchied ſeitdem der Allmächtige, Gutes und Böſes,
Auch das Böſe war gut! Denn Seine Gnad' iſt unendlich!
Weißt du, Frau, wie es einſt nach langer Dürre geregnet,
Und ich, Luiſ' auf dem Arme, mit dir in der Friſche des Gartens
Athmend gieng; wie das Kind nach dem Regenbogen emporgrif,
Und mich küßte: Papa! da regnet es Blumen vom Himmel!
Streut die der liebe Gott, damit wir Kinder ſie ſammeln? —

Ja, vollblühende Segen und himmliſche ſtreuet der Vater,
Welcher den Bogen der Huld ausſpannete: Blumen und Früchte!
Daß wir mit Dank einſammeln und Fröhligkeit! Denk ich des Vaters,
O dann erhebt ſich mein Herz, und ſchwillt vor regerer Innbrunſt
Gegen unſre Brüder, die rings die Erde bewohnen:
Zwar verſchieden an Kraft und Verſtand; doch alle des Vaters
Liebe Kindlein, wie wir! von einerlei Brüſten genähret!
Und nicht lange, ſo geht in der Dämmerung eins nach dem andern
Müde zur Ruh, von dem Vater im kühlen Lager geſegnet,
Hört ſüßträumend der Winde Geräuſch und des tropfenden Regens,
Schläft, und erwachet geſtärkt und verſtändiger. Kinder, wir freun uns
Alle vereint, wenn Gottes verklärterer Morgen uns aufweckt!

Doch genug hier aus dem Munde des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau! Zu ſeiner gefühlvollen Rede geſelle ſich hier noch der ſchönſte Moment des liebenden Paares, wie die ſchöne Braut im wohlgewählten verſchönernden Brautſchmuck bebend und erröthend da ſteht, vor ihr der überwältigte Bräutigam vor ſüßem Erſtaunen verſtummend:

So wie ein ländlicher Mann, dem das Herz mit ſüßer Entzückung
Menſchlichkeit nährt' und Natur, und der Kunſt nachahmende Schönheit,
Fröhlich den Apfelbaum in voller Blüte betrachtet,
Welchen er ſelber gepflanzt an der Lieblingsſtelle des Gartens;

Lange freut' er ſich ſchon, wie er knoſpete; plötzlich entrief ihm
Fern in die Stadt ein Geſchäft; doch den heimgekehrten Vollender
Führet ſein Weib in den Garten, und zeigt ihm den blühenden Fruchtbaum,
Der voll röthlicher Sträuße, beglänzt vom Golde des Abends,
Da ſteht, ſchauernd im Weſt, und mit lieblichem Duft ihn umwehet;
Staunend betrachtet er lang', und umarmt die liebende Gattin;
Alſo ſtaunt' auch der Jüngling dem Anblick ſeiner geſchmückten
Blühenden Braut; es empört' ihm das Herz bang athmende Wollnſt,
Aber die Arm' ausbreitend mit Innigkeit, ſank ihm die Jungfrau
Schnell an die Bruſt; und die Seelen der Liebenden floſſen, von Himmels-
Wonne berauſcht, im langen und bebenden Kuß in einander.

Das ſind Verſe! Gleich dem edeln ſchönblühenden Apfelbaum, vom milden, reichen Boden des glücklichſten Himmels, den Stiefkindern der Natur zum Troſt, mit glücklicher Hand nach Norden verpflanzt. —

Ueberaus merkwürdig iſt dieſes ſchöne Kunſtwerk auch als ein rein deutſches Produkt, das durchaus in keiner andern Sprache, für keine andre Nation in der Welt gerade ſo gedichtet und ausgeführt werden konnte; ja es iſt die Frage, ob irgend eine andre Nation dieſes Gedicht in ſeiner ganzen Reinheit und Schönheit je zu genießen vermag. Auch würd' es ſehr ſchwer werden zu einem zweiten Gedicht der Art, Perſonen und Situationen zu finden, die ſo ganz rein und vollkommen deutſch wären. Der Dichter hat aber auch mit

großer Zartheit des Gefühls seinen glücklich gewählten deutschen Gegenstand, durchaus, bis auf den kleinsten Zug, in Sitten, Ideen, Bildern und Sprache rein National erhalten. Dadurch hat das Gedicht eine so lebendigansprechende Individualität bekommen, die für jeden guten biedern Deutschen, dem im reinen frohen Familienleben, wie es jetzt vielleicht der gute, glückliche Deutsche nur lebt, warme Anhänglichkeit und biedre Treuherzigkeit zum Bedürfniß ward, überaus erfreulich und herzrührend ist.

Jedem patriotischgesinnten Deutschen von Geschmack muß es daher auch freuen dies schöne reine Gedicht in so zierlichem, reinem, äußerm Gewande zu sehen. Druck und Papier sind äußerst befriedigend. Auch zieren drei Kupfer und eine Titelvignette von Kohl, Henne und Guttenberg nach Chodowiecki gestochen, diese lieblichen Idyllen. Nur das Kupfer zur zweiten Idylle, der Morgenbesuch, scheint uns indeß dieses schönen Kunstwerks ganz würdig zu seyn; auf den andern Blättern erkennt man den mit hoher Wahrheit ergreifenden und darstellenden Künstler nur in den Köpfen der Alten. Die übrigen Physiognomien und Stellungen erregen die Vermuthung, daß der deutsche Meister und seine braven Gehülfen das Gedicht vor der Arbeit nicht gelesen haben; seine ächte Deutschheit würde sonst gewiß den in Auffassung und Darstellung der sprechendsten Individualität so glücklichen Meister ganz anders begeistert haben.

3) Schweizerbriefe an Cäcilie, geschrieben im Sommer 1794. Erster u. zweiter Theil. Berlin bei C. L. Hartmann. 1795.

Es herrscht ein guter reiner Sinn in diesen Briefen. Durchaus erscheint der Verfasser als ein Mann dem Wahrheit und Menschenglück am Herzen liegt, dem Recht und Gerechtigkeit über alles gilt.

Man suche keine umständliche Beschreibung der Schweiz in diesen Briefen: der Verf. sagt selbst in dem ersten Briefe an seine Freundin: (S. 17) »Meine Briefe aus der Schweiz werden und sollen keine Briefe über die Schweiz seyn.« Und S. 18 was mir auf meiner Reise von Gedanken und mittheilbaren Empfindungen durch die Seele strömen wird, will ich in den Stunden, wo ich mich sammle und ausruhe, in Briefe an Sie zusammenfassen, so klar und wahr es in mir entquollen seyn wird. Daß dabei manches Wort über das Land, wo ich bin und über die Menschen, die diesem Lande angehören, sich einmischen wird, kommt mir schon im voraus sehr wahrscheinlich vor.«

Der Verf. hat mehr gethan, als er zugesagt hat. Die Hauptmomente seiner Reise sind, wenn gleich zuweilen nur mit wenig Worten, doch sehr bestimmt bezeichnend und charakterisirend angegeben. Am wenigsten hat er sich in Beschreibungen der so oft beschriebenen Naturscenen des reichen und romantischen Schweizerlandes eingelassen, wo es aber geschehen ist, erkennt man leicht den mit feinen Sinnen und zarten Gefühl begabten Mann; und wenn man durch solche Schilderungen auch keine neuen Blicke in das Land thut, so lernt man doch darinnen den reingenießenden guten Menschen besser kennen und lieben, und seine Urtheile und Betrachtungen finden das Gemüth des Lesers

in

in der gegenseitig wohlthuenden Stimmung, in welcher gute vertrauenvolle Menschen so gerne Gefühle und Gedanken wechseln. Es möge hier nur einiges zur Probe stehen, um die Manier des Verfassers zu bezeichnen; gewiß wird es niemanden gereuen diese herausgehobenen Stellen an ihrer Stelle wieder zu finden, und noch einmal zu lesen; dort stehn sie als ein nothwendiger Theil des reinen Abgusses von ruhig genossenen Lebensmomenten.

»Was ist es; das mir den Grund und Boden, auf den ich jetzt trete, so werth, so feierlich, so heilig macht? daß zur Schöpfung und Erhaltung dieses Bundeslandes, so wie es nun ist, so viel gethan, so viel gerungen, so redlich gearbeitet, so freudig gebluter und mit so wundergleicher Tapferkeit gesiegt worden ist, wie für die Existenz keines einzigen Landes in der neuern Geschichte. Alle übrigen Nationen des heutigen Europa sind das, was sie sind, größtentheils durch Zufall, einige durch die Geistesmacht überlegener Fürsten geworden. Die Schweiz, als ein Ganzes, verdankt ihr Wesen den vereinigten Kräften ihrer Bürger, das heißt sich selbst.« (u. s. w. S. 22.)

»Das verbündete Schweizerland glänzt von keinem Namen, der alle andere verdunkelt. Wilhelm Tell rächte sich wie ein Mann. Die drei Stifter des Bundes schwuren einander einen Eid, den jeder freie Schweizer, Urner und Unterwaldner schon im Herzen geschworen hatte. Rudolf Reding der Alte, ohne dessen Rath der Tag bei Morgarten vielleicht nicht würde gewonnen seyn; — — Petermann von Gundoldingen, der Schultheiß von Lucern, der, als er im Siege bei Sempach sein Leben ausblutete und gefragt wurde, was er an die Seinen noch zu bestellen habe, zur Antwort gab, er habe an seine Lucerner Mitbürger zu bestellen, daß sie keinen Schultheißen wieder auf so lange Zeit, als ihn selbst, anstellen sollten (u. s. w. S. 26 u. 27) alle diese wackeren und mit Namen

genannten Männer thaten, jeder in ſeiner Art, was einem Schweizer zu thun gebührt, und was vielleicht mancher Ungenannte, von denen die unter ihnen fochten, auch gethan haben würde, wenn er in ſeiner Lage gekonnt hätte. Alle Schweizerthaten ſind ausgegangen von Einem Geiſte, und dieſer war der Geiſt der Nation, nicht eines einzelnen Mannes. Auch die bürgerliche Ordnung der Schweizer iſt durch ſich ſelbſt entſtanden. Von keinem Solon, keinem Lykurg iſt in ihrer Geſchichte die Rede. Doch dieſes haben ſie mit den meiſten Völkern, zu ihrem und der Völker Glück, gemein.«

Sehr treffend charakteriſirt der Verfaſſer die Schweiz als das Land des Friedens:

»Freundliche Ruhe,
Völkerverherrlicherinn!
Tochter der Gerechtigkeit!
Du mit dem heiligen Schlüſſel
Zu Rath und Streit!
Dein iſt liebliches Handeln,
Dein iſt liebliches Fühlen
Zur rechten Zeit.
Doch wallt ein Mann in ſeiner Bruſt
Liebkoſen Ungeſtüm,
So ſtellſt du wie ein Felſen dich
Entgegen ihm,
Und wirfſt den Stolz und Übermuth
Hinunter in der Wellenflucht.«

»Sind das Schweizerverſe? frägt Cäcilia. Das nun wohl nicht. Aber der Grieche, der ſie in ſchöneren Tönen ſeinem Volke bei den pythiſchen Spielen zu Delphi ſang, hätte ſie nicht dem Eindrucke gemäßer ſingen können, den die Schweiz auf mich gemacht hat, ſo viel ich ſeit meinem Ein-

tritte von ihr sah. Ich bin im Lande des Friedens. Das fühl ich bei jedem Schritte, es sei auf städtischem Pflaster, oder auf reinlichen Dorfwegen, oder auf der großen Straße des Landes.« (u. s. w. S. 34.)

Aus Bern schreibt der Verfasser seiner Freundinn:

»Wären Sie hier in Bern, so müßten auch Sie einmal Politik mit mir reden. Und warum das? Nicht weil man hier mehr Politik spricht, als an andern Orten, sondern weil Jung und Alt, Mann und Weib, man sei, wer man wolle, sich dem Lande, wo man einheimisch oder auch nur zum Besuch ist, wenn man es anders lieb gewonnen hat, durch jede Art von Berührung des Besondern in diesem Lande näher bringen muß. Das Besondere in der Hauptstadt eines aristokratisch-regierten Landes ist die Art, wie es regiert wird. Monarchien gleichen der Ordnung der Welt und des einzelnen Menschen, in denen jede Bewegung von Einheit ausgeht und hinwirkt auf Einheit. Das Gute in ihnen erfolgt wie von selbst. Demokratien gleichen der natürlichsten Ordnung einer Gesellschaft, in welcher keinem verwehrt ist, mitzusprechen und mitzuhandeln nach seiner Einsicht und Kraft. Das Gute in ihnen erfolgt wieder wie von selbst. Aber daß eine geschlossene Zahl von Familien, die sich nur nach ihrem eigenen Ermessen verengt oder erweitert, die höchste Obergewalt behauptet, über alle andre Familien im Lande, alle höchsten Staatsämter nur mit ihren Agnaten besetzt, und über Krieg und Frieden eigenmächtig entscheidet, und daß bei einer solchen Ordnung der Dinge das ganze Land sich besser befindet, als man sich in den meisten Monarchien und Demokratien zu befinden pflegt, dieß ist außer Art u. s. w. S. 380 bis 390, wo mit Scharfsinn und gesundem Urtheil, »vom Regierungsgeiste, der mehr ist als Regierungsform,« so gehandelt wird, daß keinem vernünftigen Menschen die Frage mehr

einfallen kann: ob, »weil die Berner Republik zu den glücklichſten Staaten der ganzen Welt gehört, ariſtokratiſche Staatsordnung unter allen die beſte ſei?« —

Den wichtigſten Theil dieſes ſchätzbaren Buches machen die eingeſtreuten Betrachtungen aus, welche bei dem Verf. durch die Gegenſtände und Menſchen um ihn herum veranlaßt werden.

Deutſchland, ſeine Verfaſſung, Nationalcharakter, Patriotismus, Aufklärung, großer Gang der Menſchengeſchichte, Volksbildung, Weiblichkeit, Freundſchaft, Wohlſtand, Eigenthum, Recht, Reichthum und Armuth — das ſind die großen und intereſſanten Themata, über die er als ein Selbſtdenker und echter Menſchenfreund Betrachtungen anſtellt, die durch ihre angenehm unterhaltende Einkleidung auch ſolche Leſer, die eben nicht gründliches Räſonnement zu lieben pflegen, anziehen und vergnügend unterrichten können.

Wir können unſern Leſern höchſtens nur einige abgerißne Stellen über Deutſchland da heraus vorlegen, die ſie gewiß zu dem Buche ſelbſt bald hinziehn werden, um das hier kaum angedeutete in ſeiner ganzen Ausführlichkeit zu leſen; genug wenn ſie daraus den Sinn und die Manier des Verfaſſers auch von dieſer Seite kennen lernen.

Gleich beim erſten Eintrit in die Schweiz ſchreibt der Verf. ſeiner Freundinn von Schafhauſen:

»Eine ſüße Stille wie diejenige, in der ich oft an Ihrer Seite über das Wenige ſprach, was der Anhänglichkeit des menſchlichen Herzens werth iſt, umgiebt mich hier. Die Ruhe, in der ich mich nach den vorübergerauſchten Erſcheinungen des Tages fühle, ruft vaterländiſche Erinnerungen in meiner Seele hervor. Jezt, da ich in der Schweiz bin, wo ich anzukommen mich ſehnte, denke ich an Deutſchland, wie ein Mädchen, das mit ihrem Geliebten zum Traualtare gehn ſoll, im Brautſchmuck an ihre jungfräuliche Zeiten denkt. — Und

ist denn Deutschland nicht deiner Liebe werth? — Zum erstenmale bildeten sich mir die einzelnen Eindrücke, die Deutschland mit seiner Natur und seinen Menschen in mehreren Gegenden auf mich gemacht hatte, zu einem Ganzen. Es kam mir vor, als ob der Deutsche als Deutscher, wenn gleich wenig, doch etwas Merkwürdiges sei. Manche Naturschönheiten, die ich in Deutschland genossen hatte, kolorirte mein Gedächtniß so lebendig und treu, daß ich begriff, es gehöre viel dazu, wenn sie von der Schweizernatur übertroffen werden sollten.« (u. s. w. S. 13.)

»Die Schuld, warum unsre Nationalkritiker keinen deutschen Nationalcharakter auffinden können, liegt nicht an den Deutschen, sondern an jenen Kritikern, die im Begriff eines Deutschen Dinge suchen, die nicht in ihm liegen, und nie in ihm lagen. Von der Zeit an, wo Deutschland der Form nach ein Reich ausmacht, ist es dem Wesen nach nie ein Ganzes gewesen. Sammlet man aus den ältesten historischen Nachrichten von den Germanen alle Züge, die einen allgemeinen Charakter bezeichnen könnten, so ist mit den drei Eigenschaften Muth, freier Sinn und Redlichkeit das ganze Gemälde vollendet. Ein schönes Gemälde! Wer zweifelt daran? Aber was für Beziehung liegt darin auf Nationalität, wodurch ein Volk unter den Völkern kenntlich seyn soll, wie ein Mensch unter den Menschen? Alle edelgearteten Geschlechter und Stämme, aus denen nachher Völker wurden, hatten die Züge des Muths und des freien Sinns, und zum Theil auch der Redlichkeit, mit den alten Germanen gemein. Kein Klima, kein Welttheil, kein Zeitalter widerspricht diesen Tugenden. Nationalität aber soll das Besondre und Eigene, die Physionomie einer Nation seyn. Keine allgemeine Tugenden oder Laster, sondern bestimmt, auffallende und einem Volk ausschließlich angehörige Äußerungen gewisser Geistes-Eigenschaften, bei denen es oft unausgemacht ist,

ob wir ſie mit dem Klaſſennamen einer Tugend oder eines Laſters füglich belegen können. Was ſetzt alſo Nationalität, wo ſie möglich ſeyn ſoll, voraus? daß eine Geſellſchaft beiſammenwohnender Menſchen ein ſittliches und bürgerliches Eins, eine Nation ſei. Wo ſie dies nicht iſt, wo das Band der Vereinigung, wenn Menſchen ſich in die Schranken der bürgerlichen Ordnung geſellen, ſtatt feſter gezogen zu werden, immer mehr nachläßt und erſchlafft, da kann urſprüngliche Stammesart, natürliche Verwandſchaft, die Lücke der politiſchen Trennung wohl zum Theil ausfüllen, aber keineswegs das Gefühl des innigen und wirkſamen Zuſammenhangs erſetzen.« (u. ſ. w. S. 61—64.)

»Unter dem gewaltigen Karl ſchimmert in der Geſchichte eine deutſche Monarchie. Aber einen deutſchen Staat konnte auch der große Karl nicht erfinden. Unter dem Schatten ſeines Zepters duldeten die Unterjochten, was ſie nicht zu ändern vermochten. Kaum aber lag die ſchwere Hand Karls nicht mehr auf der gepreßten Maſſe, ſo ſchlug mit voller Elaſticität jeder Theil des Frankenreichs in ſeinen natürlichen Selbſtbeſtand zurück u. ſ. w. S. 65. In Deutſchland ſuchte jedes Volk wieder ſein altes Recht hervor. Das Gehäuſe der Uhr, die der große Künſtler Karl mit Geiſt zuſammengefügt und mit Blut gangbar gemacht hatte, erhielt ſich und erhält ſich bis dieſen Tag; aber auch nur das Gehäuſe. Die Uhr ſelbſt, das Räderwerk, war zerſprengt. Ihre Beſtandtheile rieben ſich aneinander, ohne ſich zu treiben. Die Springfeder, Nationalgeiſt fehlte von Anfang an, und die Wirkung der arbeitenden Hand des Reichsvorſtehers, den man Kaiſer nannte, änderte ſich mit jeder Kaiſerwahl, und ſtockte zuweilen ganz u. ſ. w. S. 66—68. Deutſche Art ſtand nie als etwas Hervorragendes, etwa wie ſpaniſche Art, der franzöſiſchen entgegen. Man erkannte den Deutſchen nur an dem, was ihm fehlte. Denn ſo brav, ſo unerſchrocken, ſo frei und offen und red-

lich im Reden und Thun, wie der Deutsche der Mittelzeit, war der Franzose und der Spanier der Mittelzeit auch. Und was war es, das dem Deutschen fehlte? Unter manchen andern Geisteseigenschaften, die Sie selbst errathen mögen, auch die Nationalität u. s. w. S. 69 u. 70. Eine andere Frage ist es, ob sich nicht bei dieser Absonderung der deutschen Staaten jeder Staat für sich wohl befindet. Was ich Ihnen beweisen wollte, war nur, daß man dem Deutschen Unrecht thut, wenn man von ihm, als Deutschen einen Nationalcharakter fodert. Seht, muß man unsern Volkskritikern antworten, den Hessen als Hessen, den Hanoveraner als Hanoveraner, den Wirtemberger als Wirtemberger, den Hamburger als Hamburger an! Und wenn ihr dann an ihnen keine merklichen Nationalzüge entdeckt, so liegt die Schuld an euern Augen. Aber von einem Deutschen fodert nicht, daß er mehr sei, als ein Mensch, der deutsch spricht.

4) Rückblicke auf den, wenn Gott will, für Deutschland nun bald geendigten Krieg. Nebst einigen Erläuterungen, die Propaganda, Jakobiner und Illuminaten betreffend. Koppenhagen 1795.

Der freimüthige und denkende Verf. trägt zuerst in gedrungener Kürze die Gründe der kurzsichtigen Parthei vor, die bisher zum Kriege gegen Frankreich gerathen, und nach »mit mehr Bitterkeit und Heftigkeit als bloß strenge Wahrheitsliebe sich zu erlauben pflegt« in leidenschaftlichen Rathschlägen zur Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich und zu Anwendung gewaltsamer Mittel gegen die vermeintliche weitere Verbreitung des neuen französischen Uebels laut wird.

Mit vieler Ruhe beantwortet er dann jene

im 14. §. vorgekrägenen Gründe und Rathſchläge gründlich, und für jeden, der aufrichtig des Beſſern überzeugt ſeyn will, gewiß überzeugend und beruhigend. Am liebſten legten wir unſern Leſern die ſehr ausführliche, lehrreiche und überaus befriedigende Beantwortung des 13. §. vor, worinnen von dem eben ſo unklugen als ungegründeten Geſchrei von Aufruhrpredigern, heimlichen Jakobinern und verſteckten Illuminaten in Deutſchland die Rede iſt. Sie nimmt aber den Raum von S. 93 bis 113 ein: und ſo begnügen wir uns hier den letzten §. mit ſeiner Beantwortung herzuſetzen. Unſre Leſer werden daraus den Geiſt des Verf. hinlänglich kennen lernen.

§. 14. »Hier helfen aber keine gelinden Mittel. Ihr müßt das Ubel mit der Wurzel ausrotten. Vor allen Dingen hebet die Preßfreiheit auf; verbietet alle geheime Bündniſſe; laſſet über die Geſpräche wachen, die geführt werden, ſorget für eine ſtrenge Bücher-Cenſur, und hindert die Verbreitung gefährlicher Schriften!«

Antwort zum 14. §. »Nichts iſt elender, als der Rath, durch heftige Maaßregeln, durch Cenſuren und Verbothe dem vermeintlichen Ubel zu ſteuern, wovon Ihr träumt. Durch nichts offenbart ſich ſo deutlich die Schwäche einer Regierung und das Bewußtſeyn einer ſchlechten Verwaltung, als durch dergleichen Vorkehrungen. Nichts iſt fähiger, Aufruhr im Volke zu erregen, als wenn man die freie Cirkulation der Gedanken und Meinungen hemmen will. Daß man es damit nicht durchſetzt, verſteht ſich von ſelber; aber man greift auch da die Menſchen auf der empfindlichſten Seite an, und bringt ſie zur Verzweiflung. Alles erträgt und duldet der Unterthan gern, wenn ihm nur die Freiheit bleibt, ſeine Leiden, ſeine Freuden, ſeine Hofnungen, ſeine Grillen und Träume Andern mitzutheilen. Wo am mehrſten gekannengießert werden darf, da wird am wenigſten im Verborgnen gebratet; ſobald man aber anfängt,

sich an diesem letzten Schatten von politischer Freiheit zu vergreifen; entsteht Murren und Meuterei. Das Verbotene fängt an, in vermehrtem Reize zu erscheinen; man verbündet sich heimlich gegen die ungerechten Einschränkungen; selbst Personen, die vormals durch Verschiedenheit der Meinungen getrennt waren, reichen sich nun brüderlich zur gemeinschaftlichen Verbündung gegen Geistes-Unterdrücker und gegen Ausspäher die Hände. Euch sollte ja schon die Geschichte älterer und neuerer Zeiten belehren, daß man in Ländern, wo die größte Freiheit, seine Meinung öffentlich zu äussern, herrschte, am wenigsten von Empörungen hört. England in seinen bessern Zeiten, Dännemark und Schweden unter den jetzigen weisen Regierungen mögen Euch zu Beispielen dienen! Und wollt ihr jetzt Deutschland durchreisen; so werdet Ihr bemerken, daß da, wo jedermann frei reden und schreiben darf, was er will, die größte Ruhe und Ordnung herrschen; da hingegen, wo man strenge Censur-Edikte publicirt, die Lese-Gesellschaften einschränken will, und durch Kundschafter das, was über politische Gegenstände geredet wird, erhorchen und ausspähen läßt, zuerst Muthlosigkeit Platz nimmt, und dann die Zeichen einer Gährung sich offenbaren, die vielleicht bald das Übel herbeiführen kann, dem Ihr vorbauen wollt. Hierzu kömmt noch, daß man es in Deutschland doch nie dahin bringen kann, daß Verordnungen von der Art befolgt werden. Wann sind je so viele Flugschriften erschienen, als seit der Zeit, da dergleichen Maßregeln hie und da in Ausübung gebracht werden? Welche Bücher cirkuliren am haufigsten in den Österreichischen Staaten? Gerade die, welche in dem Verzeichnisse der verbotenen Schriften prangen. Dieser Catalogus librorum prohibitorum thut dort die Dienste der lobpreisendsten Recensionen.«

»Wählet also bessere und edlere Mittel, Ihr Fürsten! um Ruhe, Gehorsam, Ordnung, Zutrauen

und Eintracht herzuſtellen und zu erhalten! Machet ſobald als möglich unter leidlichen Bedingungen dem unglücklichen Kriege ein Ende. — Jeder Friede iſt ehrenvoll, der geſchloſſen wird, um Bürgerblut zu ſchonen. Zaudert nicht lange, ſonſt möchte vielleicht unter den Verbündeten ſelbſt das Feuer der Zwietracht auflodern, und das zweite Übel ärger als das erſte werden. — Gott gebe, daß dieſer Rath nicht zu ſpät kommen, und daß es überhaupt noch Zeit ſeyn möge, einen Theil der unſeligen Folgen dieſes Krieges von uns abzuleiten. Möchten Regenten und Völker aus dem Beiſpiele, das ihnen die Franzoſen auf ihre Koſten gegeben haben, lernen, welche fürchterliche Scenen man zu erwarten hat, wenn man durch Mißhandlungen aller Art eine Nation zwingt zu gewaltſamen Umkehrungen zu ſchreiten! Rufet den Reſt Eurer Heere in eure Länder zurück; laſſet die armen Söldner ihre bunten Röcke ausziehn und zu ihrem Pfluge, zu ihren Weberſtühlen, in ihre friedlichen Hütten zurückkehren! Entſaget allem unnützen Aufwand, allem Flitterſtaate, allem Menſchenhandel, allen thörigten und koſtbaren Spielereien; befördert durch Beiſpiel und zweckmäßige Anſtalten, Sittlichkeit, Geiſtes-Kultur und beſſere Erziehung! Laſſet jeden frei reden, glauben, denken und ſchreiben, was er will, in ſofern er niemand muthwillig kränkt und ſonſt ein ruhiger Bürger iſt! Höret die Vorſchläge, und nehmet den Rath jedes verſtändigen Mannes zum Beſten des Ganzen an! Gebet mit Aufrichtigkeit und Würde Rechenſchaft von Anwendung der Schätze, die Euren Händen anvertrauet werden; verſchleudert nicht die Summen, die der fleißige Landmann im Schweiße ſeines Angeſichts aufbringt! Unterſtützet, ermuntert das verkannte, ſchüchterne Talent; erleichtert jede Art von Noth und Leiden, ſo viel an Euch iſt! Laſſet gleiche Ehre und gleiche Rechte jedem nützlichen Staatsbürger angedeihen; nur der läſtige Müſſiggänger werde verachtet und vernachläſſigt!

Sorget für klare, bestimmte, dem Genius der Zeit angemessene Gesetze, für unpartheiische, schnelle, nicht kostspielige Justiz und Polizei, damit Eigenthum und Freiheit und Leben und Gesundheit gesichert seien, froher Muth und Zuversicht und Wohlstand im Volke herrschen und Friede und Freude sich küssen mögen, wie das alte Kirchengebet sagt.«

VIII.

Neue Werke, die nächſtens erſcheinen werden.

In der Oſtermeſſe 1796 kommen in der Nicolaiſchen Buchhandlung zu Berlin heraus:

Merkwürdige Rechtsſprüche der halliſchen Juriſten-Fakultät, herausgegeben von D. Ernſt Ferdinand Klein.

Es iſt zwar ſchon längſt von Rechtsgelehrten bemerkt worden, daß es Fälle gebe, wo nicht eigentlich das Geſetz ſelbſt, ſondern nur die Anwendung des Geſetzes auf den vorliegenden Fall ſtreitig iſt, und man hat daher auch die Preußiſchen Richter, wenn ſie in zweifelhaften Fällen bei der Geſetzkommiſſion anfragten, mehrmals beſchieden, daß es die eigne Pflicht des Richters und nicht der Geſetzkommiſſion ſei, die Anwendung der Geſetze auf die vorkommenden Fälle zu beſtimmen. Allein ſo klar auch der Unterſchied zwiſchen Zweifelhaftigkeit des Geſetzes ſelbſt und zwiſchen der zweifelhaften Anwendung der Geſetze dem bloßen geſunden Menſchenverſtande einleuchtete, ſo ſchien doch dieſer Unterſchied nicht logiſch richtig zu ſeyn, vielmehr gewann es das Anſehn, als müßte entweder eine Rechtsfrage (quaestio juris) oder eine ſtreitige Thatſache (quaestio facti) vorhanden ſeyn, erſtere aber nothwendig ein zweifelhaftes Geſetz zum Grunde haben; wobei noch in Erwägung kommt, daß Mangel eines poſitiven Geſetzes in dieſer Rückſicht einem zweifelhaften Geſetze gleich zu achten iſt, weil alsdann darüber gezweifelt wird, ob etwan das Naturrecht zur Anwendung zu bringen, oder ein poſitives Geſetz ausdehnend erklären ſei.

Der Herausgeber der obengedachten Rechtsfäl-

le fand bei weiterem Nachdenken, daß, weder irgend ein allgemeiner Rechtssatz, noch irgend ein Faktum ſtreitig iſt, dennoch die Schwierigkeit der Entſcheidung darin beſtehen könne, daß man nicht weiß, unter welchen Rechtsſatz man das beſondere des Falles ſubſumiren ſoll. Zwar wird alsdann der Kurzſichtige das Geſetz einer Mangelhaftigkeit anklagen, weil er aus Mangel der Urtheilskraft für jeden beſondern Fall (casum in terminis) ein eignes Geſetz ſucht: aber der ſcharfſichtigere oder geübtere Richter wird einen ſolchen Fall mit Sicherheit entſcheiden, weil er die Kunſt verſteht, das Faktum in ſeine rechtlichen Beſtandtheile aufzulöſen und für jeden den angemeſſenen Satz ausfindig zumachen. Hierzu gehört eine gute Urtheilskraft, welche zwar da, wo ſie die Natur ganz verſagt hat, nicht geſchaffen, aber doch da, wo ſie im Keime liegt, durch Uebung entwickelt werden kann. Die Urtheilskraft iſt nemlich nachdem, was Kant in der Einleitung zu der Kritik der Urtheilskraft darüber geſagt hat, das Vermögen, das beſondere als enthaltend unter dem Allgemeinen zu denken; und die Urtheilskraft des Richters iſt zwar in ſo fern beſtimmend (Kant am angeführten Orte S. XXIII. und folgende) als das Geſetz, worunter der Fall ſubſumirt werden ſoll, ſchon gegeben iſt: allein ſie verfährt nach Art der reflektirenden Urtheilskraft, in ſo fern ſie das Geſetz, unter welches der Fall ſubſumirt werden ſoll, zuvor aufſuchen muß. Man muß auch nicht glauben, als ob das Gedächtniß allein beſchäftiget ſei, um die verſchiednen Geſetze, unter welche etwa das Beſondere des Falles ſubſumirt werden könnte, dem Richter gleichſam vor Augen zu ſtellen; denn ſonſt würden diejenigen, welche das geübteſte Gedächtniß haben, auch die ſtärkſte Urtheilskraft zeigen. So wichtige Dienſte auch das Gedächtniß hierbei leiſtet und ſo nothwendig es daher auch iſt, es auf alle Weiſe zu bereichern, zu üben und zu ſtarken, ſo reicht es doch bei weitem nicht zu, um den gu-

ten Richter zu bilden. Es gehört dazu eine Art von Gefühl, welches zwar mit dem moraliſchen viel ähnliches hat, aber von dieſem darin verſchieden iſt, daß es die Zwangs- und Gewiſſenspflichten richtig unterſcheidet, und den Richter bei der Auflöſung des Faktums in ſeine rechtlichen Beſtandtheile leitet. Der Herausgeber verſpart ſich die weitere Ausführung deſſen, was ſich über die richterliche Urtheilskraft ſagen läßt, zu einer andern Gelegenheit, und bemerkt hier nur, daß auch die beſte Urtheilskraft einer Uebung bedürfe und eine ſehr mittelmäßige durch eine verſtändige und häufige Uebung zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht werden könne. Dieſe ſo nützliche Uebung beſteht in der Beurtheilung vieler Rechtsfälle und zwar von der verſchiedenſten Art. Da nun der Erfahrungskreis des Einzelnen ſelten weit genug reicht, um ihm eine große Anzahl der mannichfaltigſten und ſchwierigſten Fälle zur Entſcheidung vorzulegen: ſo ergiebt ſich daraus der Nutzen, welcher aus dem Leſen merkwürdiger von andern bearbeiteter Rechtsfälle erwächſt. Hiebei iſt jedoch zu bemerken, daß dergleichen Sammlungen von Rechtsfällen nur, in ſo fern die Aufſuchung des Allgemeinen zum Beſondern ſchwierig war, eine eigne Klaſſe juriſtiſcher Schriften ausmachen, weil ſie, in ſo fern ſie Ausführungen von Rechtsſätzen enthalten, eigentlich zu den Abhandlungen gehören. Es wäre zu wünſchen, daß diejenigen, welche Rechtsfälle herausgeben, dieſen Geſichtspunkt gehörig faſſen und uns nicht unter dieſem Namen bloße Sammlungen von Abhandlungen liefern möchten. Zwar hat auch der Herausgeber die Schwierigkeiten, welche damit verbunden ſind, erfahren; denn ſo ſehr er auch überzeugt war, daß der Hauptnutzen ſolcher Rechtsfälle auf die Geſchichtserzählung beruht und daß beſonders ſolche Fälle, wo die Thatſachen ſehr verwickelt und die Auflöſung in die rechtlichen Beſtandtheile ſehr ſchwierig iſt, ausgeſucht werden müſſen: ſo mußte er doch auf der an-

dern Seite verhüten, daß die Geschichtserzählung dem Leser nicht zu langweilig werde, weil sonst der, von dem Aktenlesen ermüdete Geschichtsmann sich schwer entschließen dürfte, ein Buch zu ergreifen, dessen Durchlesung eben so verdrüßlich wäre, als die eben bei Seite gelegten Akten. Daher hat der Herausgeber besonders auf solche Rechtsfälle sehen müssen, wobei zugleich kurze lesenswürdige Abhandlungen vorkommen, damit der gemeine juristische Leser das, was er den nützlichen Inhalt nennt, nicht vermissen möge. Sein Hauptangenmerk blieb aber doch, solche Rechtsfälle darzustellen, die sich entweder durch die Form der Darstellung oder durch die schwierige Auffindung des Allgemeinen zum Besondern auszeichneten. Da, wo die Sache nicht wegen der dahin einschlagenden zweifelhaften Rechtssätze juristisch merkwürdig war, nahm er auf die psychologische oder politische Merkwürdigkeit Rücksicht, und zuweilen mußte die Lustigkeit der Begebenheit den Leser bei guter Laune erhalten. Dahin gehört besonders der 27te Rechtsfall, welcher die Ueberschrift führt: Es lebe die Gänsefreiheit. Es hatten nämlich in Bützow die Gänse sonst die Freiheit genossen, frei in der Stadt herum zu spazieren. Diese Freiheit wurde von Obrigkeitswegen verboten und dadurch ein Tumult und eine Kriminal-Untersuchung veranlaßt. Der Herausgeber hat dabei folgende Anmerkung vorausgeschickt, welche hier deswegen Platz gefunden hat, damit sie auch dem unjuristischen Publikum bekannt werden möge.

Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes. Es scheint zwar, als ob dem Viehe bloß an der Nahrung, und wenig an der Freiheit, sich und seine Stimme im Publiko zu produciren, gelegen wäre, und als ob eben deswegen die Hirten der Völker nur für nothdürftiges Futter sorgen dürften. Aber sollten nicht vielleicht die Bürger zu Bützow sich auf das Bedürfniß der Gänse besser verstanden haben, als manche Bezieue und Damagogen

auf das Bedürfniß der Völker? Nicht zu gedenken, daß dieſe es zuweilen an Nahrung für Leib und Seele zugleich fehlen laſſen, ſo ſcheinen auch jene beſſer eingeſehen zu haben, wiewohl den Thieren aller Art freie Bewegung und freies Geſchwätz gedeihe. Die übrigen zweifüßigen Thiere müſſen ſich freilich beſcheiden, daß ſie nicht alle Vorrechte der Retter des Kapitoliums genießen können. Allein ſo wenig die Gänſe das Kapitolium gerettet haben würden, wenn man ſie am Schreien gehindert hätte: ſo wenig kann man die der Heerde drohende Gefahr kennen lernen, wenn die Schaafe nur nach dem Takte des Hirtenſtabes blöken dürfen, und den Hunden das freie Bellen unterſagt wird.

Dieſe Warnung für die Hirten muß ich noch einen Zuruf an die Heerde beifügen. Wenn du getreten wirſt, liebes Vieh, ſo beiße nicht unbedachtſamer Weiſe in alles, was dir zunächſt aufſtößt. Die meiſten Tritte geſchehen aus Mangel der Vorſicht, und nicht aus böſem Willen; deiner aber wartet, wenn du beißeſt, der Stock, der Maulkorb und die Kette.

Beſonders, liebe Gänſe, mäßiget eure Stimme im Publiko, damit der Viertelsherr *) nicht eurer Spur folge, und nicht dem öffentlichen Geſchwätz und dem freien Spaziergange zugleich ein Ende mache!

*) Die Viertelsherrn zu Bützow hatten die frei herum ſpazierenden Gänſe gepfändet.

IX.

Gebet

Als sich die Friedensunterhandlungen verwirrten, von Herder nach Balde.

Welch ein Ende der Last, die wir getragen,
So viel Jahre getragen ohn' Erbarmung,
Hast du uns bestimmet, o du der Menschen
Retter und Vater!

Heilge, erste Vernunft, die aus dem Chaos
Einst erfand das rosige Licht, und unser
Dunkel siehet, o holde Macht, erfind' uns
Selber den Frieden!

Inhalt des vierten Stücks.

I. Nach welchen Grundsätzen soll man politische Meinungen und Handlungen der Privatpersonen beurtheilen? . . Seite 1

II. An die Deutschen, von B. und H. . 41

III. Das glückliche Land, von L. . . 47

IV. Litterarische Briefe.
Vierter Brief an Hrn. Hofrath Heyne in Göttingen, v. Hrn. Prof. Wolf. . 48

V. Hennings Duellgeschichte. . . . 90

VI. Auf Georg Forsters Kenotaph, v. P. 120

VII. Neue Werke:

1) Beiträge zur Beförderung der fortschreitenden Ausbildung der deutschen Sprache, von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. 121

2) Luise. Ein ländliches Gedicht in drei Idyllen von Joh. Heinr. Voß. . . 138

3) Schweizerbriefe an Cäcilie, geschrieben im Sommer 1794 144

4) Rückblicke auf den, wenn Gott will, für Deutschland nun bald geendigten Krieg. Nebst einigen Erläuterungen, die Propaganda, Jakob. u. Illumin. betreffend 151

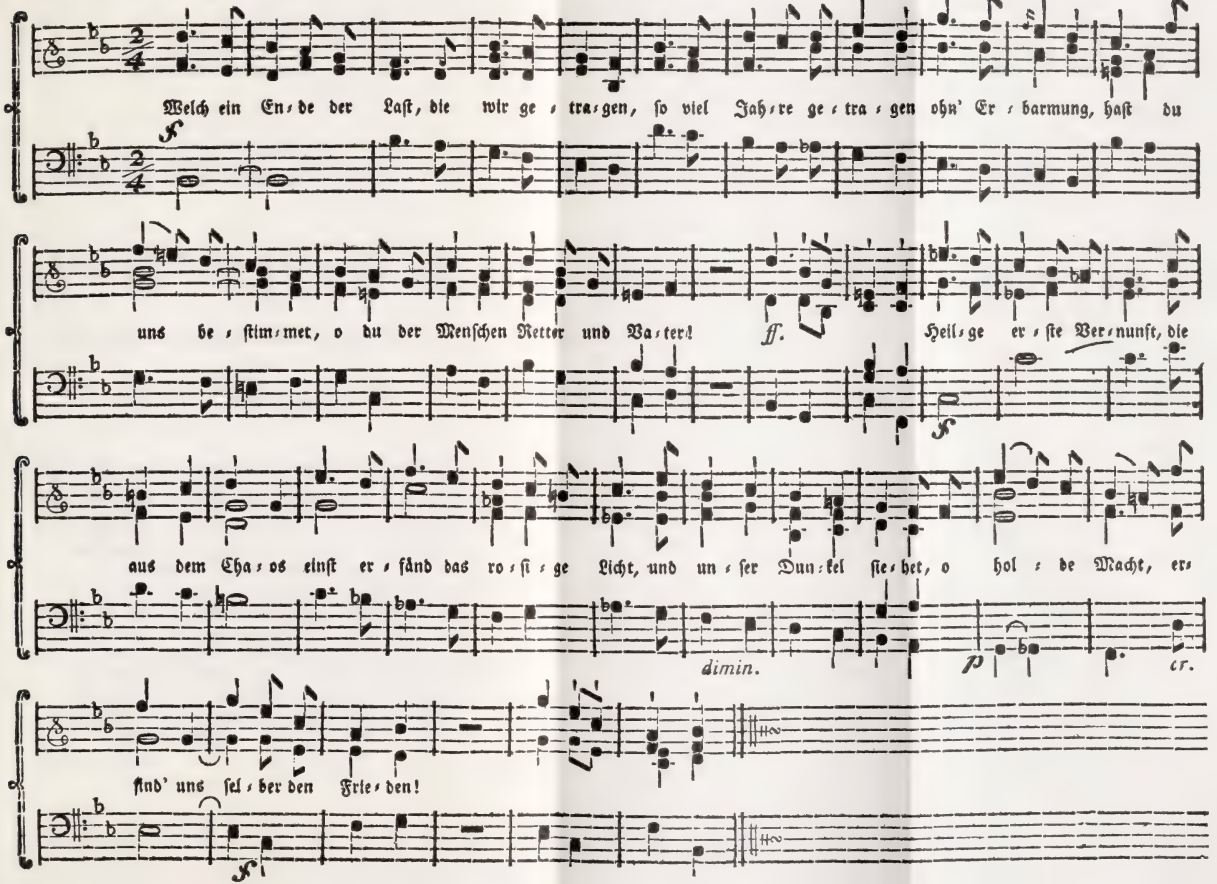
VIII. Neue Werke, die nächstens erscheinen werden: Merkwürdige Rechtssprüche der hallischen Juristen-Fakultät, herausgegeben von D. E. F. Klein . 156

IX. Gebet. Als sich die Friedensunterhandlungen verwirrten, v. Herder nach B. 161

Gebet

als sich die Friedensunterhandlungen verwirrten.

Langsam und voll Ernst.



Deutſchland.

Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!
Schiller.

Fünftes Stück.

I.

Michaelis und Reiske *) von Schlözer.

Anhang zu Michaelis litterariſchen Briefwechſel.

— — ut post fata quiescat
Livor — —

Ich habe eine Special-Verpflichtung, von dieſer alten unſeligen Fehde noch ein Wort an das Pu-

*) Dieſer Aufſatz war ein Geſchenk, welches Herr Hofrath Schlözer der hinterlaßnen Familie des ſel. Michaelis, bald nach deſſen Tode machte. Zufällige Umſtände und Verſäumniſſe haben die Bekanntmachung deſſelben verzögert, aber man glaubt es könne nicht zu ſpät für den Wunſch der Hinterbliebnen geworden ſeyn, das Andenken eines Mannes und Vaters von einer harten Verunglimpfung zu reinigen, und zugleich einen der vielfachen Beweiſe des edeln Eifers der Freundſchaft des Verfaſſers für den Verſtorbnen, zu beider Ehre, öffentlich aufzubewahren.

blikum gelangen zu laſſen. Ich war es, der dem ſel. Michaelis den (von ihm auch befolgten) Rath gab, auf das An das Publicum des Hr. Prof. Reiske, welches weit und breit Senſation machte, nicht zu antworten: nicht als wenn ich glaubte, daß Anworten auf Beſchuldigungen, die des Mannes moraliſche Ehre angriffen, entbehrlich wären, ſondern weil ich hoffte, daß dereinſt ein Dritter, der vielleicht Akten in die Hände bekäme, mit kalter aber ſorgfältiger Kritik, jene angefochtene Ehre ſiegreicher, als Er ſelbſt in ſeinen Affekt, würde retten können.

Solche Akten habe ich jetzo vor mir — eigenhändige Briefe von dem ſel. Reiske an Michaelis, und an Heyne. Grauſam war die Arbeit in Privatbriefen verſtorbener Männer, alſo in Briefen die nie fürs Publikum, folglich ſorglos geſchrieben waren, herum zu wühlen, und ſogar Extrakte daraus fürs Publikum — denn dieſes war einmal, durch das bisher leider! im Druck verhandelte, zu erweislich irrigen Meinungen hingeriſſen worden — machen zu müſſen.

Meine Geſchichtserzählung mit den Belegen iſt mir ſelbſt unleidlich lang geworden. Aber hätte ich dem Leſer die Belege erſpart: ſo hätte man ihn bei erſter Gelegenheit, durch Klatſchen, Schimpfen und bloßes Abläugnen, abermals zum Beſten ha-

ben können. Auch darf man ja wohl unſern Zeitgenoſſen, Einen gedruckten Bogen mehr, über eine Verhandlung, bieten, die die Ehre, ſogar die moraliſche Ehre eines unſterblichen Mannes, betrift.

Vielleicht ſtiftet dieſe Publikation noch einen erheblichen Nebennutzen. Gelehrte, die die Ehre, das Vergnügen und die Laſt weitläuftiger Korreſpondenzen haben, werden entweder keinen Brief mehr wegſenden, ohne kaufmänniſch eine Abſchrift davon zurück zu behalten (ſo mache ich es ſeit 32 Jahren, und hätte ich es nicht gethan, wie würde es mir, Herausgeber der Staatsanzeigen, mit ſo manchen niedrigen, oder nur vergeſſenen Korreſpondenten ergangen ſeyn!) oder ſie werden, wenn ſie es nicht gethan, gegen ihr bloßes Gedächtniß mistrauiſch werden, und mit Ehrekränkenden Beſchuldigungen Anderer, minder ſchnell zur Preſſe eilen.

Der Fr. Prof. Reiske bezeuge ich meine aufrichtige Hochachtung nicht nur für ihre Gelehrſamkeit, die ihren Geſchlecht, unſrer deutſchen Nation, und unſerm ganzen Jahrhunderte, eine bleibende Ehre macht, ſondern auch für den Eifer, mit dem ſie ihren ſel. Mann vertheidiget hat.

Aber von eben dieſer Denkungsart der edlen Frau erwarte ich auch die Gerechtigkeit, daß ſie

mir mehr als Verzicht, wenn ich einen Mann vertheidige, deſſen vielleicht einziger Vertrauter in deſſen letzten Lebensjahren ich zu ſeyn die Ehre hatte — einen Mann über dies, der nicht nur 22 Jahre mein Kollege, ſondern der mein ſpecieller Lehrer war, dem ich meine ganze Bildung im kritiſchen hiſtoriſchen Fache zu verdanken habe — — noch mehr einen Mann, der mein Wohlthäter von meinem 19ten Jahr an geweſen iſt, der vom Jahr 1754 bis 1769 in alle meine litterariſche und manche andre Schickſale mit einer Thätigkeit und Uneigennützigkeit gewirkt hat, die, falls ich ſie dereinſt umſtändlich erzählen ſollte, den Mann jedem ſo ehrwürdig machen wird, wie Er mir iſt.

Nie würde mich indeß die Dankbarkeit verblenden, ſeine wirkliche Fehler zu entſchuldigen, oder gar abzuläugnen. Aber Ihn auf eine ſo empfindliche Weiſe von einer Seite angegriffen zu ſehen, wo ich Ihn, nach meiner eigenen, und auf 31 jährigen Erfahrung gegründeten Überzeugung für völlig unangreiflich halte, konnte, durfte, mir nicht gleichgültig ſeyn.

Göttingen, d. 24. Dec. Schlözer.

1791

Reiske *), geb. 1716, bezog 1733 die Universität Leipzig, fiel hier mit wahrer Begeisterung auf das Arabische, gieng deswegen 1738 nach Holland, und kam von da 1746, mit arabischen Kenntnissen und Handschriften, und dem Titel als D. Medicinae, belastet, nach Leipzig zurück, wo er 1748 Professor der arabischen Sprache, jedoch nur mit einer Pension von 100 Rthlr. wurde.

Michaelis, geb. 1717, seit 1746 Professor in Göttingen, ließ um diese Zeit eine Geschichte der morgenländischen Sprachen in den Zeitungen ankündigen, und that in dieser Ankündigung ehrenvolle Erwähnung von R. dies veranlaßte Letzteren zu seinem ersten freundschaftlichen Brief an M. vom 4. April 1749. (S, 44.)

Nach 5 Jahren ließ R. seine Annales Moslemicos drucken, schickte solche den 22. Octobr. 1754 (S. 46.) an M. und bat dringend und klagend um eine günstige Recension in den Götting. Gel. Anzeigen, auch wo möglich in den Com-

*) Weiterhin gelten folgende Abbreviaturen R. — Reiske. M. — Michaelis. H. — Heyne. Fr. R. Col. . . . — gehet auf die Beilage zur Allg. Litt. Zeit. unter dem Titel: An das Publikum, dessen 4 Quartseiten ich nach den 8 Columnen citire. Die Seitenzahlen zwischen ( ) weisen auf den Litterarischen Briefwechsel Michaelis hin, in welchem die hier citirten Briefe, jetzo gedruckt vorhanden sind. Mai 1795.

mentar der Societät (er meinte wohl die Relat. de libris novis) Auch falls M seine Übersezzung des Abulfedaischen Leben Mohammeds von Gagniers Übersetzung verschieden fände, so prévénirt er ihn, daß solches daher komme, weil der Leidner Codex, den er konferirt hätte, viele andre und bessere Lesarten enthielte, als der Bodlejische, den Gagnier abdrucken lassen.

M. recensirte das Buch überaus günstig, in den Götting. Gel. Anz. 1755, den 6. März S. 249 (dies hatte nachher R. vergessen, s. unten) R. dankte ihm den 1. Mai 1755 (S. 48.) für diese freundschaftliche Anzeige,

> wenn gleich solche nichts geholfen haben, indem er von der Auflage von 1000 Exemplarien, auf der vorigen Messe mit Mühe 50, und auf der lezten kein einziges, abgesetzt — auch von den Herren in Leiden, denen er das Buch zugeschickt, weder Geschenk noch Antwort erhalten habe.

Hier fängt die 30 jährige Geschichte von dem Buche Gagnier an.

A. GAGNIER.

I.

M. hatte nicht nur in der gedruckten Recension gesagt, sondern, wie es scheint, R. auch schriftlich gemeldet, »er könne seine Übersetzung

nicht beurtheilen, weil er den arabiſchen Abulfeda nicht hätte.«

Hierauf a. trägt ihm R. in obbemeldtem Brief vom 1. Mai 1755, (S. 48.) auf ſeine in Leiden gemachte Abſchrift, von dem Prof. Kocher in Bern, bei dem ſie ſchon ſeit mehreren Jahren liege, ſich kommen zu laſſen. Und b. in einer Nachſchrift ſchreibt er: (S, 52.)

voluissem emendationes codicis Gagnieriani excerptas ad te mittere, sed otio careo, et tempus angustum est. Quare malui librum ipsum ad te mittere, quem, ne citius opportuna occasio se offerat, futuris nundinis ad me remittes.

Dieſer liber ipse wird von R. ſelbſt in ſeinen Schreiben an H. vom 26. Febr. 1768 unverkenntlich charakteriſirt. Er hatte ihn (gedruckt Oxonii 1723 fol. 160 S.) in Leipzig in einer Auktion erſtanden. Das Buch war in weiße Pappe gebunden, auf der mit des Prof. Kappe, des vorigen Beſitzers Hand ſtand. »Abulfeda vita Mahomedis per Gagnierum.« R. ſchrieb ſeinen Namen, die Zeit wenn er das Buch gekauft, und wie viel er dafür bezahlt (einen Dukaten) vorne auf das Titelblatt, dieſes Exemplar nahm er nachher nach Holland mit, verglich den Gagnier Bodlijiſchen Text mit der Leidner Handſchrift, fand eine Menge Varianten, und ſchrieb ſolche ſeinem Gagnier bei, den er zu dem

Behuf in lauter einzelne Bogen aus einander ſchnitt, welche er jedoch in der alten Pappe beiſammen liegen ließ. — —

— Das war der liber ipse, den R. unverlangt, mit einem gefälligen Brief, den 1. Mai 1755 an M. ſchickte.

Man merke, dieſer Brief war vom 1. Mai 1755. Nun ſchrieb R. an H. den 26. Febr. 1768.

> In einigen Monaten darauf, (wie ich ihm meinen Gagnier überſandt hatte) erhielt ich einen Brief von Hrn. G. R. M. datirt den 1. Januar 1755. davon der Anfang alſo lautet:
>
> > mirifice Tua delector humanitate et amicitia cujus tesseras habeo librum mutuo missum (den Gagnier) et codicem Msctum mutuo oblatum (ich verſtehe den übrigen von Kocher abzuforderndem Abulfeda) Utroque gratus fruo:

R. irrte hier zwiefach. Erſtlich meinte er nach 13 Jahren, wie ſein Brief an H. klar zeigt, er habe ſeine Annales Moslem. und ſeinen Gagnier zugleich an M. geſchickt: aber laut ſeinen eigenen Briefen, ſchickte er jene den 22. Okt. 1754, und dieſe erſt den 1. Mai 1755. Zweitens, der Brief, worin M. den Empfang des Gagnier an R. beſcheinigt, kann alſo unmöglich vom 1ten Januar geweſen ſeyn: noch im März da die Recenſion der Annal. Moslem. gedruckt worden, hatte ihn M. nicht, erſt im Mai ſchickte ihn

R. von Leipzig ab. Wahrſcheinlich las R für 1. Jun. »1. Jan.« wenigſtens fing gerade ſeit dieſem Monat Jun. auch die Korreſpondenz wegen der arabiſchen Druckerei an (ſ. unten).

Fr. R. Col. 3, giebt wieder ein andres Datum von (vielleicht 2ter) Beſcheinigung an, »M. habe den 26. Aug. 1755 an R. geſchrieben, er habe dieſes Buch erhalten, und entſchuldige ſich, daß er noch keinen Gebrauch davon machen können.«

II.

1755 den 10. Sept., in eben dem Brief dem R. ſein Dankſchreiben an den Miniſter für Erlaubniß, ſeine Arabica in Göttingen drucken zu laſſen, beilegt und worin er an M. die ſeltſame Foderungen macht, ſchrieb er:

> meinen Abulfeda können Ew. ꝛc. ſo lange behalten und gebrauchen, als es Ihnen beliebt. Ich habe noch ein ander Exemplar bei mir, das zum Abdruck fertig iſt: es mangeln aber daran die Prolegomena, wie ich es zu nennen pflege.

Hier muß die von Kocher in Bern zurückgeforderte Abſchrift des Abulfeda gemeint ſeyn: M. muß ſie alſo, nach R. Auftrag vom 1. Mai 1755 ihm abgefordert, und bekommen haben (ſ. unten S. 22.)

Was R. hier Prolegomena nennt, iſt wohl wie Hr. Prof. Tychſen vermuthet, die alte Geſchichte vor Mohammed.

III.

R. hatte, in Betreff ſeiner gewünſchten Vokation nach Göttingen, das harte Reſkript vom 17. Jan. 1757 erhalten (ſ. unten S. 61.). Alle weitere Verhandlung über die arab. Druckerei war abgebrochen. R. war in einer Art von Verzweifelung und in dieſem Zuſtande ließ er, die unverzeihlich grobe Invektive gegen M. in der

Geſchichte der Königl. Akad. der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris (Leipzig 1757, die Vorrede vom 14. Merz) S. 148 — 200.

drucken. Der ganze Aufſatz enthält ſehr viel wahres, und erſtaunlich viel Gelehrtes: aber was gewann R. damit, daß er gegen M. ſo beleidigend ſchrieb? Hatte ihn dieſer wirklich beleidiget? Und war es ſo, wie doch durchaus noch nicht entſchieden war: wars nicht gegen alle Lebensklugheit, den damals nicht nur in der litterar. Welt, ſondern auch bei Regierungen, mächtigen Mann, ſich auf immer zum Feinde zu machen?

Nicht zu gedenken, daß dieſer Aufſatz ſeinen Verfaſſer, als einen Schwärmer für ſeine Wiſſenſchaft, in einer Geſtalt darſtellte, die ihm ohnmög-

lich Achtung verſchaffen konnte. Denn auch ein wahres Genie, daß ſich den herrlichſten Plan entwirft, welchen aber auszuführen es, durch Conjunkturen nicht begünſtigt, zu ohnmächtig iſt, wird, wenn es durch Mauern brechen will, ein Gegenſtand des Mitleids und der Verachtung.

Von nun an hörte natürlich alle Korreſpondenz zwiſchen R. und M. auf, nur den kalten Brief vom 2. Mai 1765 (11. S. 488.) (ſ. unten) ausgenommen.

Das Mſct. vom Abulfeda und der verglichene Gagnier, bleiben volle 13 Jahre bei M. liegen: R. foderte ſie nicht ab, und M. ſchickte ſie nicht von ſelbſt zurück; wie ſeltſam!

IV.

Noch vor dem Bruche zwiſchen dieſen beiden Männern, hatte M. im Jahr 1756, aus der Mosheimiſchen Auktion ein Exemplar von Gagnier für 5 Rthlr. 8 Gr. erſtanden, dem eben die Varianten beigeſchrieben waren, welche R. aus dem Leidner Codex geſammelt hatte. Das Factum iſt aus dem, noch auf unſrer öffentlichen Bibliothek vorhandenen Mosheimiſchen Auktions-Katalogo beſcheiniget.

Dieſes Exemplar iſt ſehr wohlbehalten in feinem altengliſchen Lederbande mit Linien, und mit

einem Titel auf dem Rücken. Nie konnten die Bogen einzeln aus einander geſchnitten geweſen ſeyn, wie bei dem oben (S. 12.) charakteriſirten Kappe Reiskiſchen Exemplar. Beigeſchriebene Varianten finden ſich hier von Anfang bis zu Ende. Und auf dem Titelblatt, etwa in der Mitte, rechter Hand am Rande ſtehet in 4 Zeilen:

Cum Cod. Leidensi contulerat J. J. Reiske. ex cujus exemplari varietatem lectionis descripsi.

Zehnmal hatte wohl der ſel. M. dieſe 4 Zeilen geſehen, und im Affekt nichts darin, als den Namen Reiske geleſen.

Aber wer dieſer Descriptor geweſen, und wie das Buch in die Mosheimiſche Bibliothek gekommen ſei, weiß noch bis dieſe Stunde kein Sterblicher. Nur weder M. noch R. iſt dieſer Descriptor; ich kenne Beider arabiſche Hand ſehr gut, und keiner von Beiden ſchrieb ſo ſchön und deutlich arabiſch.

V.

Nach vollen 13 Jahren, etwa zu Anfang des Jahrs 1768 fielen R. ſeine langvergeſſene zwei Bücher wieder ein, die M. immer noch bei ſich hatte, und er foderte ſie zurück. (den Brief finde ich nicht)

Er erhielt eine Antwort die ihn befremdete. Was dieſes Befremden veranlaßt habe, errathe ich nur aus R. Schreiben an H. vom 26. Febr. 1768. R. erzählt darin nur umſtändlich, bei welcher Gelegenheit er, vor 13 Jahren, ſeinen Gagnier an M. geliehen, und klagt, ſeit der Zeit habe er weder Recenſion (ſteht die nicht in den Götting. Gel. Anz.? In die Relatt. kam keine, denn dieſe hatten aufgehört) noch ſein Buch mit Augen wieder geſehen. Er führt M. Recipiſſe unter dem unrichtigen Dato vom 1. Jan. (ſtatt 1. Jun., oben S. 13) an und ſchreibt:

> Erwägen Sie . . . nach 13 Jahren . . . wenn man beides (den von Kocher abgefoderten Abulfeda und den Gagnier) 13 Jahre lang behält, ſeit der Zeit thut, als wiſſe man von nichts, und zuletzt, wenn man an die Rückgabe des Anvertrauten erinnert wird, das eine gar läugnet! das Exemplar von Gagnier, darin die Varianten aus dem Leidner Codice von meiner Hand geſchrieben ſtehn, iſt nie in der Mosheimiſchen Bibliothek geweſen, ſondern ich habe es zu beſagter Zeit, aus obbeſagter Urſache, und zu ſolchem Endzwecke, Hrn. HR. M. geleihet, mutuo misi, wie er ſelbſt ſagt, nicht dono. Wie käme Mosheim zu einem Buche, das ich beſchrieben hätte? zumal zu einem ſolchen Buche, das ich nicht miſſen kann, worin mein Name vorne auf dem Titelblatte ſteht? . . .

Nun folgen alle die ſchon oben S. 12 angegeben Wahrzeichen, die ſeinen Gagnier unver-

kenntlich charakteriſiren müßten, falls derſelbe noch in dem Stande wäre, in welchem er ihn an M. geſchickt hatte. »Aber daran dachte R. nicht, daß der Gagnier auf den ſich M. berief, ein von dem ſeinigen verſchiedener Gagnier ſeyn konnte; — daß er R. der facilſte Mann in ſolchen Fällen, wie ich von ſeinen Schülern weiß, ſein Exemplar an einen andern, mit der ausdrücklichen Erlaubniß, die Leidner Varianten abzuſchreiben, gegeben haben konnte; — oder daß ein ſchlechter Menſch, dem er ſein Exemplar geliehen, dieſe Abſchrift ohne ſein Vorwiſſen gemacht haben, und alſo noch ein 2tes Exemplar von der Art exiſtiren könne. — An alle dieſe mögliche Fälle dachte R. in ſeinem Affekt nicht, ſondern fährt fort in ſeinem Briefe an H.

> Wie könnte ich, der ich Mosheimer nie geſehen habe, in deſſen Bibliothek ich nie geweſen bin, mit dem ich nie den geringſten Verkehr gehabt habe, wiſſen, wie das Buch inwendig und auswendig ausſieht? Thun Sie mir doch, mein wertheſter Hr. Prof. die Liebe und überfallen den Hrn. HR. M. und laſſen ſich das vorgebliche Mosheimſche Exemplar weiſen, und ſehen nach, ob Sie die von mir angegebenen Wahrzeichen darin gewahr werden.

Auf dieſen Brief vom 26. Febr. 1768 an H. folgte ein 2ter an ebendenſelben vom 22. März. R. ſchreibt darin:

Ich danke meinem lieben Gott, daß die Sache mit Hr. HR. M. so weit gediehen iſt. Meine Betrachtungen über deſſelben ſeltſame Forderung werden Sie in der Vollmacht finden. Hat man mit Leuten von ſo grillenhaften Einfällen zu thun, ſo kann man ſich unmöglich des Unwillens enthalten.

Und ein 3ter Brief an H. vom 3. Mai ſchließt ſich mit den Worten:

Ich bin Ihnen für Dero Mühwaltung in der Sache mit Hr. M. gar ſehr verbunden. Das heißt wohl recht, dem Löwen (oder ſoll ich dem Wolfe ſagen?) ſeine Beute aus den Zähnen gerückt.

Was das für eine ſeltſame Foderung, was das für grillenhafte Einfälle von M., geweſen, weiß ich nicht: ich habe die Vollmacht nicht vor mir.

Weder Löwe noch Wolf! ſondern Vergeſſener. — Wehe uns arbeitſamen Gelehrten wenn wir Bücher borgen, und die Rückgabe, ſo wie die Eigenthümer die Rückforderung vergeſſen, und wir nach Olympiaden gemahnt werden, uns aber nicht ſogleich beſinnen können, ſondern wohl gar behaupten, wir hätten das Buch entweder nicht bekommen, oder wieder abgeliefert. —

Wehe uns, ſage ich, wenn man uns in ſolchen Fällen, die beinahe unvermeidlich ſind, eines vorſetzlichen Abläugnens bezüchtigt, und das

vergeſſene Buch eine Beute heißt, die man dem Wolfe aus den Zähnen rücken muß! . . .

So viel iſt indeſſen gewiß: M. hatte, vor dem Mai 1768, ſo wohl das von Kocher abgelieferte Mſcpt. (deſſen er ſich vielleicht, bei der erſten Mahnung nach 13 Jahren, auch nicht ſogleich, beim erſten Überfall, zu beſinnen gewußt) als den Reiskeſchen Gagnier (den er eine Zeitlang mit ſeinem eignen, den Mosheimſchen, verwechſelt hatte) zurückgegeben.

VI.

Alles war in Ordnung zwiſchen M. und R. ſeit dem April 1768.

R. mag wohl in ſeinem Leben nie erfahren, — nicht einmal je darüber nachgedacht haben, wie die Sache mit ſeinem und dem (erwieſen exiſtirenden) Mosheimiſchen Gagnier zuſammenhinge.

Aber achtzehn Jahre nachher, wieder ein Auftritt: 9 Jahre nach R—es Tod, veranlaßt durch deſſen Fr. Wittwe, der es Gott verzeihe!

R. ſchrieb, im nächſten Jahr nach geendigter Fehde 1769, ſein Leben. Er ſtarb 1774.

Erſt 1783. (Die Zuſchrift iſt vom 12ten Febr.) lies ſeine Fr. Wittwe dieſes Leben drucken. M. bekam es erſt ſpät (1786), nach einer ſchweren langwierigen Krankheit, zu leſen, und bemerkte darin,

darin, außer andern Anzüglichkeiten gegen sich, die Stelle S. 127.

> Im J. 1754 hatte ich ihm meine Annales Moslem. zugeschickt, und ihn gebeten in den Commentariis Goetting. sie zu recensiren, und damit er desto besser im Stande wäre, solches zu thun, schickte ich ihm mein Exemplar de vita Muhamedis a Gagniero, Oxon. 1723. mit, zu welchem ich die Varianten aus dem Leidner Codice hinzugeschrieben hatte. Allein nicht nur gewährte er mich meiner Bitte nicht, sondern — — —

Michaelis, der im lebendigen Gefühl seiner wahren und allgemein anerkannten Größe bekanntlich fast nie von den gegen ihn gedrückten anonymischen Lästerungen Notiz nahm — diesen Mann empörten gleichwohl jene, hier zum zweitenmal angebrachte Gedanken-Striche eines Verstorbenen, die wirklich in diesem Contexte pasquillantisch waren. Denn hätten diese Striche nicht Leser, die M. von der Seite nicht kannten, und doch von dem alten Zwiste vor vielen Jahren etwas gehört hatten, auf den Verdacht bringen können, M. habe das Buch nicht wieder zurückgegeben, habe es abgeläugnet ꝛc.

Hätte M. damals (1786) nicht vergessen gehabt, daß er schon im Jahr 1768 alles das vergessen hatte, was wegen Gagnier im J. 1755. zwischen ihm und R. verhandelt worden; wäre er sich der R—schen Briefe bewußt gewesen, die er

noch in guter Verwahr hatte, und die ich hier vor meinen Augen liegen habe; und hätte er dieſe Briefe aus einem 40jährigen Wuſte von Correſpondenz — wir Gelehrte haben keine Knechte, Regiſtratoren oder Secretäre genannt — herausfinden können: ſo hätte er ſeiner Würde gemäß in öffentlichem Drucke dagegen ſagen können, und gegen einen Verſtorbenen ſagen müſſen:

N. begeht Gedächtnißfehler. Seine Annales Moslem. habe ich wirklich in den Göttinggel. Anz. recenſirt, er dankte mir dafür. In den Commentariis der Societät konnte ich ſie nicht recenſiren, denn da wurden nie Bücher recenſirt: in den Relatt. de libris novis konnte ich es auch nicht, denn dieſe hatten eben damals aufgehört. — Auch ſchickte er mir ſeinen Gagnier nicht mit den Annal. Mostem., ſondern über 6 Monate nachher, wie meine Recenſion von den Annal. Meslem bereits gedruckt war. Die Gedankenſtriche gehen vermuthlich auf eine bereits vor 18 Jahren abgethane Sache. N. hatte mir 1755 den Abulfeda im Manuſcr. und den Gagnier gedruckt, aber mit ſeinen beigeſchriebenen Varianten, geliehen, und foderte mir beyde in 13 Jahren nicht ab; daher vergaß ich beide. Im Jahr 1768 mahnte er mich: auf das Mſct. beſann ich mich bald, und gab es zurück, auf ſeinen Gagnier aber konnte ich mich lange nicht beſinnen, weil ich ſelbſt ein Exemplar davon, gerade auch mit den Reiskiſchen Varianten am Rande, aus der Mosheimſchen Auction ſeit 1756 beſaß. Endlich klärte ſich die Sache auf: ich hatte 2 Gagniers liegen, fand den Reiskiſchen wieder

auf, und gab ihn ſeinem Eigenthümer, ich weiß nicht mehr, gegen oder ohne Quittung zurück.

So hätte M. antworten ſollen! Aber ſo wie er und R. im Jahr 1768. weſentliche Umſtände von dem vergeſſen hatte, was zwiſchen ihnen dreizehn Jahre vorher (1755) vorgefallen war: ſo war wieder im J. 1786 alles Unangenehme aus M—s Gedächtniſſe verwiſcht, was ihm achtzehn Jahre vorher (1768) in eben dieſer kleinlichen Sache begegnet war. Sogar der damals völlig ins Reine gebrachte Unterſchied zwiſchen ſeinem Mosheimſchen und dem zurückgegebenen Reiſkeſchen Gagnier, war nach 18 Jahren dem 70jährigen Manne völlig entfallen. Er lies alſo in ſeiner Bibl. I S. 148 drucken.

Dies Buch [Gagnier] iſt wirklich in meiner Bibliothek; nur von R. habe ich es nie bekommen, und auch das ſteht auf dem Titelblatt geſchrieben: aus der Mosheimſchen Auction gekauft. . . Ja ich muß geſtehen, ich ſelbſt ward beym Leſen unruhig und zweifelhaft, ob mich mein Gedächtniß, das mir beydes ſo gewiß ſagte, betröge? ob vielleicht das Buch durch meine Nachläßigkeit unter die aus Mosheims Auction erkauften gerathen, und ſo von mir gezeichnet ſei? Denn freilich von Gedächtniß-Fehlern, ſonderlich wo es auf 30 Jahre hinausgeht, wird ſich niemand freihalten.

Aber nun tritt er S. 150 den — freilich ganz unnöthigen — Beweis, aus dem noch auf hieſiger

Universitäts-Bibliothek aufbehaltenen Mosheim-schen Auctions-Catalogo, an, daß er das Buch wirklich damals erstanden habe; setzt immer voraus, daß dieses Exemplar dasjenige sei, von dem R. spreche; will sich diesen nicht als einen »vorsetzlichen Lügner,« sondern als einen Irrenden, denken und giebt als einen möglichen Fall an, daß R. sein Exemplar an ihn M. schicken wollen, es aber an Mosheim eingeschlossen habe, u. s. w. und erbietet sich am Ende S. 151 der Fr. R. das Buch unentgeldlich wieder zuzustellen, wenn sie es wahrscheinlich machen könnte, daß obiges der Fall sei.

Also von allem dem, was in dieser Sache 1755. und nachher 1768. vorgefallen war, wußte M. 1786 nichts mehr! Aber der R—ischen Briefe, die in seinem großen Correspondenz-Kasten lagen, erinnerte er sich nicht mehr! Der 70jährige vergessene Mann — aber, der auch mitten in seinen Vergessenheits-Sünden, wegen seiner pietistisch ängstlichen Gewissenhaftigkeit, ehr- und liebenswürdige Mann!

VII.

M. schickte diese bereits gedruckten aber noch nicht ausgegebenen Blätter der N. Orient. Bibl. S. 147—152 in der Jubilate-Messe 1786, der Fr.

R. zu. Natürlich ſchlug dieſe das Anerbieten, den Mosheimſchen Gagnier anzunehmen, aus; dagegen verlangte ſie, daß M. ſeine ganze Recenſion von ihres Mannes Leben zurücknehmen ſollte. Natürlich beugte ſich M. nicht unter dieſe Foderung, die ſeine literariſche und moraliſche Ehre fährdete.

Nun erfolgte von der Fr. R. das

»an das Publicum«

worin ſie Col. 3, obige (S. 24) 3 Gedankenſtriche mit folgender Stelle aus der Handſchrift ihres ſeel. Mannes ausfüllte:

Hr. H. R. Heyne, Hr. M. Schweighäuser und noch ein paar andere Herrn von Strasburg, die eben um die Zeit hier waren (da ihm M. ſeiner Meinung nach, die arabiſchen Typen vor dem Maul wegwiſchte) und mit mir umgingen, als die Sache vorging, wissen, was für einen Streich er mir mit meinem Mscr. von Abulfedas Geschichte und mit des Gagnier Edition von eben dieses Arabers vita Muhamedis hat spielen wollen, die ihm aber durch Hrn. H. R. Heynes redliche Bemühung nicht gelungen ist.

Nun folgt die in R—s Leben gedruckte, bereits oben S. 24 angezogene Stelle.

Im Jahr 1754 hatte ich ihm — — — Allein nicht nur gewährte er mich meiner Bitte nicht, ſondern

Und dann geht das Supplement der Fr. R. aus der Handſchrift ihres Mannes fort:

ſondern ——— läugnete auch, nach Verlauf von 14 Jahren, als ich besagtes mein Exemplar ihm wieder abfodern lies, daſs es mir zugehöre. Zwar gestand er, daſs mein Name drinne stünde und viele von mir hinzugeschriebene Varianten, so daſs er sich selbst wundere, wie ich dahinein käme. Gleichwohl aber behauptete er das Exemplar wäre sein, und er habe es aus der Mosheimschen Auction für sich erstanden. Kann wohl ein Vorgeben unverschämter und ungereimter erdacht werden. Endlich plackte ich es doch noch mit vieler Mühe von ihm heraus. Itzt besitzt es H. M. Schweighäusser, dem ich es schenkte, weil ich ein anderes habe, und folglich jenes entbehren konnte. (Vergl. mit oben S. 3.)

So weit R. Die Fr. R. ſetzt noch von ihrem Eigenen hinzu, Col. 3.

Wer erstaunt nicht, wie der Herr Ritter noch itzt mir ein Buch zur Belohnung für die äuſserste Niederträchtigkeit anbieten kann, das er schon im Jahr 1763 hat herausgeben müssen? und wie er eine so ganz falsche Erzählung von dem Buche itzt nochmals öffentlich wiederholen kann, da er doch meinem Manne im Briefe vom 26. August 1755. der itzt vor mir liegt, ausdrücklich schreibt, er habe es erhalten, und sich entschuldigt, daſs er noch keinen Gebrauch davon machen können. Hieraus kann man auf die Zuverlässigkeit des übrigen schlieſsen, was er in der Recension sagt.

VIII.

M. erfuhr etwas, ich weiß nicht wie? von dieſem Ausfalle der Fr. R. und beehrte mich mit der zutraulichen Anfrage, ob ich glaubte, daß er

antworten müßte, oder seiner Ehre unbeschadet schweigen könnte?

Gelesen hatte ich alles, was bis dahin von beiden Seiten im Drucke verhandelt worden war: nur zu urtheilen getraute ich mich nicht; die ganze Sache kam mir und vielen andern zu räthselhaft, so abenteuerlich vor. Denn ich, ich kannte den Mann seit 32 Jahren, von der Seite: der Mann war nicht fähig, einem andern, vollends einem nicht reichen Manne, ein Buch abzuläugnen. Wer ihn in diesen Verdacht zog, war mir ein Lamettrie, der den Wassertrinker Haller für einen Säufer ausschrie. Auch hatten ja R. und Fr. R. die Rückgabe selbst bezeugt. Also in fester Ueberzeugung, daß sich die Sache mit der Zeit in Misverstand und Gedächtnißfehler auflösen würde, rieth ich M. seiner Ruhe zu schonen und zu schweigen.

Indem wir hierüber, zum ersten und letztenmal vertraulich sprachen, fiel es mir ein, ihn zu bitten, mir das Objectum litis — seinen aus der Mosheimschen Auction erwiesen erstandenen Gagnier — vorzuzeigen. Er brachte ihn sogleich, und auf den ersten Blick las ich die auf dem Titelblatte beigeschriebene 4 Zeilchen (oben S. 18.) Ich zeigte sie ihm, erstaunte und schwieg.

Hätte doch Er, oder ich, diese 4 Zeilchen, 4 Monate — oder noch besser, 18 Jahre früher gelesen!

R—s Gagnier alſo war von dem Mosheimſchen ganz verſchieden: auf letzteren hatte R. nie Anſpruch gemacht, auch nicht machen können, und erſteren hatte M. nicht abgeläugnet, ſondern 2mal (1768 und 1786) alſo nach reſp. 13 und 31 Jahren, von der Gegenpartei ſelbſt Zeugniſſe wegen der Rücklieferung erhalten. Den Mosheimſchen Gagnier beſaß M. bona fide und unangefochten. R—s Name ſtand darin, aber nicht als Beſitzers dieſes Exemplars, ſondern als erſten Excerptors der Varianten, die ein Dritter in das Mosheimſche Exemplar übergetragen hatte.

Ob dieſe Abſchrift mit R—s Wiſſen und Willen gemacht worden, wer ſie gemacht habe, und wie ſie an Mosheim gekommen ſei, iſt immer noch unbekannt, thut aber zur vorliegenden Frage nichts.

— Auch unter welchen Umſtänden die von der Gegenpartei ſelbſt eingeſtandene Rückgabe des R—ſchen Exemplars ſchon 18 Jahre vorher geſchehen ſei, was von beiden Seiten für Misverſtändniſſe und Gedächtnißfehler dabei eingetreten, die den unnatürlichen Verdacht einer nur verſuchten Abläugnung eines Buchs, das für M. gar keinen Werth hatte, weil er ein anderes ſchönes Exemplar beſaß, nur veranlaſſen gekonnt, blieb mir ebenfalls ſo lange unbekannt und unbegreiflich,

bis mir nach M. Tode die oben ausgezogenen R=schen Briefe an M. und H, in den Jahren 1755 bis 1768, die M. selbst theils rein vergessen, theils nie gesehen hatte, in die Hände fielen, und mir allen längst mit Ungeduld gewünschten Aufschluß gaben.

IX.

Für einige Arten von Lesern dürfte eine kurze Recapitulation nicht überflüßig sein.

1755, 1 May borgt mir Cajus, ein dienstfertiger Gelehrter, unverlangt ein Buch.

— — 1. Juny bescheinige ich den Empfang und bedanke mich.

— — 26 August bitte ich um Verzeihung, daß ich das Buch noch nicht gebraucht habe.

— — 10. Sept. schreibt mir Cajus, ich könnte es behalten so lang ich wollte.

1756, . . . habe ich das Glück, eben dieses mir wichtige Buch in einer Auction zu erstehen. Natürlich hätte ich nun Cajo sein Exemplar, als mir nunmehr nicht weiter nöthig, zurückschicken sollen, aber ich vergaß es.

1757, im März, brouillirt sich Cajus mit mir, unser Briefwechsel hört auf, aber ich denke nicht an die Rücksendung des Buchs und

Cajus denkt nicht daran, es von mir abfodern zu laſſen.

1765, 2. May alſo nach 8 Jahren, ſchreibt Cajus zum erſtenmal wieder an mich, wiewol nur kalt. Er mahnt mich nur um die Recenſion ſeines Demoſthens, aber weiter mahnt er mich mit keiner Sylbe um ein Buch, das nun volle 10 Jahre bei mir lag.

1768, im Jan. fällt ihm plözlich ſein mir vor bald 13 Jahren geliehenes Buch ein, und er fordert es zurück.

Ich weiß daß ich das Buch habe; aber ich weiß auch daß es mein gehört, (das nämlich in der Auction erſtandene) Cajus hingegen weiß auch, daß er mir 1755 das Buch (ſein Exemplar nämlich) geliehen, und nie wieder zurückbekommen habe. Lange fiel keiner von uns beiden auf den natürlichen Gedanken, daß es zwei verſchiedene Exemplare ſeyn, und wir folglich beide recht haben könnten.

Endlich beſann ich mich mit Schrecken, ſuchte nach, fand, und gab Cajo ſein Exemplar zurück, und behielt das meinige und kaſſirte alle die Briefe, die indeß, in dieſem unangenehmen Vorfalle, zwiſchen Cajo und mir gewechſelt worden waren.

1769. ſchrieb Cajus ſein Leben, und gab mir darin auf den Kopf ſchuld, ich hätte ihm das J.

vorher ſein geborgtes Buch abläugnen, es aber endlich doch mit Zwang ihm herausgeben müſſen. Noch blieb dieſe Biographie ungedruckt.

1774, 5 Jahre nachher, ſtarb Cajus.

Erſt 9 Jahre nachher

1783, ließ ſeine Wittwe dieſe Biographie und auch die darin befindliche für mich ehrenrüge Stelle zwar nicht ganz, aber was noch weit ſchlimmer war, mit Gedankenſtrichen drucken. Erſt

1786 ward mir dieſe Stelle bekannt. Ich, ein nun 70jähriger Mann, wußte kein Wort mehr von allem dem, was vor 18 Jahren (im J. 1768) und noch weniger von dem, was vor vollen 31 Jahren (1755) über die mir nicht nennenswerthe Kleinigkeit zwiſchen mir und Cajo war verhandelt worden.

Nur »Gagnier — mit Varianten beſchrieben — und der Name Cajus auf dem Titelblatte — liegt vor mir. Dieſes Buch gehört mein, ich kann es gerichtlich beweiſen, gleichwohl biete ich es Caji Wittwe an. Sie ſchlägt es aus, und läſtert mich. Ich ſchweige auf meines Freundes Rath, — und ſterbe. Vielleicht entſcheidet die Nachwelt hierüber, zwiſchen mir und Cajo, oder vielmehr Caji Wittwe.

A. Arabiſche Druckerei.

X.

Als R. 1754, 22. Oct. ſeine Annal. Moslem. an M. ſendete, ſchrieb er am Ende:

S. 48. Quid ſit arabica vestra typographia quam auctore illustri vestro Maecenate instrui audivi, Erit splendidum illud theatrum ostendendo Tuo ingenio. Faxit Deus ut rumor illi irritus ne ſit.

Ob dieſes Gerücht damals (im Oct. 1754) wirklich gegangen, und wie es an R. gekommen ſei, weiß ich nicht. R. ſelbſt ſchrieb an M. 1755. 1. May.

S. 50. Suggessi consilium hoc (ut idoneam typorum arabicorum copiam Academiae vestrae mihique dono det Rex) illustri vestro Maecenati, Münchhausenio, und bittet M. Gesnern und alle, die beim Miniſter etwas vermochten, ſeinen Vorſchlag zu befördern.

M. ſelbſt verſichert in der N. Orient Bibl. 18. 134. Göttingen habe erſt durch R—s Vorſchlag die ſchönen arabiſchen Lettern erhalten. Hier iſt ſeine Erzählung, beinahe wörtlich; Schade nur, daß die Data der Briefe nicht angegeben ſind.

R. schrieb an Münchhausen, und stellte ihm vor, daß er R. viele der Gelehrsamkeit wichtige arabische Schriften zu drucken habe, und daß in London sehr vorzügliche arabische Typen wären, weswegen er bäte, Münchhausen möchte auswirken, daß der König 2 Güsse dieser Typen machen ließe, und den einen Göttingen, den andern aber ihm, zum Abdruck arabischer Werke schenkte.

Münchhausen schickte diesen R—schen Brief an M. und verlangte dessen Gutachten darüber. M. antwortete: die Sache mit den schönen Typen in London sei richtig; auch sei R. ein großer Gelehrter, und es werde dem Könige zur Ehre gereichen, wenn er einen auswärtigen Gelehrten durch ein Geschenk arabischer Typen unterstützte, auch würde es ihm M. lieb seyn, wenn dergleichen auch für Göttingen angeschafft würden.

XI.

M. eilte, wie es scheint, R. von allem dem zu benachrichtigen, legte ihm aber auch sogleich schon die Frage vor, wer dann die arabische Druckerei, wenn sie zu erhalten wäre, nützen, d. i. wer den theuren Verlag der zu edirenden Bücher bestreiten würde? R. antwortet:

1755, 7. Jun. Iucundissimae Tuae mihi literae venerunt, vir celeberrime, Tui erga me studii luculenti testes; unde spem concepi, fore ut preces quas nosti meae, et institutum quod animo agito, felices successus nanci-

scantur. Pro commendatione, quâ conatus meos ad illustriss. Münchhausenium ornasti, quas debeo maximas tibi ajo habeoque gratias.

Interrogas cui usui nobis futuri sint typi arabici, si iis potiamur et quisnam edendis libris arabicis sumtus sit erogaturus? Ardua fateor questio, neque, si dixero, periculum hoc omne me subiturum, effugere non potero, quin aut vanitatis aut insaniae me damnes. Audi tamen quaeso quid audere tantam rem me jubeat. Si semel factum fuerit initium edendorum librorum arabicorum a libellis paruae molis, nullus dubito, emtores illis non defuturos. Quantum equidem de perquam modicis Diariis meis deparcere potero, id omne in hoc institutum conferam, qui paruo victito, familiam non alo, nullum sectabor lucrum sed satis habebo, si facti sumtus redeant et nouis edendis suppeant. Ubi typi adsint, sumtuosius non est, arabicos quam latinos aut germanicos edere. Multorum annorum in qua elaboro materia et multiplex ad manus est. Ubi semel innotuerit, esse in potestate mea typos arabicos, et instrui a me domi meae typographiam arabicam, indeque bonae no-

tae libros prodire; tam humiliter angusteque de proceribus nostra aulae, aliarumque quibus literae honori curaeque sunt, non existimo, ut desperem, eos uilissimo instituto symbolum extraordinarium collaturos; praesertim si augustissimi regis M. Britanniae exemplum eos accendat, quod quanti momenti sit, ipse intelligis. DEO tandem confido, quem incassum indidisse animo meo tantum ardorem bene de literis arabicis merendi, non possum in animum inducere.

Positiv also versichert R., falls er einen Guß arabischer Typen zum Geschenke nach Leipzig erhielte, wozu ihm Hoffnung gemacht wurde, den Verlag der edendorum *selbst* zu übernehmen. Er der 100 Rthlr. Pension hatte, wollte arabische Bücher, im J. 1755, wo vielleicht in Deutschland nicht 20 Gelehrte waren, die sich mit dem Arabischen viel abgaben, in seinen Verlag nehmen? Er, der nur 5 Wochen vorher (s. oben S. 10.) selbst an M. seine traurige Erfahrung überschrieben hatte, wie sehr er bei seinem lateinischen (nicht arabischen) Abulfeda, als Selbstverleger, zu Schaden gekommen sei?

Wußte er nicht, daß von jedem Buche wenigstens 200 Stück verkauft werden müßten, wenn er seine baare Auslage wieder herausziehen sollte? —

Meinte er, zur Emporbringung einer neuen Literatur brauche es weiter nichts, als Urschriften von derselben drucken zu lassen? Und Höfe sollten das Projekt thätig mit Gelde unterstützen? Wie wenig kannte der doch schon 40jährige Mann seine deutsche Hofwelt! — Oder Gott sollte Zwecke ohne Mittel erreichen machen, d. i. Wunder thun, zu Gunsten des R—schen Enthusiasmus für arabische Literatur?

XII.

Mittlerweile ging die Correspondenz zwischen Münchhausen und M. das R—sche Gesuch betreffend ununterbrochen fort. Münchhausen fragte bei M.

1755, 29. Jun. an, was die arabischen Lettern kosten würden? ehr könne er sich auf keinen Antrag beim Könige einlassen.

M. antwortete: jeder vollständige Guß würde etwa auf 180 Rthlr. kommen.

Dies schien dem Minister zu viel zu seyn, er bestellte daher nur Einen Guß, nur für die Göttinger Universität: und nun mußte M., auf des Ministers Befehl, an R. melden »die Lettern würden angeschafft, und stünden *ihm auch*, zum Drucke seiner arabischen Schriften in Göttingen, zu Dienste.«

So

So erzählt M. in der N. Orient. Bibl. S. 138.

Das war also ein feiner Anschlag: aber auf feine, verdeckte, höfische Anschläge verstand sich R. nicht, sondern — hier fängt eine Reihe von Misverständnissen an, zu denen den Mann, in den nächsten anderthalb Jahren, seine totale Welt-Unerfahrenheit, verbunden mit seiner damaligen verzweiflungsvollen ökonomischen Lage verleitete — schrieb an M.

1755, 5. Jul. (S. 56.) Für gütige Mittheilung des Schreibens vom Hrn. Secr. Balck, sage Ew. schuldigen Dank. Aus demselben habe die geneigten Gesinnungen Sr. Exc. des Hrn. Kammerpräsidenten gegen mich und mein Ihnen bewußtes Vorhaben, mit vielem Vergnügen ersehen, und finde keine Ausdrücke hinreichend, meine Erkenntlichkeit gegen ein so unverdientes Wohlwollen an den Tag zu legen.

Was die Sache selbst anbelangt, mache mir ganz kein Bedenken, meine arabische Manuscripte in Göttingen drucken zu lassen. Vielmehr sehe ich es sehr gerne, daß man mich einer höchst beschwerlichen und weitaussehenden Sorge für Anlegung und Bestreitung einer arabischen Druckerei, für Verlag, Verkauf u. s. w. überhebt. Nur ist in Ansehung des Verlags bei mir noch einiger Zweifel übrig. Das mir mitgetheilte Schreiben hat mich nicht mit völliger Gewißheit belehrt, ob die löbl. Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen die Verlagskosten über sich zu nehmen gesonnen sei? Wäre dieses, wie ich hoffen will: so schmeichle ich mir

mit der Hoffnung, daß man meine Bemühung mit einer kleinen Erkenntlichkeit, darinnen ich mich billig werde finden lassen, ansehen werde.

In Ansehung der Correktur finden sich zwar einige Schwierigkeiten, doch möchten sie sich noch wohl heben lassen. Auch kann ich Ew. bei Dero häufigen gelehrten Beschäftigungen nicht zumuthen, an Revision der Druckerproben Theil zu nehmen. Doch wird unfehlbar unter Dero Zuhörern ein hierzu bequemes Subjectum sich finden, das einen tüchtigen zuverläßigen Correctorem arabicum abgeben könne. Zudem so würde ich auch den Setzern leserliches Exemplar zu Händen zu stellen beflissen seyn.

Nun ersuche Ew. Ihr mögliches zur Beförderung meines Vorhabens beizutragen, von dem fernen Verlauf und Entschlusse mich zu benachrichtigen und dero Gewogenheit mir beizubehalten.

Wenn der Minister erst den 29. Jun. (falls sich M. hier nicht im Dato geirrt) angefangen hat, mit M. über den Preis der arabischen Typen zu korrespondiren: so kann diese Antwort von R. voln 5. Jul. noch keine Antwort auf die Final-Resolution des Ministers seyn; und wenigstens noch 2 Posttage müssen verlaufen seyn, ehe jene auf den zu hohen Preis der Typen gegründete Resolution erfolgte. Das R—sche Ansuchen aber muß schon früher verworfen worden seyn, und hier stelle ich mir den Gang der Sache so vor, wie sich ihn wohl jeder denken wird, der je in Geschäften von

der Art, von Regierungen gebraucht zu werden, die — nicht immer beneidenswerthe — Ehre gehabt hat.

1. M. hatte Rn. aus deſſen Brief vom 7ten Juny als einen zwar achtungs- aber auch zugleich mitleidswürdigen Enthuſiaſten kennen gelernt. Selbſt verlegen wollte der arme Mann! — in Hoffnung auf Publikum, Kammerherren und den lieben Gott! Nun empfohlen hatte M. einmal den Mann und ſein Anſuchen beim hannöverſchen Miniſter: verpflichtet aber war er Ehrenhalber dem Miniſter, der ihn mit ſeinem Zutrauen beehrte, ſeine neue Entdeckung mitzutheilen, daß nämlich das Geſchenk von 180 Rthlr. verloren, ſogar ſchädlich geweſen wäre für den Projekteur ſelbſt, der zwar ehrlich, aber unüberlegt wie ein Kind, zu Werke ging, Michaelis ſchlug alſo — keinen Beweis habe ich hievon, aber die Folge belehrt es, und Pflicht und Ehre nöthigten ihn dazu — dem Miniſter vor, Rn. das verlangte ihm, unbrauchbare, ihn wohl gar unglücklich machen könnende Geſchenk zu verſagen, mit dem Beifügen: »Göttingen werde eine arabiſche Druckerei bekommen, in der R. drukken laſſen könnte, was er wollte.« Dieſen Vorſchlag genehmigte der Miniſter: Balck übermachte den Beſcheid an M. und dieſer an R.

Aber R. verſtand ihn unrecht. Er, den M—s

Anfrage über den Verlag (oben. S. 38.) indeß zum Nachdenken gebracht hatte, legte den Bescheid so aus, als wolle die Societät der Wissenschaften (die keinen Pf. Fonds hat) sein Verleger werden, erbat sich in dem Falle vorläufig eine Erkenntlichkeit, und hatte beinahe Lust, M. als seinen Korrektor anzustellen.

Wer anders als der Weltunerfahrne R. war einer solchen Exegese fähig? Ein Mann ohne Vermögen konnte mit einer arabischen Druckerei, selbst wenn sie ihm geschenkt würde, nichts anfangen: und nun sollte R. eine fremde Druckerei an einem andern Orte nutzen, für Verlag, Korrektur, Transport ꝛc. stehen? Er besann sich: aber anstatt von seinen Visionen auch aus moralischen Gründen abzustehen — ein armer Mann kann der würdigste Mensch von der Welt seyn, aber wenn er nur 100 Rthlr. sichre Einkünfte hat, und ins Gelag hinein kostbare Projekte macht, handelt nicht blos unweise, sondern auch unredlich, weil er auch Andre in seine Unfälle hineinzieht, — fand er immer noch in M—s gewiß nicht unverständlichen, wenn gleich feinen Winken, das was er träumte, und schrieb daher den seltsamen Brief vom 5. Jul. (oben S. 42) an ihn. Was konnte, was mußte M. nach diesem Briefe thun?

II. Er schrieb, denke ich (schließe es aber mit

Zuversicht aus dem folgenden R—schen Briefe vom 10. Sept.) zum zweitenmal an R, öffnete ihm, jedoch noch mit Delikatesse, das Verständniß weiter, und erklärte ihm diesmal im Namen des Ministers, daß er zwar kein Geschenk von einer eignen arabischen Druckerei zu erwarten habe, aber wohl seine Werke hier in Göttingen drucken lassen könne. Dabei rieth er ihm, 1, ein Dankſagungsschreiben an den Minister (für die auf seinen Betrieb nach Göttingen bestimmte, und auch ihm zum Gebrauche freistehende arabische Druckerei) ergehen zu lassen, 2, in diesem Schreiben aber sich ja nichts von den Misverständnissen (und Grillen) die sein Brief vom 5. Jul. enthalten, merken zu lassen.

M. schrieb an R. unverholen, daß er ihm eine unangenehme Nachricht zu hinterbringen habe (s. die folgende Antwort): aber R. fühlte nichts. M. hätte ihm schreiben müssen:

> Sie sind ein Projekteur, der Plane ins Wilde und Weite macht. Die verlangte arabische Druckerei kriegen Sie nicht; was wollten Sie auch damit anfangen? Wir bekommen eine hieher nach Göttingen, aber die hilft Ihnen nichts. Oder erhalten Sie von Höfen eine mir freilich unerwartete Unterstützung, nun, dann so lassen Sie hier auf Ihre Kosten drucken.

Hätte M. so geschrieben, dann erst hätte ihn R. verstanden, aber — ihm auch als einem inhumanen Manne, die Haut vollgeschimpft.

XIII.

Also, aus M—s zweitem, deutlicherem, wiewohl für R. noch nicht genug deutlichem Bescheide, antwortete R.

1755, 10. Sept. (S. 58.) Ich habe mit größerem Vergnügen als Ew. wohl meinen, des Hrn Kammer-Präsidenten Entschließung vernommen, und mich deswegen in beigehendem Schreiben schuldigermaßen bedankt. Ich habe für nöthig erachtet, eine Abschrift davon Dero Urtheil vorzulegen. Doch zweifle nicht, Dero Absichten nachgekommen zu seyn. Wenigstens habe nichts von alle dem berührt, wovon sie mir einen Wink haben geben wollen. Sollte aber ja dennoch etwas mit untergelaufen seyn, das Dieselben nicht billigen konnten: so bitte mich desfalls zu belehren, und unterdessen das obgedachte Schreiben zurückzuhalten.

Das habe ich mir gleich anfangs eingebildet, daß mein Vorschlag (vom 5. Jul.) meine arabische Auctores zu Göttingen, nicht allein ohne meinen Beitrag, sondern auch noch dazu unter der Bedingung einer Erkenntlichkeit für mich, zu drucken, würde verworfen werden. Denn das war zu viel gefodert. Ich foderte es aber in der Absicht, den auswärtigen Druck von der Hand abzulehnen, und den Druck unter meinen Augen zu befördern. Ich that solches um so viel mehr, da mich die Foderung nicht unbillig zu seyn bedünkte. Beim aus-

wärtigen Drucke finden sich allerhand Unbequemlichkeiten. Ich muß alsdenn den Korrektor bezahlen: wird aber etwas hier gedruckt, so korrigire ich es selbst, und mache mir es nach meinem Sinne. So erspare ich auch die Fracht von den abgedruckten Exemplaren von Göttingen hieher. Ferner fürchte ich mich sehr vor der Ungewissenhaftigkeit der Buchdrucker und Buchführer. Drucken sie etwas auf Kosten des Verfassers, so schießen sie heimlich Exemplare, nach die sie zum unverwindlichen Schaden des Verlegers unter dem Wische verkaufen. Man kann solches nicht einmal verhüten, wenn man an Ort und Stelle ist; geschweige denn, wenn man etwas auswärts drucken läßt. Doch fällt dieses Bedenken in gegenwärtigem Falle weg.

Endlich, ließe ich etwas hier drucken, so hätte ich Kredit, und dürfte nicht alles auf einmal bezahlen.

Das sind die Ursachen, warum ich meine arabischen Autores lieber hier, als anderswo gedruckt hätte. Ew. machen mir Hoffnung, daß solches wohl geschehen möchte. Ich freue mich darauf; die Typi würden wenig abgenutzt werden, denn ich würde von jedem Autor. wenig Exemplare abziehen lassen.

Ich mag es gar wohl leiden, daß die ganze Anstalt auf meine Rechnung geschrieben wird, wenn Ew. es für dienlich und nöthig erachten. Ich gebe meinen Namen um so viel williger dazu her, je mehr es mir zur Ehre gereicht, daß des Herrn Kammer-Präsidenten Exc. so viel für mich zu thun geruhen.

Die Erinnerung wegen der Dedikation ist

gegründet. Ich würde auch ohne dieselbe meine Pflicht beobachtet haben. Wer einen Baum pflanzt, der muß von Rechtswegen auch die ersten Früchte davon genießen.

Dieser R—sche Brief vom 10. Sept. hat zwei verschiedene Hälften, deren jede besonders commentirt werden muß.

R. legt ein Schreiben an Münchhausen bei, das ihm schwerlich M angegeben hatte. Dieses Schreiben von gleichem Dato (10. Sept.) hat Fr. R. Col. 5. abdrucken lassen. Ich setze die Haupt-Stellen daraus, mit Übergehung der Komplimente, ebenfalls hieher, da ich sowohl das Original in Fol. als R—s an M. eingeschlossene Abschrift vor mir habe.

Ich habe durch Hr. Prof. Michaelis mit vielem Vergnügen vernommen, dafs Ew. mein letzthin an Dieselben ergangenes unterthänigstes Ansuchen in so fern zu bewilligen geruhet haben, dafs Dieselben arabische typos aus England kommen lassen, die zu Göttingen zum Abdrucke meiner arabischen Ausgaben angewendet werden sollen. Ich finde nicht Worte genug, meine Freude und Dankbarkeit wegen einer so erwünschten und ungemeinen Begnadigung an den Tag zu legen. . . Ersuche demnach Ew. unterthänigst, mich benachrichtigen zu lassen, wenn die Typen werden angelangt seyn, und ich

Exemplar in die Druckerei senden soll. Zugleich bitte auch, mir allergnädigste Erlaubnifs zu verschaffen, um das erste arabische Buch, das aus diesen neuen Anstalt zum Vorschein kommen wird, und das etwa des Abulfeda Geschichte, oder des Hariri Erzählungen, seyn möchten, Dero glorwürdigsten Monarchen schriftlich zu widmen, und zu Dessen geheiligten Füfsen zu legen.

Ich werde mich bemühen, der Erwartung, die Ew. von mir gefafst haben, nachzukommen, und einer so unverdienten Wohlthat mich wurdig zu erweisen, als diejenige ist, wofür ich meine Erkenntlichkeit zu bezeugen gegenwärtig die Ehre habe.

Mancher erhitzter Projekteur hat sich einmal in den Kopf gesetzt, daß 11 + 13 — 26 sei: man sage und rechne ihm zehnmal vor, er irre sich; er ist nicht zu überzeugen. R. wußte aus 2 Briefen von M. »die arabischen Typen kämen nach Göttingen, hier könne er — wohl zu verstehen, auf seine Rechnung, d. i. gegen sichere Bezahlung — drucken lassen, was er wolle« dennoch braucht er hier noch den Ausdruck, diese Typen sollten zum Abdrucke seiner arabischen Ausgaben angewandt werden, und erwartet Nachricht, wenn er Exemplar in die Druckerei senden solle.

Doch das waren blos ein paar schiefe Ausdrücke — in der Hauptsache hatte doch R. M—s

Winke befolgt, und nichts vom Verlage, von Erkenntlichkeit ꝛc. einſchließen laſſen.

Alſo fand M. keine Urſache, ſich der ihm gegebenen Erlaubniß, den Brief zurückzuhalten, zu bedienen; ſondern ſchickte ihn, als ein bloßes Dankſagungs-Schreiben von R. dafür, daß ſeine Arabica in Göttingen gedruckt werden dürften — welches aber in Wahrheit keines Dankes bedurfte — an den Miniſter ein.

Aber nach der zweiten Hälfte dieſes Briefs zu urtheilen, hatte R. doch endlich völlig begriffen, daß er keine arabiſche Druckerei für ſich zum Geſchenke zu erwarten habe; daß die Societät der Wiſſenſchaften nicht ſein Verleger ſeyn, nicht ihm Honorarien bezahlen werde; ſondern daß er blos, wie jeder andre, in der Göttingſchen arabiſchen Druckerei, gegen baare Bezahlung drucken laſſen dürfe. Sogar erwachte endlich der Gedanke bei ihm, daß das ihm geſchehene Anerbieten für ihn in ſeiner Lage unausführbar ſei.

Anſtatt aber gänzlich davon zu abſtrahiren, fiel er auf ein neues Projekt: er wollte die Göttingſchen arabiſchen Typen nach Leipzig wenigſtens geliehen haben. Hatte ihm M. ſelbſt dazu Hoffnung gemacht? M. wird es unten läugnen: und war dann dieſe Druckerei nicht auch für Göttingen brauchbar? R. aber, der noch immer träumte,

daß der Miniſter ſo viel für ihn thäte, der doch nichts that, und der in M—s Ausdrücken, »daß alles auf ſeine Rechnung geſchrieben werden, und Er ſeinen Namen dazu hergeben ſolle« ganz was anders fand, als die Anfoderung, daß alles auf ſein Riſiko gehen müſſe — dieſer immer hoffnungsvolle Projekteur mag ſich auch hierin eine Hoffnung erträumt haben, an die M. nie gedacht, und die kein andrer auf jene Ausdrücke gebaut haben würde.

Indem M. das R—ſche Dankſagungs-Schreiben an den Miniſter ſchickte, erſtattete er ihm zugleich Bericht vom Inhalt deſſen, was R. ihm M. geſchrieben: und mußte er's nicht? Der Miniſter, dem ſchon R—s Äußerungen vom 5. Jul. (oben S. 42) und noch früher vom 7. Jun. (oben S. 39) bekannt ſeyn mochten, ward endlich ungeduldig; und hatte er nicht Urſache dazu?

Fr. R. Col. 5. ſagt, M. habe R—s Dankſagungsſchreiben an den Miniſter ein Original von einem Briefe genannt. — Iſt falſch. Sie ſagt ebendaſ. M. behaupte, dieſes Dankſagungs-Schreiben habe den Miniſter ungeduldig gemacht — Iſt eben ſo falſch. Beides gilt von R—s Brief an M. vom 10. Sept., verbunden mit denen vom 7. Jun. und 5. Jul. Das waren Originale

von Briefen! Die konnten einen Miniſter und deſſen Rathgeber ungeduldig machen.

XIV.

R ruhete und harrte nun bis ins folgende J. 1756. Erſt wie er an M. eine ſeiner neuſten arabiſchen Schriften (vielleicht Abulwalidi Risalet) ſchickte, ſchrieb er ihm, mit merklich mehr Kälte als ſonſt, und mit einer Art von Trotz und Hohn:

1756, 20. May. (S. 65.) Vielleicht habe in ein paar Wochen die Ehre, Ihnen etwas beſſeres zu ſchicken. Ich mache jetzt wirklichen Gebrauch von einem annoch geringen Vorrath arabiſcher Schrift, den ich mir angeſchafft habe, und der ſich mit der Zeit mehren möchte, wofern die aus England erwartete Schrift nicht unterdeſſen anlangt, die vielleicht ſchon unterwegs iſt. Für den weiten Weg, den ſie vor ſich hat, bleibt ſie nicht zu lange aus, ſollte ſie auch ein paar Jahre auf der Reiſe zubringen. Ich werde mir die Freyheit nehmen, Ew. von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, indeſſen ꝛc.

Im Novbr. kamen endlich die Typen an Fr. R. Col. 6, meldet, M. habe an R. geſchrieben.

1756, 2. Decbr. die Typen wären aus England angekommen, auch habe M. ihm verſprochen, ihn mit einem geſchickten Korrektor zu verſorgen, wenn er etwas in Gottingen wolle drucken laſſen, beklage aber, daß er

ihm keinen Verleger zuweisen könne. Noch rühme er sich in diesem Briefe seiner Bemühungen bei dem Minister, um diesen zu vermögen, daß er R—n mit einem ansehnlichen Gehalt auf Reisen schicke.

R. antwortete noch in eben dem Monate.

Dies ist der unglückliche Brief, in dem Eine Stelle M—n in Flammen setzte, wegen der er Masregeln nahm, die zwischen beiden Männern eine unauslöschliche Feindschaft und gegenseitige Beleidigungen, die der Eine sogar über sein Grab hinaus erstreckte, veranlaßten. — Dies ist der vor mir liegende Brief, 3 enge Quart-Seiten stark, und durchaus wie alle vorige, von R—s eigner Hand, von welchem Fr. R. Col. 6. vermuthet, daß er untergeschoben sei! Ach, er war nur für 2 Augen geschrieben: schwer muß es den auf der Seele drucken, der mich in die Nothwendigkeit versetzt hat, ihn hier für mehrere Augen zu kopiren.

Da er ganz verschiedene Dinge enthält, so will ich sie numeriren. Num b. steht auch schon wörtlich in der N. Orient. Bibl. I. S. 139.

XV.

1756, 28. Decbr. R. an M.

a. Aus beiden (M—s Schreiben sowohl, als dessen Beurtheilung der Mittel 2c. die ihm M. zur Recension in den Actis Erudit. mitgespielt hatte) habe die Geflissenheit ersehen, mit welcher Dieselben sowohl der

gelehrten Welt, als auch mir insonderheit, nützlich werden wollen. Ach möchte nur Dero Bemühung zu meinem Vortheile von so gutem Erfolge seyn, als Dero gelehrte Arbeiten für die Wissenschaften bisher gewesen sind.

b. Dem um die Göttingischen Musen so hoch verdienten Maecenati, bitte bei Gelegenheit in meinem Namen den unterthänigsten und verpflichtesten Dank für die sowohl für mich, als für die arabische Litteratur, erwiesene Achtung zu bezeugen, und mich bei demselben beständig in gutem Andenken zu erhalten. Haben gleich die Umstände Sr. Exc. bisher nicht gestattet, etwas für mich zu thun: so kann doch die Empfehlung eines schmachtenden Literati über kurz oder über lang etwas fruchten. Das kann ich Ew. nicht bergen, daß wenn Sr. Exc. auch nur Mine machen wollte, als verlangte man mich nach Göttingen, solches bei den jetzigen Umständen meine Sache ungemein verbessern würde. Es geht jetzt eine Crisis vor. Man hat Gelegenheit, mich entweder zu Wittenberg zu versorgen, da sich eine Vakanz ereignet hat; oder wenigstens meine Pension zu vermehren, so übel und unrichtig sie auch, zumal bei den jetzigen Kriegsläuften bezahlt, wird. Käme nur ein Beruf anderswohin dazu, wäre es auch nur zum Schein: so würde solches meine Obern nöthigen, die Gelegenheit, da man mich versorgen kann, nicht aus den Händen zu lassen, sondern ihre Hülfe zu beschleunigen.

c. Käme ich auf diese Weise in etwas bessere Umstände: so würde ich auch mit der arabischen Literatur mehr Nutzen schaffen. Daß ich solches bisher nicht gethan habe, macht lediglich meine Dürftigkeit. Hätte ich aber etwas in Händen, so würde ich den Überschuß (denn zu

meiner Nahrung und Kleidung brauche ich wenig) dazu anwenden, daß ich arabiſche Bücher drucken ließe. Und zwar würde ich den Anfang dazu mit einem arabiſchen Hand-Lexico machen, als welches das unentbehrlichſte unter allen iſt.

d. Die neuangelangten arabiſchen Typen werde ich nicht gebrauchen können, es ſei denn, daß ich entweder nach Göttingen komme, oder daß man mir eine beträchtliche Menge davon zum Gebrauch auf meine ganze Lebenszeit, entweder hieher nach Leipzig oder wo die Vorſehung mich noch hinwerfen wird, überlaſſe.

e. Meine Sachen ſtehen gegenwärtig auf einer gefährlichen Kippe. Ich habe günſtige, ich habe aber auch ſchreckliche Anblicke vor mir. Hilft mir Gott nicht bald auf die eine oder auf die andre Art, ſo bin ich für die arabiſche Literatur, und wer weiß, ob nicht auch für alle andre Literatur, verloren. Doch das wolle Gott nicht! Indeſſen ſcheint es doch, wenn Gott nicht bald eine Änderung macht, daß ich der bittern Nothwendigkeit nicht werde entgehen können, das Joch eines Schullehrers an einem unedlen Orte, oder welches noch ſchlimmer iſt, eines gelehrten Gaſſenfegers oder auf lateiniſch Correctoris, aufzunehmen. Und dann würde ich vollends gar zum Viehe werden. Die Unruhe, der Kummer, die Unzufriedenheit, das Murren, und die Sehnſucht nach einer Stelle, die meiner quaecumque scientia gemäß iſt, welche mein Gemüth Tag und und Nacht durchwühlen und zerreißen, läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben. Ich bin ſchon auf der äuſſerſten Spitze des Abgrundes gerathen. Wende Gott ab, daß ich nicht darüber unglücklich werde! Aber kein Wunder wäre es, wenn ſo heftige Leidenſchaften

einen Geiſt, der vor Begierde brennt, den Wiſſenſchaften nützlich zu werden, und den ſo viele willkührliche und zufällige Hinderniſſe beſtreiten, einem Zeitalter unnütz würde, das allen ſeinen guten Willen bisher mit Verachtung, Kaltſinn und Widerwillen belohnt hat. Gingen meine Abſichten auf weiter nichts, als auf Eſſen und Trinken und die übrigen Nothwendigkeiten des Lebens, ſo hätte ich eben nicht ſonderliche Urſache mich zu beſchweren. Aber ein Leben iſt für mich unſchmackhaft, ja herbe und bitter, wo ich meine Gaben nicht äußern kann, und wo ich die Früchte meines Fleißes verfaulen ſehen muß. Helfen Sie mir aus meinem Verdruſſe, Herr Profeſſor! Ich weiß, Sie können es thun. Es wird den Wiſſenſchaften zum Vortheil gereichen, die Sie lieben, und Sie werden ſich eine dankbare Seele verbindlich machen. Leben Sie wohl, und legen Sie das neue Jahr unter aller Art göttlichen Seegens und Gedeihens zurück.

P. Nachſchrift. Der Vorſchlag, mich auf Reiſen gehen zu laſſen, iſt an ſich löblich, wenn er nur auch thunlich wär. Andrer Bedenken zu geſchweigen, ſo würde ich eine Anzahl junger Leute in meinem Gefolge haben müſſen, die griechiſch und arabiſch verſtünden, denen ich nur die Pensa zum Abſchreiben austheilte, und mit welchen ich ſodann die Abſchriften gegen die Urſchriften hielte. Wo will man aber ſolche Perſonen finden, und was würde das nicht koſten? Ich an meinem Theile würde ſelbſt in einer beſchwerlichen Arbeit wenig fördern, dazu ich zu alt, zu ſtumpf, und zu verdroſſen bin. Das γουυ χλωρον iſt bei mir vorbei. Es iſt leider verwelkt, mehr durch andrer Menſchen Schuld, als durch meine.

Der

Der hier in der Nachschrift erwähnte Vorschlag, R. reisen zu lassen, den ich nicht näher kenne, war in aller Rücksicht, nicht nur tief unter R's Würde, sondern auch abentheuerlich. Es war ein unüberdachter rascher Einfall, dergleichen M. öfters hatte, die man ihm aber leicht wieder aus dem Kopfe bringen konnte, wenn man ihm mit Anstand und Festigkeit Gründe entgegenstellte.)

XVI.

R. spricht in diesem ganzen Briefe, wie ein Verzweifelnder, aber treuherzig und zutraulich.

Wie sah M. diesen Brief an, und wie nahm er ihn auf?

M. war ein Mann von strenger Moral, sogar von pietistischer — ängstlicher Gewissenhaftigkeit: aber er war dabei ein *harter Mann*, weil er aus väterlicher und Waisenhäuser-Zucht unmittelbar in volle Unabhängigkeit gekommen war; und wenn er gleich, wie die allermeisten Gelehrten, klein und dürftig angefangen, doch in seinem Leben nie Noth im eigentlichen Verstande gelitten hatte. Also — hatte er kein Gefühl von des, ihm im Alter gleichen, ihm in einigen Arten gelehrter Kenntnisse überlegenen, und damals ohne alle Ressourcen verlassenen R's Lage; sondern haschte aus dessen Jammer, Klagen und Vorschlägen bloß die

Bitte um eine Scheinvokation nach Göttingen auf, fand darin etwas Unredliches, sandte dessen Brief selbst, mit einer nicht empfehlenden Vorbereitung, an den Minister ein, und veranlaßte dadurch die empfindliche Resolution von 17. Jan. 1757. (N. Orient Bibl. S. 141 folg.)

Ohne Zweifel schickte M. diese Resolution dem unglücklichen Manne selbst zu: dies war zum 2tenmal hart.

N. wüthete; und um sich vermeintlich zu rächen, ließ er im nächsten März den Aufsatz in der Pariser Akademie (oben S. 15) drucken. M. verschmerzte diesen Ausfall nie, und rächte sich seiner Seits seitdem durch beißende Spöttereien, die er in seinen Vorlesungen über N's. Fehler und auffallenden Mangel an Geschmack ausgoß.

Von nun an (1757) hörte nun 8 Jahre lang alle Korrespondenz zwischen M. und N. auf. In der Zeit aber kam N. in bessere Vermögensumstände, da er 1758 im Juny Rektor zu S. Nikolai in Leipzig ward. 6 Jahre nachher ward er sogar, zum erstenmal in seinem Leben, ein glücklicher Mensch, — durch seine Heirath im Jul. 1764.

Nach vollen 8 Jahren meldete sich N. zum erstenmale bei M. wieder. 1765, 2. Mai (11. S. 488) schickte er ihm eine seiner neusten arabischen Druckschriften (vermuthlich, leider! die Proben

arabiſcher Dichtkunſt in verliebten und traurigen Gedichten, aus Motanabbi) mit kalten Komplimenten zu, beſchwerte ſich, daß ſein Demoſthenes noch nicht recenſiret worden u. ſ. w. (oben S. 16.)

Erſt zu Anfange des J. 1768 fielen ihm ſeine zwei, im J. 1755 an M. geliehene Bücher, alſo erſt nach 13 Jahren, wieder ein (oben S. 18-22).

Im nächſten Jahre 1769 ſchrieb er ſein Leben, und ſtarb 1774, 14 Aug.

Dieſe ſeine Biographie ließ deſſen Fr. Wittwe erſt 1783 drucken, unterdrückte aber einige Stellen darin, M. betreffend, oder machte ſolche vielmehr durch Gedankenſtriche noch giftiger.

M. wurde wach darüber 1786, und vertheidigte ſich in der N. Orient. Bibl.

Fr. R. nahm daher Gelegenheit, die vorhin durch Gedankenſtriche angedeuteten ſchlimmen Stellen in dem »An das Publicum« vollſtändig abdrucken zu laſſen.

Seitdem ruhete die Fehde im Publiko und M. hatte nach vieler Leute Meinung unrecht.

XVII.

Man höre nun die Beſchwerden beider Männer gegen einander ruhig ab, und beurtheile ſie aus obigen Akten (eigenhändigen Briefen ꝛc.)

Beide begingen gar sonderbare Gedächtnißfehler, weil keiner von beiden alle die hierüber vor vielen Jahren gewechselten Briefe mehr hatte, oder sich nur besann, daß er sie noch habe.

Doch erscheint M. bei allen seinen Gedächtnißfehlern als ein ehrlicher, würdiger Mann und thut durch dieselben niemanden unrecht, selbst seinem Gegner nicht.

Übrigens war M. damals in seinem 70sten Jahre. Die gegen ihn erhobene Klage war herzangreifend, und gründete sich auf Thatsachen, die 18 oder gar 30 Jahre vorher vorgefallen seyn sollten; und dieser sollte sich der 70jährige Mann, der keine Akten mehr darüber hatte, oder nicht mehr wußte, daß er sie habe, oder sie nicht auffinden konnte — nach dreißig Jahren noch aus dem Gedächtniß erinnern? Auch der Kläger war schon seit 12 Jahren todt, als der Beklagte erst dessen Denunciation erfuhr: er konnte also nicht mehr durch Rückerinnerungen zur Überzeugung von seinen Gedächtnißnißfehlern, und zum öffentlichen Geständnisse derselben, gebracht werden. —

Der Himmel bewahre die Herausgeberin der Reiskeschen Biographie und uns ehrliche Leute alle, vor solchen Angriffen auf unsre Ehre, am späten Abend unsers Lebens, unter solchen Umstän-

den, wo manchmal der reinſten Unſchuld der volle Beweis derſelben entſtehen müßte!

Nur hier iſt der Fall nicht.

XVIII.

M. ſchrieb in der N. Orient. Bibl. Th. 1. S. 142 folg.

Um oder gegen die Zeit der Ankunft der Lettern, trug der ſel. Münchhauſen mir auf, es N. zu melden, und daß ſie zum Drucke ſeiner Bücher in Göttingen zu Dienſten ſeyn ſollten; daß N. damit nicht geholfen wäre, fühlte ich gleich. Keinen Verleger hatte er; ja damals wäre hier nicht einmal ein Korrektor zu haben geweſen. Indeß konnte ich nicht mehr melden, als mir aufgetragen war: ſelbſt vorſchlagen, daß die Lettern, die doch hier wenigſtens bei den Gel. Anzeigen ſparſam gebraucht werden ſollten, mitten im Kriege an einen fremden Ort geſchickt würden, konnte ich nicht; dies zu verlangen, wäre N's Sache geweſen. Und ſo viel ich mich entſinnen kann, rieth ich ihm, an den ſel. v. Münchhauſen zu ſchreiben, und ihm zu danken.

Dies that er: aber anſtatt der Bitte, die ich ihm gern angegeben hätte, nahm er den Umſtand, daß ſeine Schriften in Göttingen gedruckt werden ſollten, mit beiden Händen an, bemerkte, damit die Korrekturen genau würden, müſſe er wohl ſelbſt nach Göttingen kommen, ſo lange der Druck daurete; redete von Diäten, wünſchte auch, daß die Societ. der Wiſſenſch. den Verlag übernehmen möchte. (Dies letzte war nun das allerwunderlichſte: denn die Societät hatte keinen Fond zum Verlag, ja ihre eigene Schriften konnten damals

aus Mangel eines Verlegers nicht gedruckt werden).

Dieses Original von einem Briefe schickte der sel. v. Münchh. der über das gar zu wunderliche Ansinnen ungeduldig ward, mir zu, mit der Ordre, es nach meinem Gutbefinden zu beantworten; doch sollte ich mich auf das Zumuthen des Verlags nicht einlassen, welches, wie er schrieb, von mehrerem Belag wäre. Was ich nach solcher Vollmacht R. geantwortet habe, weiß ich nicht mehr, vermuthlich die Unmöglichkeit vorgestellt: Doch meine ich gewiß zu seyn, daß dies nicht in rauhen Ausdrücken geschehen ist. Diäten konnte ich ihm nicht versprechen, denn dazu war mir keine Vollmacht gegeben, den Verlag noch weniger.

Hiemit hörte unsre Korrespondenz auf.

Fast alles buchstäblich war, und aus den schon oben producirten Akten (Briefen) erweislich; nur unchronologisch. Aber M. hatte jene Akten nicht vor sich, die sich erst nach seinem Tode wieder fanden; der 70 jährige Mann mußte nur aus dem Gedächtniß erzählen, was meist volle 30 Jahre vorher vorgefallen war.

1. Die Lettern kamen im November 1756 in Göttingen an (oben S. 55): aber schon den 5. Jul. 1755 wußte R., daß er seine Sachen in Göttingen drucken lassen könnte (S. 42).

2. Damals im Jul. 1755 (S. 43) aber im Dec. 1756 hatte M. einen im Vorschlag (S. 55).

3. Den Einfall, daß ihm diese Lettern nach Leipzig wenigstens geliehen werden sollten, hatte

R. erſt 1756, 28. Dec. (S. 58, d). Anfangs hoffte er ſie geſchenkt zu erhalten: nachher, wie er hörte, daß ſie in Göttingen bleiben ſollten, träumte er, die Societät würde Verleger ſeyn: und wie ihm auch hierüber endlich das Verſtändniß geöffnet ward (S. 48), wollte er ſie wenigſtens auf ſeine Lebenszeit nach Leipzig haben.

4. Möglich wär's, das M. R. wegen dieſes ſeines Anſinnens (die Typen nach Leipzig zu bekommen) unmittelbar an den Miniſter verwieſen hätte. Dieſes Verweiſen verſtand aber R. nachher ſo, als habe ihm M. dazu Hoffnung gemacht (S. 49).

5. Gleichviel, ob das R. ohne oder auf M's Rath gethan: gewiß iſt, daß es R. gethan, den 10. Sept. 1755 (S. 50).

6. Dieſe Acceptation, und dieſen Mißverſtand wegen des Verlags, hatte R. in ſeinem Schreiben an M. vom 5. Jul. (S. 42) geäußert: beide aber nahm er den 10. Sept. halb zurück (S. 48).

7. Erſt 1756 den 28. Dec. ließ ſich R. entfallen, er müſſe ſelbſt nach Göttingen kommen, wenn ſeine Sachen dort gedruckt werden ſollten. (S. 58.)

8. Nicht Diäten, ſondern Erkenntlichkeit, die, wie ich es verſtehe, Honorarien foderte R. von der Societät, falls dieſe ſeine Sachen verleg-

te (S. 43), nahm aber dieſe Forderung ſchon den 10. Sept. wieder zurück (S. 48,).

9. Den Brief von R. vom 5. Jul. 1755 der deſſen Mißverſtändniſſe und Viſionen enthielt — vermuthlich verbunden mit dem vom 10. Sept. — nennt M. ein Original: mich dünkt mit Grund. Aber beide waren an M., nicht an den Miniſter, geſtellt; M. hatte R. geradezu widerrathen, ſich von jenen Viſionen nichts bei dem Miniſter merken zu laſſen, und R. hatte gehorcht. Doch auch jene beide R. ſche Briefe an M. ſchickte M. dem Miniſter, ſamt dem an letzteren gerichteten Dankſagungsſchreiben, zu: und alle 3 ſandte der Miniſter an M., mit Bezeugung ſeiner Ungeduld zurück. Nur was den Miniſter aufbrachte, ſtand nicht in dem an ihn unmittelbar — ſondern in den beiden an M. gerichteten Briefen. Auch dieſe hatte der Miniſter geleſen, und müßte ſie leſen. Die Verwechslung die hier den 70 jährigen Mann beſchlich, ändert durchaus in der Hauptſache nichts.

10. Gewiß nicht in rauhen Ausdrücken: man leſe den Anfang von Rs Antwort an M. vom 10. Sept. (S. 48).

11. Nicht hiemit d. i. mit Rs Antwort vom 10. Sept. 1755, hörte die Korreſpondenz auf, ſondern erſt ſeitdem M. die kränkende Miniſter-Reſolution vom 17. Jan. 1757 an R. überſchickt

(S. 61) und hierauf letzterer den unbesonnenen Ausfall auf M. in der Geschichte der Pariser Akad. (S. 62) gethan hatte. R's Brief vom 2. Mai 1765 (S. 62) sah M. wohl als keine Fortsetzung der Korrespondenz an; vermuthlich beantwortete er ihn auch nicht.

XIX.

Obiges war Antwort von M. auf das, was er in der R.schen Biographie vor sich sah. Auf die dort unterdruckte, oder nur durch Gedankenstriche angedeutete, nachher aber von Fr. R. Col. 2. folg. dem Publiko preisgegebene Stellen, ihn betreffend, hat er nie geantwortet: ich thue es hier für ihn.

Was ich hier mit deutschen Buchstaben schreibe, findet sich in R's Leben; das mit lateinischen ist Ergänzung der dortigen Gedankenstriche aus dem erst angeführten »An das Publicum« der Fr. R.

Aus Hofrath Michäelis Briefwechsel, der eben nicht der stärkste gewesen, und auch seit vielen Jahren abgebrochen ist, habe ich wenig Erbauung gehabt. Wäre er nicht gewesen, die arabische Litteratur würde mehr durch mich gewonnen haben. Mich hat er gehindert, sie auszubreiten, und Er hat dafür ihr wenig oder gar nichts geholfen. Er hat mir wenig geholfen, aber wohl viel geschadet. Hätte er mir nicht einen heillosen Streich gespielt, die arabi

Litteratur würde mehr durch mich gewonnen haben. Mich reuet es, jemals mit einem Manne mich eingelassen zu haben, der viel Stolz auf seine eingebildete Wissenschaft, und dabei ein böses Herz und keine Ehre, kein Gewissen im Leibe hat. Ich hatte von dem grofsen Musenfreunde, dem Hannöverschen Minister von Münchhausen, die Versicherung erhalten, dafs ich einige Centner arabischer Schriften von eben dem Stempel, mit welchem das Neue Testament und der Psalter zu London gedruckt sind, zu einem königl. Geschenke Sr. Grofsbritan. Majestät erhalten sollte, um damit arabische Bücher drucken zu können. Als diese Schriften unterweges waren, wufste Hr. Michaelis sie mir durch seine Ränke vor dem Maule wegzufischen, und machte, dafs sie zu Göttingen ungebraucht liegen blieben.

Nun folgt die schon kommentirte Jeremiade über den 2ten Streich mit Gagnier (oben S. 10 — 56).

Auch R. wenn gleich damals erst 53 Jahr alt, beging Gedächtnifsfehler: wären diese nur für seine und andrer Ehre eben so unnachtheilig gewesen, wie die, die der 70jährige M. in der Folge beging!

1) Das war freilich nicht R's Schuld: denn erst 4 Jahre vorher hatte er aufs neue die Korrespondenz mit M. wieder anfangen wollen (oben S. 16.) aber M. hatte keine Lust dazu.

2) M. habe R. »gehindert die arabische Litteratur auszubreiten«, ohne ihn würde solche mehr durch ihn gewonnen haben? und daran sei

der heilloſe Streich ſchuld, den ihm M. (dadurch daß er ihn um die arab. Druckerei gebracht) geſpielet habe.« »Geſetzt der geſpielte Streich wäre wahr; aber hätte dann M. mehr für die arab. Litteratur thun können, wenn er eine eigene arab. Druckerei gehabt hätte? Gab ihm die eigne Druckerei auch zugleich das Verlagsvermögen? Konnte und wollte er ſelbſt ſetzen und drucken und Papier und andre Zubehörden auf Kredit nehmen? b. Und hätte ers gekonnt: aber heißt das die arab. Litteratur ausbreiten, bloß wenn man arabiſche Bücher, vollends ohne Auswahl und Geſchmack, die folglich niemand kauft, niemand ſtudirt, druckt? c. Und gehindert hätte ihn M. an dieſer Ausbreitung? Er der ſeine Annal. Moslem. im Jahr 1755 (oben S. 10) im Poſaunentone bekannt machte, und der Welt durch jene Ausbreitung eine 2te Palingeneſe der Wiſſenſchaften (gewißlich übertrieben) verſprach?

3) M. habe die arabiſche Litteratur »wenig oder gar nichts geholfen.« Hierüber hier kein Wort. Hoffentlich wird Deutſchland und unſer Jahrhundert nicht undankbar ſeyn; und die Verdienſte des unvergeßlichen Mannes auch um dieſes gelehrte Fach, werden in noch helleres Licht geſetzt werden, als bereits hie und da geſchehen iſt. Ich frage nur: wie viele Gelehrte in Deutſchland ha-

ben ſich in den letzten 40 Jahren mit dem Arabiſchen abgegeben, verglichen mit der Zahl aller vorhergegangenen? und weſſen Schüler waren bei weitem die meiſten jener Gelehrten? und wie viele Schüler hat R. durch Unterricht und Schriften gezogen? ob er gleich im Arabiſchen ungleich fertiger als M. war.

4. Daß ein Mann, ein 53jähriger, ein durch viele notoriſche Handlungen als gefällig und wohlwollend anerkannter Mann, dabei ein berühmter Gelehrter, einem andern, ihm nicht nur gleichen, ſondern in mancher Rückſicht über ihn erhabenen, ihm aber lange nicht genau genug bekannten Mann den ſchrecklichſten aller Vorwürfe — der aber wegen ſeiner gänzlichen Unbeſtimmtheit, der verworfenſte Menſch dem edelſten hinwerfen kann — den Vorwurf eines böſen Herzens macht: muß jedes gutartige Menſchenherz empören. R. kannte M. weiter nicht perſönlich, als daß er ihn in Halle auf dem Waiſenhauſe zum Mitſchüler gehabt hatte: er lernte ihn als Mann bloß aus einer Korreſpondenz weniger Jahre kennen; und wo iſt in dieſer ein einziges Datum zu jener ſchrecklichen allgemeinen Beſchuldigung? Kannte er ihn aus Klätſchereien: aus Läſterungen ſolcher ſeiner Zuhörer, denen er ſeine Kollegia nicht frei gab, weil er wußte, daß ſie jährlich Hunderte von Thalern

mit Ausreiten und auf Bällen verthaten? Männer müssen Männer nicht nach Klätschereien richten: diese sind nur alter Weiber Sitte, nicht einmal alter Weiber Privilegium.

5. Münchhausen hatte ihn »versichert, er sollte eine arabische Druckerei vom Könige zum Geschenke erhalten.« — Ein derbes Unfaktum! man sehe die ganze Reihe seiner eigenen obigen Briefe nach. Mad. R. sei hiemit aufgefodert, den Brief des Ministers, der diese Versicherung enthält (und solche Briefe pflegt man doch aufzuheben?) vorzuzeigen, um wo möglich ihres sel. Mannes Ehre zu retten! Ich meine nicht seine moralische Ehre: das Vorgeben braucht nicht vorsätzlich erdichtet zu seyn; R. war ein enthusiastischer Projekteur, und wünschte sich eine eigne Druckerei und hoffte damit Wunder zu thun: geradezu ging er deshalb den Minister an, dieser sagte ihm vielleicht, mit seiner beispiellosen Herablassung, weder ab noch zu, weil er erst Gutachten von andern einholen wollte, R. verstand diese gnädige Sprache nicht, und setzte sich darüber Grillen in den Kopf, von denen er sich zwar im J. 1755 und 1756, wie seine eigenhändige Briefe zeigen, völlig frei machte, die ihm aber 13 Jahr später, wie er durch den Vorfall mit Gagnier: in neuen Zorn gegen M. gerathen war, neuerdings aufflogen.

6. Nicht »fiſchte ſie ihm M. vor dem Maule weg, wie ſie unterweges waren.« Sie waren im Herbſt 1756 unterwegs, und ſchon den 5. Jul. und 10. Sept. 1755 wußte R. völlig gewiß, daß nur Ein Guß von Typen für Göttingen, keiner aber für ihn zum Geſchenke beſtellt werden würde. Man leſe doch ſeine Briefe! Auch wie ſie ſchon in Göttingen waren, kann er noch keinen Verdacht auf M. gehabt haben, als hätte ihm dieſer ſie weggefiſcht: wie konnte er ſonſt das höchſtzutrauliche Schreiben vom 26. Dec. 1756 (S. 56) an ihn erlaſſen!

7. »Ungebraucht hätten ſie von 1756 bis 1769 in Göttingen gelegen?« — M. hat hierauf ſchon geantwortet. Aber eine andere Frage: wenn ſie R. zum Eigenthum, oder auch nur auf Lebzeit geliehen bekommen hätte; wären ſie mehr nützlicher, und lange gebraucht worden? Ich zweifle. R. hätte Abulwalide Havire, und Motanabbi etc. Alphabethweiſe drucken laſſen; er hätte den ganzen Abulfeda edirt, auch ein arabiſches Handlexikon (S. 68.) geliefert, u. ſ. w. aber wäre durch alles das die arabiſche Litteratur ausgebreitet worden? Dazu gehörten ganz andre Künſte, die nur M. verſtand. (Sogar, ob ſie nur einer Ausbreitung im Reiskeſchen und Michaeliſchen Verſtande werth iſt, iſt noch unentſchieden: ich

läugne es durchaus, aber hier iſt nicht der Ort, es zu beweiſen). —

Auch würde dieſes planloſe Drucken nicht lange gedauert haben. Selbſt die beſten arabiſchen Schriften hätten, noch zur Zeit, nicht ſo viele Abnehmer in und außer Deutſchland gefunden, daß dem Verleget nur die Auslage wieder erſtattet worden wäre. — Folglich, wäre auch M. die wahre und einzige Urſache geweſen, daß R. das verlangte Geſchenk nicht erhalten: ſo hätte er ſehr viel Gutes gethan. Denn R. wäre in wenig Jahren außer aller Thätigkeit gekommen, hätte mit Arabern noch weit größeren Verluſt erlitten, als nachher mit Griechen (und griechiſche Litteratur iſt doch längſt in Deutſchland im Gange, und macht Buchhändler, nur keine ſelbſt verlegende Gelehrte, reich,) und wäre vor Unmuth, und mit den Seufzern treuherziger Gläubiger belaſtet, die ihm auf koſtbare, wohlgemeinte, aber unausführbare Entwürfe Vorſchüſſe gethan hatten, noch früher ins Grab geſunken.

XX.

Recapitulation.

1764. 22. Oct. R. vernimmt durch ein Gerücht, daß Münchhauſen eine arabiſche Druckerei nach Göttingen ſchaffen wolle. (S. 37.)

1755. 1. Mai. Vorher ſchon hatte R. den Münchhauſen erſucht, der Univerſität Göttingen und ihm eine ſolche Druckerei zu ſchenken. (S. 37.)

M. unterſtützt beide Geſuche bei dem Miniſter (S. 38), fragt aber vorläufig bei R. an, wie er es mit dem Verlage möglich zu machen gedenke.

1755. 7. Jun. R. erklärt ſich darüber auf eine Art, wo er ſelbſt fürchtet — insaniae damnari. (S. 39.)

1755. — Jun. Münchhauſen erfährt, daß jeder Guß 180 Rthlr. koſten würde; er beſchließt daher, nur Einen Guß für Göttingen kommen zu laſſen, und befiehlt, R. zu melden, bei dieſer Druckerei könne er ſeine Sachen drucken laſſen. (S. 41.)

1755. 5. Jul. R. verſteht das unrecht, freut ſich zwar, daß in Göttingen gedruckt werden ſolle, meint aber, die Societät werde Verleger ſeyn, und ihm ein Honorarium bezahlen. (S. 43.)

1755. 10. Sept., erkennt er ſeinen Irrthum, begreift die Unmöglichkeit, in Göttingen im Selbſtverlage drucken zu laſſen, und will die Druckerei nach Leipzig geliehen haben. (S. 49.)

1756. 20. Mai. R. schaffte sich indessen selbst einen kleinen Vorrath von arabischen Schriften an. (S. 55.)

1756. 28. Dec. erklärt er gerade zu, die in Göttingen angelangten Typen könne er nicht brauchen, wenn nicht entweder er nach Göttingen käme, oder ihm ein beträchtlicher Theil derselben auf Lebzeit geliehen würde. Keines von beiden geschah. (S. 58.)

1769. als er seine Biographie schrieb, habe er das meiste vergessen, was er theils selbst vor 14 Jahren geschrieben habe, theils ihm geschrieben worden war. Da wähnte er, Münchhausen habe ihm die Versicherung gegeben, daß er eine arabische Druckerei zum Geschenke erhalten solle. Da glaubte er, M. habe ihm diese versprochene Typen, wie sie schon unterwegs gewesen, vor dem Maule weggefischt.

Der ehrliche Mann log nicht, er irrte sich; sein Gedächtniß betrog ihn bei Dingen, die 14 Jahre vorher geschehen waren. Voll Unmuths darüber, daß er keines von seinen, so viele Jahre gehegten, in seiner Lage unausführbaren Lieblingsprojekten ausführen gekonnt, suchte er die Ursache dieses Unfalls, nach Art aller Projekteurs, wenn sie verunglücken, außer sich, und meinte solche in M. zu

finden, den er das nächste Jahr vorher, durch eine andre noch nicht geheilte Verirrung, als einen schlechten Mann befunden zu haben glaubte, und schrieb in dieser Stimmung die unseligen Zeilen nieder.

Aber war es seine Absicht, daß dieses sein Leben gedruckt werden sollte; ich zweifle: warum ließ er es in den 5 Jahren, die er noch durchlebte, ungedruckt? — War es sein Wille, daß namentlich auch die gegen noch Lebende ehrenrührige oder doch unangenehme Stellen mit abgedruckt werden sollten? ich weiß es nicht. — Und wäre beides bei ihm Absicht und Wille gewesen, waren diejenigen die 9 Jahre nach seinem Tode dieses Leben drucken ließen, nicht berechtiget, nicht gar verpflichtet, wenigstens jene Stellen, des lieben Friedens halber, und aus Achtung für den Seligen selbst, dem auch seine Freunde, die ihn kannten, Vergessenheit, Leidenschaft und Visionen zutrauen müßten, zu unterdrücken?

II.

Auf Thatsachen gegründete Erörterung der Frage: darf Hamburg und dürfen die Hanseestädte den französischen Gesandten in jetzigen Zeitumständen anerkennen?

Vom Herrn Prof. Büsch. Im März 1796.

Hamburg hat, wie ein jeder Reichsstand, vermöge des deutschen Staatsrechts, das Recht der Gesandschaft. Dies ist ein Anhang, oder vielmehr eine Folge des Rechts der Verträge mit deutschen und mit ausländischen Staaten. Dies Recht der Gesandschaft wird in zwiefachem Wege ausgeübt:

1) In der Sendung der Gesandten an jeden Staat, wo es nothwendig oder zuträglich ist. (Ich nehme das Wort, Gesandter, in dem allgemeinsten Verstande, ohne Rücksicht auf den höhern oder mindern Titel des Gesandten). Dem zufolge sendet Hamburg sehr oft in Verbindung mit den beiden übrigen Hanseestädten seine Residenten oder Agenten zu andern Staaten, oder besoldet dort ansässige Männer als solche. In außerordentlichen Fällen sendet es Mitglieder seines

Senats als solche ab. Sie übergeben ihre Kreditive gleich den Gesandten des höchsten Ranges, und genießen eine solche Achtung, mit welcher sie und ihre Sender zufrieden seyn können, die aber insonderheit von ihren persönlichen Eigenschaftn und ihrem Betragen abhängt. Ich selbst bin vor achtzehn Jahren mit Vergnügen Zeuge der großen Achtung gewesen, mit welcher der Hanseatische Resident, der selige Klefeker, im Haag bestand. Er war der älteste unter allen dort bestehenden Gesandten, die ihn, als ihnen völlig angehörend, den Doyen du corps diplomatique nannten. Die Ausübung dieses Rechts macht keine Schwierigkeit oder Bedenklichkeit.

2) In Anerkennung und Annehmung fremder Gesandten. Die Ausübung dieses Rechts hängt freilich für jeden Reichsstand davon ab, ob Gesandte bei ihm erscheinen. So mancher kleine Reichsstand hat keine Erfahruug davon. Hamburg hat sie desto öfter, und mehr als es nach andern Gründen statt haben sollte. Es ist nicht die Hauptstadt des Niedersächsischen Kreises, an welchen fast alle hier residirenden Herren Gesandten fremder und auch deutscher Staaten akkreditirt werden. Es ist auch nicht einmal die erste der drei noch übrigen Hanseestädte. Die an andere Reichskreise akkreditirten Herren Gesandten halten sich vorzüglich in

den Residenzen der ersten Reichsstände solcher Kreise auf, z. B. in Mainz, München, Dresden, Berlin, und so ferner. Niedersachsen hat einen Churfürsten unter seinen Kreisständen. Hannover, in welcher Stadt, ungeachtet der Abwesenheit des Landesherrn, alles residenzmäßig fortgeht, oder Braunschweig, die Residenz des hochverehrlichen Fürsten, welcher von Zeit zu Zeit Kreisdirektor ist, wäre aus diesem Grunde der schicklichste Aufenthalt aller an den Niedersächsischen Kreis akkreditirten Herrren Gesandten. Geschähe dieses, so würde Hamburg nie in Verlegenheit wegen eines an den gesamten Niedersächsischen Kreis akkreditirten Herrn Gesandten kommen. Wäre er in Hannover oder Braunschweig angenommen, oder nicht angenommen, so wäre es auch für Hamburg entschieden, und das Nichtannehmen setzte unsere Stadt in keine Verdrießlichkeit mit dem mit ihm handelnden Staate; mithin die Annehmung auch in keine Verantwortlichkeit bei dem deutschen Reiche.

Aber so ist es nicht. Seit langer Zeit wählen diese Herren Gesandten, oder ihre Sender für sie, Hamburg zum Orte ihrer Residenz. Die natürliche Ursache ist, weil in Hinsicht auf die Handlung hier am meisten für sie zu thun ist; weil die Korrespondenz in ihren Geschäften, wegen des Zusammenstoßens der Posten, in Hamburg leichter,

als an jedem andern Orte iſt, auch die etwan nöthig werdenden Reiſen nach Hannover, Braun- und ſonſt nicht ſogar fern ſind. Hier langen ſie gewöhnlich zuerſt an, übergeben zuerſt dem Magiſtrat ihre Kreditive, und verlangen die Anerkennung. Zur Entſcheidung darüber dienen für jeden Staat nur zweierlei Gründe:

1) Solche, die von Hamburgs eingegangenen Verbindungen oder ſonſt beſtehenden Verpflichtungen mit andern Staaten hergenommen werden;

2) Solche, die ihre Rückſicht auf das beſondere Intereſſe des Staats haben, deſſen Anerkennung verlangt wird.

Es wird doch wohl niemand annehmen, daß unſerm Hamburg deswegen, weil es ein minder mächtiger Reichsſtand iſt, die Befugniß nicht zuſtehe, beiderlei Gründe zu überlegen, und dieſen Ueberlegungen gemäß ſich zu entſcheiden. Man bedenke dabei, daß

a) die Miſſion mancher Geſandten mindern oder höhern Ranges blos an Hamburg, und allenfalls an die beiden übrigen Hanſeeſtädte geht. Die Miſſion faſt aller auswärtigen Agenten und Konſuls geht an Hamburg; die des Herrn Reinhard geht vor jetzt nur noch an die Hanſeeſtädte;

b) daß die Herren Geſandten ſelbſt mit jedem

Staate, an welchen sie gesandt sind, unter der Voraussetzung handeln und ihre Kreditive abgeben, daß die Annehmung oder Nichtannehmung von demselben abhänge;

c) daß, wenn sie nicht von ihm abhienge, wenn insonderheit die Reichsverbindung allein darüber entschiede, doch ein Gesetz und Norm für die kleineren Reichsstände Statt haben, und sie an die mächtigeren, insonderheit an ihre Kreisdirektoria verwiesen seyn müßten, um deren Einwilligung sowohl bei der Anerkennung als Nichtanerkennung einzuholen;

d) daß es auch Fälle gebe, in welchen das Recht, den Gesandten eines Staats nicht anzuerkennen, der von keinem andern Reichsstande würde abgewiesen werden, dem kleineren Reichsstande nicht streitig gemacht werden kann, wenn z. B. derselbe mit dem ihn sendenden Staat mißhellig ist, oder eine unangenehme Person hergesandt wird, oder ein Bürger des Staats sich ein fremdes Kreditiv geben läßt, um sich seiner bürgerlichen Pflicht zu entziehen, oder in einem bösen Rechtshandel zu decken.

Beispiele solcher Art sind nicht selten. Hamburgs Gefälligkeit in der Annehmung solcher Gesandten, deren Sendung für die Stadt nicht nur unnütz, sondern sogar unangenehm und schädlich

war, ist immer sehr weit gegangen. Der Arzt, ein geborner Hamburger, ist noch nicht vergessen, der vor etwa 30 Jahren Mittel fand, von einem mächtigen, aber entfernt wohnenden Reichsfürsten sich ein Kreditiv als dessen Gesandter geben zu lassen, Vormittags zu seiner Praxis, Nachmittags als Minister umher fuhr, und unsere Wachen in Präsentirung des Gewehrs übte, bis zu seinem Tode kein einziges Geschäft hatte, ohne daß er das unselige Lotto seines Fürsten hier in Gang setzte. Ich enthalte mich eines gewissen Fremdlings zu erwähnen, der seiner Privatabsichten wegen das Kreditiv eines kleinen Reichsfürsten zu erlangen wußte, bei dessen Mission auch nicht das kleinste Geschäft denkbar war. Es ward freilich Anstand genommen, ihn anzuerkennen. Vor ihm war schon ein hiesiger Jude abgewiesen, endlich aber ward dieser anerkannt, und so ward auch er ein Minister, gewiß nicht ohne Verdruß andrer mehr respektabler Herren Gesandten.

Wenn denn unsre Stadt so gefällig ist, Gesandte anzunehmen, deren Sendung ganz unnütz und sogar unangenehm ist, so hat sie doch auf der andern Seite gewiß Grund und Recht, und kann die Billigung aller auf sie achtender deutschen und andrer ausländischen Mächte erwarten, wenn in solchen Fällen ernsthaft überlegt, und verfassungs-

mäßige Genehmigung der Bürgerschaft verlangt wird, da der Gesandte einer Macht von ihr anerkannt zu werden begehrt, dessen Mission nicht unnütz, sondern in Absicht auf die Handlung Hamburgs höchst wichtig ist, wenn gleich die Zeiten und die Umstände, unter welchen dies verlangt wird, wichtige Bedenklichkeiten haben. Ich werde bald historische Vorfälle anführen, da solche Bedenklichkeiten zwar beachtet, aber wichtigerer Ursachen halber übersehen wurden, und am Ende die erwartete Billigung nicht fehlte.

Die Frage ist und bleibt wichtig. Was darf Hamburg in dem vorliegenden Falle thun? wenn gleich neben ihr die zweite Frage sich darbietet, was für Hamburg seiner Lage und den Zeitumständen nach, was für seine Handlung und die so enge damit verbundene Handlung des größern Theils von Deutschland zuträglich und rathsam sei? Man könnte daran die Frage knüpfen: Welcher Entschluß drohet mit größerer Gefahr, sowohl für diese einzelne Stadt, als für so viele andre Staaten, denen es durchaus nicht gleichgültig seyn kann, ob diese erste Handelsstadt Deutschlands noch in dem 4ten Jahre dieses fürchterlichen Krieges in wesentliche Gefahr gesetzt werde, in ähnliche Umstände zu gerathen, als die doch auch für das

westliche Deutschland so wichtigen Handelsstädte Hollands gerathen sind.

Wenn ich die Verlegenheit Hamburgs als eine solche ansehe, an welcher der größre Theil Deutschlands Antheil zu nehmen große Ursache hat, wobei ich auch die, Bremen und Lübeck, drohende Verlegenheit nicht bei Seite setzen darf, so ist dies nicht etwa ein Anstrich, welchen ich meinen Gründen zu geben und sie nicht bloß als für Hamburg geltend darzustellen suche.

Der kleinste Reichsstand in dem Innern Deutschlands würde, wenn jetzt Frankreich an ihn einen Gesandten sendete, wenig Bedenklichkeit finden, zu antworten; meine Verbindung an das deutsche Reich hindert mich den Gesandten einer Nation anzuerkennen, welche bis jetzt mit Deutschland im Kriege begriffen ist. Er würde nur auf die Gefahr des Landkriegs hinaus sehen dürfen, und erwarten können, daß ihn das Glück der deutschen Waffen schütze. Aber für Hamburg ist mehr zu bedenken. Der Weg von Holland und von Düsseldorf her ist zwar lang aber ganz offen. Es ist also nicht bloß die unbestimmbare Gefahr des Landkrieges, sondern die schon vor 3 Jahren nach des Herrn le Hoc Wegsendung auf kurze Zeit erprobte Gefahr für ihren Seehandel, die es ihr bedenklich macht, irgend einen Schritt zu thun, welcher Frank-

reich beleidigen könnte. In weit minder bedenklichen Umſtänden hat Hamburg ein Verfahren gewählt, das freilich mehr den Umſtänden der Zeit als ſeinen reichsſtändigen Verbindungen gemäß war, eine Zeitlang gemißbilligt ward, das aber der Erfolg rechtfertigte. Dieſe Fälle werde ich der Wahrheit gemäß erwähnen dürfen.

Der erſte war gegen Ende des 30jährigen Krieges. Ihn erzählt Aubery du Maurier S. 21. ſeiner Memoires, Amsterd. 1736. Der Graf Avaux hielt ſich in Hamburg unter den erſten Vorbereitungen zum Friedenskongreß mit dem Verfaſſer als ſeinem Sekretair auf. Man drang kaiſerlicher Seits auf ſeine Entfernung. Der damalige Senat antwortete aber, daß er wegen der Handlung der Stadt und der guten Begegnung, welche die Hamburgiſchen Schiffe mitten im Kriege in Frankreich erführen, den Hamburg ſo wohlwollenden König nicht beleidigen könne. Die Sache hatte nach einigen ernſthaften Schritten des damaligen kaiſerlichen Miniſters ihr Bewenden dabei, zumal da der Friede ſich näherte. Ich habe dieſe Thatſache mit den Worten des Aubery in der kleinen Schrift le droit des gens maritime consideré comme l'objet d'un traité de commerce à annexer à celui de pacification entre l'Allemagne et la France, erzählt, welche nun auch in Paris gedrukt und vertheilt

iſt, aber auch abſichtlich hinzugeſetzt, daß die Bande, welche Hamburg an das deutſche Reich binden, ſeitdem weit enger geworden wären, und daß Hamburg dieſer Verbindung ſeine vortrefliche Verfaſſung von 1710 zu verdanken hätte. Weit kräftiger redet aber der Vorfall für Hamburg vom Jahr 1734 in einer ganz gleichen Angelegenheit. In dem damaligen Reichskriege wider Frankreich war der franzöſiſche Reſident Poussin in Hamburg verblieben. Nun drangen der Kaiſer und das Reich auf deſſen Entfernung. Aber der Königl. Preuſſiſche Staats-Miniſter, Graf Gotter, und der Brandenburgiſche Komitial-Geſandte, Freiherr von Dankelmann, vertraten Hamburg ſo nachdrücklich, daß die Sache keine Folgen hatte. Vorher hatte man das kaiſerliche Inhibitorium in der Hamburgiſchen Seehandlung in ſeiner völligen Ausdehnung behaupten wiſſen wollen. Aber auch da legte ſich der König ins Mittel und ſchrieb in einem, dem hamburgiſchen Magiſtrate vertraulich mitgetheilten Briefe nach Wien in ſehr lebhaften Ausdrücken, welchen Schaden die Handlung ſeiner Staaten davon hätte. Dies alles geſchah zu einer Zeit, da ein ſtarkes Korps Preuſſiſcher Truppen mit in der Reichsarmee bei Philipsburg ſtand; alſo unter ganz andern Zeitumſtänden, als welche jezt ſtatt haben. Als in dem Jahre 1757 der Reichskrieg gegen Frie-

drich den Großen beſchloſſen war, ward von Reichswegen auf eine ſchleunige Entfernung des noch in Hamburg ſubſiſtirenden Preuſſiſchen Miniſters, Herrn von Hecht, gedrungen, und damals ward zur großen Zufriedenheit eben derer Reichsſtände, ſo temporiſirt, und die Sache ſo lange hingehalten, bis die geänderten Umſtände ſie vergeſſen machten.

Auch in dieſem Falle war gar keine Frage, was Hamburg ſeiner Reichsverbindung gemäß zu thun hätte. Aber ſeine Gefahr war dringend, wenn es dieſer allein folgte. Es ſah in ſeiner Nähe Meklenburg für den Beitritt des Herzogs zu den Reichstags-Beſchlüſſen wider Preuſſen bitter büßen. Es nahm dasmal die Gründe aus ſeiner Lage, und der Vorwurf darüber fiel weg, ungeachtet der Reichskrieg noch faſt ſechs Jahre fortdauerte.

Der Vorfall vom Jahr 1793 gehört nicht in die Reihe derer, in welcher von dem Dürfen die Frage geweſen wäre. Die Miſſion des Herrn Leloc war mit dem Tode des unglücklichen Königs, der ihn geſandt hatte, zu Ende. Er war in Hamburg nur noch als ein Privatmann, und als einen ſolchen konnte und wollte Hamburg ihn nicht bei ſich erhalten. Es fürchtete nur und erfuhr bald, die Folgen der Beeilung ſeiner Reiſe nicht über Land mit Päſſen, die ſeine Reiſe geſichert hätten, ſondern über See.

Der jetzt auf seine Entscheidung wartende Fall gehört freilich zu denen, für welche beiderlei Gründe abgewogen werden müssen. Er stimmt mit dem zuerst Erzählten überein, da der französische Gesandte noch während des Reichskrieges hieher kam, und weniger mit dem zweiten und dritten, da die Gesandten schon vor Anfang des Kriegs sich hier befanden. Damals, in dem ersten, that Hamburg 1637 was es eigentlich eben so wenig durfte als jetzt. Aber es berief sich in seiner Rechtfertigung auf seine Lage, und glaubte es vielleicht um so viel eher thun zu können, da das Reich zwischen den Feinden und den verbündeten Freunden Frankreichs getheilt war. Jetzt ist das Reich ebenfalls getheilt, aber nicht unter Feinden und verbündeten Freunden, sondern nur zwischen den noch im Kriege beharrenden und den ihre Sicherheit durch Frieden und Neutralität suchenden Reichsständen. Damals konnte die Freundschaft Hamburgs mit Frankreich als auf eigentliche Partheinehmung deutend oder abzielend angesehen werden. Diesmal ist sie dieser Auslegung nicht fähig, die man jedoch damals noch 1734 und 1757 machte. Der dem brittischen Könige, dem mächtigsten Bekrieger der Franzosen, unterwürfige benachbarte große Staat sucht sich durch die vollkommenste Neutralität zu schützen. Er hat keinen förmlichen

Traktat darüber abgeschlossen. Er beweist blos durch ein Betragen, und Wegräumung alles dessen, was dieser Neutralität entgegen steht, daß er dieselbe halten wolle. Schon lange vorher freute sich jeder Deutsche, welchem der Seehandel für sein Vaterland wichtig scheint, der bloß durch Thatsachen sich beweisenden, nicht durch eine schriftliche Zeile constatirten Neutralität der hanseatischen Flaggen abseiten der Franzosen. Der unschädliche Seehandel, so wie ihn das Inhibitorium vom Jahr 1792 doch noch erhalten wissen wollte, hätte ja ohne diese Neutralität nimmer fortgehen können. Unter diesen Umständen erscheint ein französischer Gesandter an die Hanseestädte, und erfüllt Monate durch die Zwecke seiner friedlichen Sendung, ohne noch sein Kreditiv zu übergeben. Wie sehr wäre es zu wünschen gewesen, daß die jetzige französische Regierung die Sache in dieser Lage so lange gelassen hätte, bis von keinem Anerkennen dürfen für die Hanseestädte mehr die Rede seyn konnte. Aber dies hat ihr nicht gefallen. Über die Ursachen und Absichten des Schritts, da sie zu gleicher Zeit ihrem so lange in Kopenhagen still verbliebenen Gesandten, Herrn Grouvelle, und hier, Herrn Reinhard, den Befehl zufertigte, ihre Anerkennung zu verlangen, gebe ich keine Muthmaßungen, viel weniger politische Prophezeihungen

von deſſen Folgen an; es iſt genug die Sache ſo zu nehmen, wie ſie jetzt liegt. In dem Däniſchen, als einem independenten Staate, war von dem Dürfen nicht die Frage. Die Zögerung des däniſchen Hofes deutet jedoch auch darauf, daß auch für Dännemark noch in Anſehung der Modalität etwas zu bedenken, und vielleicht auch mit der franzöſiſchen Regierung zu bereden war. Die in dieſen Tagen in öffentlichen Blättern erſchienene Note des weiſen däniſchen Staatsminiſters, Herrn Grafen von Bernſtorf, bedarf meines Kommentars nicht. Nur darauf werde ich aufmerkſam machen dürfen, daß ſie ein für den jetzigen Zeitpunkt höchſt wichtiges Dokument ſei, wie Dännemark es verſtanden wiſſen wolle, und muthmaßlich auch, wie die franzöſiſche Regierung es ſich gefallen laſſe, daß es verſtanden werde, wenn ſeine Geſandten von Staaten anerkannt werden, welche ſich rein in der Neutralität erhalten wollen. Man bemerke inſonderheit, daß in dieſer Note das Wort Republik nicht erwähnt iſt.

Die eigentliche Lage der Sache ſcheint mir alſo darauf anzukommen.

Darf Hamburg und dürfen die übrigen Hanſeeſtädte in den jetzigen Zeitumſtänden ſich erlauben, einen von der jetzigen franzöſiſchen Regierung an ſie akkre-

di

ditirten Gesandten unter ähnlicher Modalität, und unter ähnlichen Ausdrükken anzuerkennen, als in welchen der dänische Hof ihnen weislich vorgegangen ist, welche auf keine engere Verbindung mit der noch bekriegten Nation, auch auf sonst nichts deutet, was den kriegführenden Mächten und dem deutschen Reiche unangenehm seyn möchte?

In der Rücksicht auf die S. 8. angegebenen zwiefachen Gründe der Überlegung theilt sich die Hauptfrage in folgende zwei Fragen:

Erstlich: Kann ein solcher Schritt von dem deutschen Reiche so angesehen werden, als ob diese dadurch ihre Verbindung mit denselben verkennten?

Zweitens: Erlaubt ihnen ihre Lage, die Anerkennung abzuschlagen, und der sich darin darbietenden Hoffnung zur Sicherheit ihrer eignen und der durch diese Städte gehenden deutschen Handlung, ja vielleicht ihrer politischen Existenz zu entsagen? Kann Hamburg, welchem diese Anerkennung zuerst angemuthet wird, nicht mit noch mehrern Gründen sich rechtfertigen und Entschuldigung dieses Schritts, ja wohl sogar das Vorwort mächtigerer Reichsstände erwarten, als im Jahr 1734, da sich der berlinische Hof seiner so kräftig annahm, und

die Gründe von dem Vortheile seines Landes entlehnte? Der damalige Krieg war weit entfernter von ihnen als der jetzige, so daß von Kriegsgefahr für die Hanseestädte auch nicht einmal die Rede seyn konnte, die doch wohl jetzt niemand abläugnen wird, da der Weg des Krieges zu uns in ein Land geht, welches jetzt gar kein Heer deckt.

In jenen frühern Vorfällen möchte ich noch den Deutschen nicht das große Argument eindringlich zu machen vermogt haben, über welches ich mich hier noch zum Schlusse in einigen Perioden verbreiten will. Hamburg hat eine Bank, deren ursprünglicher Zweck zwar die Erleichterung seiner Handlung zu seyn scheint. Aber nun bedenke man, was aus dieser Bank seit 1757, und besonders in dem jetzigen Kriege geworden ist, und wie sie jezt nicht nur einem größern Theile Deutschlands als vorhin, sondern fast allen handelnden Staaten Europens dienet. Nach dem Verfalle der Amsterdammer Bank, welcher nicht dem Kriege allein zuzuschreiben ist, halten sich viele handelnde Staaten mehr an diese Bank. Es sind nun Wechselkourse auf Hamburger Bankowerth in Gang gesezt, an welche unsere Kambiisten vormals nicht denken durften. In jedem durch den Krieg gedrückten Staat glaubt ein Kaufmann sein Geldvermögen gerettet zu haben, wenn er in seinen Verbindungen mit ic-

gend einem ſoliden Hamburgiſchen Kaufmanne ſich für deſſen Werth in Hamburger Banko kreditirt ſieht. Dieſe Bank iſt alſo jetzt keinesweges mehr als der Privatſchatz des Hamburgiſchen Kaufmanns, ſondern als der gemeine Schatz deutſcher und ausländiſcher Kaufleute anzuſehen. Frage er doch, wer unter den deutſchen Staatsmännern den Fall, in welchen Hamburg ſich jetzt geſetzt ſieht, nur nach dem Buchſtaben der Reichsverfaſſung beurtheilt; frage er doch den Kaufmann ſeines Landes über deſſen Beſorgniſſe auf den Fall, daß Hamburg in weſentliche Kriegsgefahr geriethe. Man frage ihn, wie es um die Geldgeſchäfte Deutſchlands ſtehen werde, wenn jetzt nur eine entfernte Kriegsgefahr den Glauben an die Sicherheit der Hamburgiſchen Bank, ſey es auch nur für eine Weile, ſchwächen ſollte? Man frage ihn, welchen Wechſelſchatz in allen noch übrigen Freiſtaaten im Norden man in die Stelle Hamburgs alsdann werde ſetzen können? Denn Zettelbanken kann und mag ein jeder Staat haben. Aber eine ſolche Giro-Bank, als die Hamburgiſche, zumal jetzt iſt, kann kein anderer Staat haben, als ein Freiſtaat. Man denke nicht etwa: die Bank des Freiſtaats Genua ward im Jahre 1746 ausgeleert, ohne daß dies der Handlung auch nur jener Gegenden einen empfindlichen Stoß gegeben hätte. Dieſe Bank iſt eine Zettel-Bank, hatte

nur in ihrem Schatz einen kleinen Theil des Zahlwerths derer Zettel, welche von ihr ausgegangen waren, nicht aber den ganzen Werth des Eigenthums der Bürger und der Ausländer, welchen die Bücher einer Giro-Bank angeben müssen. Zwar will ich diese Gefahr noch als äußerst entfernt annehmen. Aber das, dünkt mich, versteht sich doch wohl von selbst, daß die Stadt, welche diesen gemeinsamen Schatz des handelnden Europa in ihren Mauern bewahrt, aber solchen nicht durch eine erhebliche Kriegsmacht schützen kann, sich durch die aufs weiteste getriebene Sorgfalt auch gegen die entfernteste Aussicht, feindlich überzogen zu werden, sichern müsse. Ja noch mehr, wenn sie selbst an dieser Sorgfalt etwas fehlen läßt, und kleinerer Bedenklichkeiten halber nicht das thut, was sie zur Abwendung einer solchen Besorgniß thun müßte, so müßte ganz Deutschland, so müßte jeder handelnde Staat, den die Hamburgische Bank jetzt interessirt, sie auffordern und den ihr etwan fehlenden Muth ihr geben, um den bedenklichen Umständen gemäß zu handeln.

Ich habe die jetzige Trennung des Reichs in Feinde und Nichtfeinde Frankreichs nicht als einen Grund, der Hamburg und die Hanseestädte rechtfertigen könnte, anzuführen gewagt. Aber etwas liegt doch in dem jetzigen Gange der Dinge in

Deutſchland, was ich anführen zu müſſen glaube. Das Reichsband iſt ſchlaff geworden. Aber jeder deutſche Patriot wird mit mir wünſchen, daß es ja nimmer ganz reiſſen möge. Mittlerweile aber liegen die Beiſpiele am Tage, was deutſche Reichsſtände ſich ihrer Sicherheit wegen erlauben mögen. Daß ſie eben dies ſich nicht erlauben dürfen, iſt noch durch keinen öffentlichen Schritt von Reichswegen kund worden, der einen diplomatiſchen Beweis darüber abgäbe. Denn der Federfechterei zum Theile nahmloſer Schriftſteller darüber, wird man doch wohl keine Beweiskraft darin geben wollen.

III.

Probe einer neuen Ueberſetzung von Shakeſpeare's Werken.

Aus Romeo und Julie, die dritte Scene des fünften Akts.

Ein Kirchhof.

Capulets Begräbniß-Gewölbe.

Paris und ſein Page mit einer Fackel.

Paris.

Gieb mir die Fackel, Knab', und halt' dich fern.
Nein, liſch ſie aus, man ſoll mich hier nicht ſehn.
Dort unter jenen Ulmen ſtreck dich hin,
Und leg dein Ohr dicht an den hohlen Grund.
So kann kein Fuß auf dieſen Kirchhof treten,
Der locker aufgewühlt von vielen Gräbern,
Daß du's nicht höreſt; pfeife dann mir zu,

Zum Zeichen, daß du etwas nahen hörſt.
Gieb mir die Blumen, thu, wie ich dir ſagte.

Der Page.

Faſt grauet mir, ſo auf dem Kirchhof hier
Allein zu bleiben; doch, ich will es wagen.
(geht ab.)

Paris.

Dein bräutlich Bett, beſtreu' ich, ſüße Blume!
(Er ſtreut Blumen.)
Mit Blumen dir. Du ſchließeſt, holdes Grab,
Der ſeel'gen Welt vollkommnes Muſter ein.
O ſchöne Julie, Engeln zugeſellt!
Nimm dieſe letzte Gab' aus deſſen Händen,
Der dich im Leben ehrte, und im Tod
Mit Preis und Klage deine Ruhſtatt ziert.
(Der Knabe pfeift.)
Der Bube giebt ein Zeichen, jemand naht.
Welch ein verdammter Fuß kommt dieſes Wegs
Und ſtört die Leichenfeier frommer Liebe?
Mit einer Fackel? Wie? Verhülle, Nacht,
Ein Weilchen mich!
(Er tritt bei Seite.)

(Romeo und Balthaſar mit einer Fackel.)

Romeo.

Gieb mir das Eiſen und die Haue her.

Nimm dieſen Brief, früh Morgens ſiehe zu,
Daß du ihn meinem Vater überreichſt;
Gieb mir das Licht: aufs Leben bind' ichs dir,
Was du auch hörſt und ſiehſt, bleib in der Ferne,
Und unterbrich mich nicht in meinem Thun,
Ich ſteig' in dieſes Todesbett hinab,
Theils meiner Gattin Angeſicht zu ſehn,
Vornehmlich aber einen koſtbar'n Ring
Von ihrem todten Finger abzuziehn,
Den ich zu einem wichtigen Werk bedarf.
Drum auf und geh! Und kehreſt du zurück,
Vorwitzig meiner Abſicht nachzuſpähn,
Bei Gott, ſo reiß' ich dich in Stücken, ſäe
Auf dieſen gier'gen Boden deine Glieder.
Die Zeit und mein Gemüth ſind wüthend wild,
Viel grimmer und viel unerbittlicher
Als dürſt'ge Tyger und die wüſte See.

Balthaſar.

So will ich weggehn, Herr, und Euch nicht ſtöhren.

Romeo.

Dann thuſt du als mein Freund. Nimm, guter Menſch!
Leb', und ſey glücklich, und gehab dich wohl.

Balthaſar (im Abgehn.)

Trotz allem dem will ich mich hier verſtecken:
Ich trau ihm nicht, ſein Blick erregt mir Schrek-
ken.

Romeo.

O du verhaßter Schlund! du Bauch des Todes!
Der du der Erde Köſtlichſtes verſchlangſt,
So brech' ich deine morſchen Kiefern auf,
Und will, zum Trotz, noch mehr dich überfüllen.
(Er bricht die Thür des Gewölbes auf.)

Paris (kommt hervor.)

Ha! der verbannte ſtolze Montague,
Der Juliens Vetter mordete; man glaubt,
An dieſem Grame ſtarb das holde Weſen.
Hier kommt er nun, um niederträcht'gen Schimpf
Den Leichen anzuthun: ich will ihn greifen.
Laß dein verruchtes Werk, du Montague!
Wird Rache über'n Tod hinaus verfolgt?
Verdammter Bube, ich verhafte dich:
Gehorch' und folge mir, denn du mußt ſterben.

Romeo.

Fürwahr, das muß ich; darum kam ich her.
Verſuch nicht, guter Jüngling, den Verzweifeln-
den.

Entflieh und laß mich; denke dieſer Todten;
Laß ſie dich ſchrecken! Ich beſchwör' dich, Jüngling,
Lad' auf mein Haupt nicht eine neue Sünde,
Wenn du zur Wuth mich reizeſt; geh, o geh!
Bei Gott, ich liebe mehr dich wie mich ſelbſt,
Denn gegen mich gewaffnet komm' ich her.
Fort, eile! Leb'! und nenn' barmherzig ihn,
Den Raſenden, der dir gebot zu fliehn!

Paris.

Ich kümmere mich um dein Beſchwören nicht,
Und greife dich als Miſſethäter hier.

Romeo.

Willſt du mich zwingen? Knabe, ſieh dich vor!
(Sie fechten, Paris fällt.)

Paris.

O ich bin hin! Haſt du Erbarmen, öffne
Die Gruft, und lege mich zu Julien.
(Er ſtirbt.)

Romeo.

Auf Ehr', ich wills! Laßt ſein Geſicht mich ſchaun.
Mercutio's edler Vetter iſts, Graf Paris:
Was ſagte doch mein Diener, weil wir ritten,

Als die beſtürmte Seele es nicht vernahm? —
Ich glaube, Julie habe ſich mit Paris
Vermählen ſollen: ſagt' er mir nicht ſo?
Wie, oder träumt' ichs? Oder bild' ichs mir
Im Wahnſinn ein, weil er von Julien ſprach?
O gieb mir deine Hand, du, ſo wie ich,
Ins Buch des herben Unglücks eingezeichnet.
Ein ſiegeprangend Grab ſoll dich empfangen.
Ein Grab? Nein, eine Leucht', erſchlagner Jüng-
ling;
Denn hier liegt Julie; ihre Schönheit macht
Zur lichten Feierhalle dies Gewölb.
Da lieg begraben, Tod, von einem Todten!
(Er trägt ihn ins Gewölbe.)
Wie oft ſind Menſchen ſchon des Todes Raub
Noch fröhlich worden! Ihre Wärter nennens
Den letzten Lebensblitz. Wohl mag nun dies
Ein Blitz mir heißen. — O mein Herz! mein
Weib!
Der Tod, der deines Odems Balſam ſog,
Hat über deine Schönheit nichts vermocht. —
Noch biſt du nicht beſiegt: der Schönheit Fahne
Weht purpurn noch auf Lipp' und Wange dir;
Hier pflanzte nicht der Tod ſein bleiches Banner.
Liegſt du da, Tybalt, in dem blutgen Tuch?
O welchen größern Dienſt kann ich dir thun,
Als mit der Hand, die deine Jugend fällte,

Des Jugend, der dein Feind war, zu zerreißen?
Vergieb mir, Vetter! — Liebe Julie,
Warum biſt du ſo ſchön noch? Soll ich glauben,
Ja, glauben will, (Komm, lieg mir im Arm!)
Der körperloſe Tod entbrenn' in Liebe,
Und der verhaßte hagre Unhold halte
Als ſeine Buhle hier im Dunkel dich.
Aus Furcht davor will ich dich nie verlaſſen,
Und will aus dieſem Pallaſt dichter Nacht
Nie wieder weichen: hier, hier will ich bleiben
Mit Würmern, ſo dir Dienerinnen ſind.
O hier bau' ich die ew'ge Ruhſtatt mir
Und ſchütte von dem lebensmüden Leibe
Das Joch feindſeeliger Geſtirne. — Augen,
Blickt euer Letztes! — Arme, nehmt die letzte
Umarmung! Und, o Lippen, ihr, die Thore
Des Odems, ſiegelt mit rechtmäß'gem Kuſſe
Den ewigen Vertrag dem Wuchrer Tod.
Komm, bittrer Führer! widriger Gefährt!
Verzweifelter Pilot! Nun treib auf Einmahl
Dein Sturm-erkranktes Schiff in Felſenbrandung!
Dies auf dein Wohl, wo du auch ſtranden magſt!
Dies meiner Lieben! (Er trinkt) O wackrer Apotheker!
Dein Trank wirkt ſchnell. — Und ſo im Kuſſe ſterb' ich.

(Er ſtirbt.)

Bruder Lorenzo kommt mit einer Laterne, Brecheiſen und Spathe.

Lorenzo.

Helft mir, Sankt Franz! Wie oft ſind über Gräber
Nicht meine alten Füße heut geſtolpert!
Wer iſt da?

Balthaſar kommt

Ein Freund, und einer dem ihr wohl bekannt.

Lorenzo.

Gott ſegne dich! Sag mir, mein guter Freund,
Welch eine Fackel iſts, die dort ihr Licht
Umſonſt den Würmern leiht und blinden Schädeln?
Mir ſcheint, ſie brennt in Capulets Begräbniß.

Balthaſar.

Ja, würd'ger Vater, und mein Herr iſt dort,
Ein Freund von euch.

Lorenzo.

Wer iſt es?

Balthaſar.

Romeo.

Lorenzo.

Wie lange ſchon?

Balthaſar.

Voll eine halbe Stunde.

Lorenzo.

Geht mit mir zu der Gruft.

Balthaſar.

Ich darf nicht, Herr,
Mein Herr weiß anders nicht, als ich ſei fort,
Und drohte furchtbarlich den Tod mir an,
Blieb' ich um ſeinen Vorſatz auszuſpähn.

Lorenzo.

So bleib, ich geh allein, ein Graun befällt mich,
O ich befürchte ſehr ein ſchlimmes Unglück.

Balthaſar.

Derweil ich unter dieſer Urne ſchlief:
Träumt' ich, mein Herr und noch ein andrer föch-
ten
Und er erſchlüge jenen.

Lorenzo.

Romeo?
O weh, o weh mir! Was für Blut befleckt
Die Steine hier an dieſes Grabmahls Schwelle?
Was wollen dieſe herrenloſen Schwerdter,
Daß ſie verfärbt hier liegen, an der Stätte
des Friedens? — Romeo? — Ach bleich! — wer ſonſt? —
Wie? Paris auch? Und in ſein Blut getaucht?
O welche unmitleid'ge Stund iſt Schuld
An dieſer kläglichen Begebenheit?
Das Fräulein regt ſich.

Julie. (erwachend.)

O Troſtesbringer! Wo iſt mein Gemahl? —
Ich weiß recht gut noch wo ich ſollte ſeyn —
Da bin ich auch: wo iſt mein Romeo?

Lorenzo. (Geräuſch von Kommenden.)

Ich höre Lärm, kommt, Fräulein, flieht die Grube
Des Tods, der Seuchen, des erzwungnen Schlafs.
Denn eine Macht, zu hoch dem Widerſpruch,
Hat unſern Rath vereitelt, komm, o komm!

Und Paris auch; komm, ich verſorge dich
Bei einer Schweſterſchaft von heilgen Nonnen,
Verweil mit Fragen nicht, die Wache kömmt.

(Geräuſch hinter der Szene.)

Geh, gutes Kind! — ich darf nicht länger bleiben.

(Er entfernt ſich.)

Julie.

Geh nur, entweich, denn ich will nicht von hinnen.
Was iſt das hier? Ein Becher, feſtgeklemmt
In meines Trauten Hand? — Gift, ſeh ich, war
Sein Ende vor der Zeit. O Böſer! Alles
Zu trinken, keinen gütgen Tropfen mir
Zu gönnen, der mich zu dir brächt'? Ich will
Dir deine Lippen küſſen. Ach vielleicht
Hängt noch ein wenig Gift daran, und läßt mich
An einer Labung ſterben. (Sie küßt ihn) Deine Lippen
Sind warm.

Wache hinter der Szene.

Wo iſt es, Knabe? führ uns.

Julie.

Julie.

Wie? Lärm? — dann ſchnell nur. — (Sie ergreift Romeo's Dolch) O willkommner Dolch! Dies werde deine Scheide. (Sie erſticht ſich) Roſte da und laß mich ſterben.

A. W. Schlegel.

IV.

Anweiſung

zur

Ausſaat und Verpflanzung des Akazienbaums.

Ein Auszug aus den 6 erſten Heften des bereits angezeigten Journals vom Herrn Regierungsrath Medicus in Manheim.

Zur Ausſaat des Akazienſaamens wird ein tief rajoltes und gut planirtes Gartenbeet erfodert. Ein Gemiſch von verfaultem Dünger, von reiner Erde und Sand iſt der beſte Boden. Eine ſonnenreiche Lage und Schuz gegen die kalten und heftigen Winde iſt den jungen Pflanzen ſehr zuträglich. Mit der Ausſaat darf man im Frühjahr nicht eilen. Die rechte Zeit iſt da, wenn die Sonnenſtrahlen Kraft genug haben den Boden zu wärmen — in hieſiger Gegend alſo nicht leicht vor Ausgang des Aprils. Überhaupt wird das Frühjahr zur Ausſaat

ſchicklicher als der Herbſt gehalten, indem der Saame letztrer Art zwar früher keimt und treibt, aber auch den ſpäten Nachtfröſten ausgeſetzt iſt. Schatten in der brennenden Nachmittagshitze thut den jungen Bäumchen ſo wohl, als die Morgen- und Mittagsſonne.

Man macht Beete von 4′ Breite, zieht darauf 5 Furchen, einen halben Zoll tief und zu 4 — 6″ auseinander; alle 3 — 5″ legt man ein Saamenkorn und füllt die Rinne mit feingeſiebter Erde. Auch kann man den Saamen über das ganze Beet wegſtreuen und ihn eben ſo tief einharken. Dieſe Methode empfiehlt Herr Medicus, weil die jungen Bäumchen durch engeres Zuſammenſtehn genöthigt würden, weniger Nebenwurzeln und eine tiefer gehende Pfahlwurzel zu treiben.

Der Saame braucht vorher nicht eingeweicht noch weniger gleich begoſſen zu werden, weil die vorhandene Feuchtigkeit der Erde hinreichend iſt, ihn gehörig friſch zum Keimen zu erhalten, zu viel Näſſe ihn aber ſtokkig machen würde. Sobald die Rinde trokken iſt, wird er ſanft überbrauſt. Bei dem erheiſchten guten und lockern Boden, bei guter Pflege und Wartung geht der Saame ſchon in vierzehn Tagen auf. Die junge Pflanze iſt ſehr zärtlich; ſie will täglich begoſſen und im Boden aufgelokkert ſeyn. Sind die Nächte noch kalt, ſo

geſchieht es des Morgens, wo nicht, ſo iſt es des Abends beſſer. Oft iſt es zu beiden Tageszeiten erforderlich — die Anfeuchtung der Wurzel des Morgens und des Abends die Beſprengung des Laubes.

Das Unkraut muß fleißig ausgejätet, der Boden eben ſo rein als locker gehalten werden. Denn die junge Akazie behält ihre Zärtlichkeit durchs ganze erſte Jahr, oft noch im zweiten. Sollten Blattläuſe, Mehlthau oder anderes Ungeziefer die Pflänzchen befallen (obwohl dies für die geſunden nicht leicht zu befürchten ſteht), ſo kann man ſie mit Gips oder Aſche beſtreuen. Auſſerdem daß dies Verfahren das Gewürm abhält, befördert dieſer und ähnlicher Anwurf den Wachsthum und vorzüglich eine zeitige Verholzung im Herbſte. Eben dies kann man bewirken, wenn man den Boden mit feinem Laube dick bewirft und im September mit dem Begießen allmälig einhält. Dadurch wird der ſpäte heftige Trieb gehemmt und die Verholzung muß früher beginnen. Dieſe Vorſorge ſichert allein die Spitze des ſtarken jungen Triebes gegen die zeitigen Herbſtfröſte.

Das zweite Jahr laſſe man die Bäumchen unberührt in der Saamenſchule ſtehen, damit die Wurzeln derb und zur künftigen Fortpflanzung tauglicher werden. Man braucht weder zu gießen

noch ſonſt ihnen auf irgend eine Art zu Hülfe zu kommen, wofern nicht ein höchſt dürres Jahr eintritt. Wachſen ſie bis in den ſpäten Herbſt, ſo thut man wohl, ihnen die oberſte Spitze abzuſchneiden, — allein dicht über dem Auge, damit dies ſich im Herbſte noch in die Höhe richte und im folgenden Frühjahre kaum bemerken laſſe, daß der Zweig abgeſtutzt worden ſei. Hiedurch wird der Baum genöthigt, ſich bis oben zu verholzen und der ganze Stamm erhält durch den Nachtrieb mehr Stärke und Dauerhaftigkeit.

Zweijährige Stämme ſind zur Verpflanzung am beſten. Aber man bringe ſie nicht erſt in eine Baumſchule, ſondern gleich auf ihren beſtimmten Ort. Der Baum verlangt eine dicke Pflanzung, indem er gedeckt ſeyn will und dadurch allein ſich ſelbſt Schutz geben kann. Es wird dann unnöthig, andres tiefer wurzelndes, und weniger gebrechliches Laubholz davor oder zwiſchen ein zu pflanzen. Etwa 4′ weite Reihen und 4′ weite Stände in quincoung geben die ſchicklichſte Entfernung. Die Löcher müſſen der langen Pfahlwurzel wegen 3 — 4′ tief und der vielen Nebenwurzeln wegen 2 — 3′ Weite haben. Man hüte ſich ſehr die Pfahlwurzel zu verletzen oder wohl gar zu beſchneiden: dies hat einen unausbleiblich nachtheiligen Einfluß auf den hochgewünſchten Stamm. Die Seite des Baums,

an welcher die meiſten Nebenwürzeln befindlich ſind, kehre man gegen Weſten: dadurch wird er den Sturmwinden leichter trotzen können. Der ſorgfältig geſetzte Baum wird angegoſſen, und entweder ſogleich oder im Herbſte unten mit Dünger belegt. Dieſe Vorſorge dient, ihn theils zur zeitigern Verholzung zu nöthigen, theils ihn vor den frühen Herbſtfröſten zu ſichern, die gewiß unſchädlich bleiben, ſobald ſie nicht bis zur zarten Wurzel eindringen können. Mehr iſt zur Fortbringung dieſes Baums nicht nöthig, und man merke wohl, daß für keine Holzart das häufige Begießen nachtheiliger ſei. Das Oberholz braucht bei der Verſetzung gar nicht beſchnitten zu werden: will man dennoch verdorrte Zweige abnehmen, ſo geſchehe es im Frühjahr, wie überhaupt alles Beſchneiden und Ausputzen.

Im Grunde verträgt der Akazienbaum jeden Boden, freilich mit dem Unterſchiede; je beſſer der Boden, je ſchneller der Wachsthum. Auch fodert er keine beſtimmte Lage. Er gedeiht auf Bergen und Abhängen ſo gut wie auf ebner Fläche.

Man kann ihn auf drei ganz verſchiedne Arten benutzen;

Erſtlich: Als Hochwald (zugleich einzeln oder gruppirt in engl. Parthien). Dazu würden durchaus Saamenbäume erfordert. 6′ Weite

ist hinreichend, ihm durch sich selbst Schutz zu verschaffen, und doch nicht zu gering, das Auswachsen des Stammes zu verhindern.

2. Als Kopfwald, theils auf Kabeln, theils an Wegen in einfachen Reihen. Auch hiezu werden Saamenbäume genommen. Eine Weite von 4′ ist die schicklichste, die Höhe des Schafts kann 12 — 15′ betragen. Dies um so mehr, weil das Vieh das Akazienlaub gern frißt. Man kann ihn, je nachdem man die Stärke des Holzes wünscht, alle 3, auch erst alle 4 5 Jahre füllen.

3. Als Schlagwald. Hiezu sind Wurzelschößlinge die besten. Auch Saamenbäume kann man in Reihen von 10′ und jeden Stamm vom andern in 10′ Weite setzen. Entweder gleich nach der Pflanzung oder im folgenden Frühjahr sägt man die Stämme 3″ über der Erde ab und erhält statt des einen eine Menge junger Bäume. Oder man verwundet rund um die Wurzeln, ja schneidet Sie wohl 3′ weit vom Stamme ganz durch und darf sicher rechnen, im Sommer darauf ein dikkes Akazienwäldchen zu besitzen.

Die junge Pflanzung gegen die Hasen zu schützen, ziehe man rund um den Wald

1' über der Erde eine Schnur, oder pflanze mitunter Bohnenbäume, welche der Hase so angenehm findet, daß er die Akazie gänzlich verschont.

V.

Ueber die Aufführung der Gluckſchen Oper Alceſte,

auf dem Königlichen Operntheater zu Berlin von 1796.

(Aus dem Briefe eines Künſtlers.)

Sie haben Recht, mein Freund! es muß wol um die Aufführung einer Gluckſchen Oper eine eigne Sache ſeyn: denn ſo viele Freude ich auch über viele Stellen dieſer Oper gehabt habe; ſo habe ich mich doch in dem ſo hoch erhobenen Ganzen nicht recht finden können, und das mag wol an mir ſelbſt liegen; nicht als ob ich mich nicht in Glucks Genius hinein zu denken wüßte, ſondern vielleicht deswegen, weil mein Geſichtspunkt verſchieden iſt. Ich halte es eben nicht für ſo ſchwer zu begreifen, was Gluck habe ſagen wollen — wenns nur ſo dargereicht werden möchte, wie er ſelbſt es gewünſcht haben muß.

Madam Marchetti hat die Rolle der Alceſte ſehr brav geſpielt und geſungen; ſie hat mich

mehr als ein Mal bis zu Thränen bewegt, und iſt wirklich Stellenweiſe ſehr tief in den erhabenen Sinn der Fiktion eingedrungen. Der Ton ihrer Stimme hat, ohne eben der ſchönſte zu ſeyn, etwas tragiſches, an ſich reißendes, und wenn ſie ſich gehen läßt, finde ich oft in ihrer Aktion eine ſehr richtige Gradation. Sie unternimmt ſelten mehr als ſie bezwingen kann, und weiß ihren guten Willen ihren Kräften anzupaſſen. Das ſeelenloſe, kunſtwidrige Manierweſen, welches itzt ſo unbeſcheiden wieder überhand nimmt, wie es vor 30 Jahren war, wußte ſie hier einzuſchränken, und das Pathetiſche gelingt ihr oft bis zur Täuſchung. Was mir aber am meiſten an ihr gefällt, iſt die Liebe und der reine Enthuſiasmus, den ſie in ihre Rolle bringt. Sie vergißt auf den Brettern zu ſtehn, und macht es ſogar den Zuhörer vergeſſen, und ſo halte ich mich faſt überzeugt, daß ihr Spiel eine große Höhe erreichen könnte, wenn ſie ſich ganz ihrem individuellen Gefühl überlaſſen wollte. Ich habe ſie in den Proben nicht ohne Verwunderung beobachtet. Man konnte alle Augenblicke genau den Vorſatz an ihr gewahr werden, ihren Hals zu ſchonen; allein nach einer kleinen Weile ward dieſer Vorſatz immer wieder von Leidenſchaft und Enthuſiasmus bezwungen, und das brachte ein, für mein Gefühl ſehr angenehmes Cres-

cendo in ihren Vortrag, das ich jedem Schauſpieler und Sänger zu beobachten anrathen möchte. Sie ſang die Arie Io non chiedo eterni Dei wirklich ſchön, und bei der Stelle: chi di moglie il vivo affetto, chi di madre il cor non hà, ſchien mir's, als wenn ich das Schlagen und Arbeiten des Mutterherzens ſehen und fühlen könnte; wie denn dieſe Stelle überhaupt in Abſicht auf Modulation und Bewegung von einer Wahrheit und Schönheit iſt, die wenig ihres Gleichen hat. Die Stelle: Ah che veggo! ove fuggo! ove mascondo! — ward von ihr ſehr gut geſpielt. Ihr Erſchrecken that auf mich einen weit heftigern Eindruck als die Erſcheinung der Furien ſelbſt, wie es denn ſo auch am natürlichſten iſt. Der Verfaſſer des Romans: Hildegard von Hohenthal, meint zwar, oder läßt ſeinen jungen Meiſter Lockmann meinen; dieſe Stelle ſey ein fataler Zug in Alceſtens Charakter. Aber mit nichten! Alceſte iſt hier als ein ſchönes Opfer ehelicher Treue vorgeſtellt. Der Dichter hätte ſich dazu auch wohl einen Dragoner wählen können, der den Teufel ſelbſt nicht fürchtet, allein das hat er nicht gewollt; er hat vielmehr dazu mit Fleiß ein furchtſames Weib gewählt, das alle Weichheit und Weiblichkeit eines Weibes haben und behalten ſoll, um das Opfer welches ſie bringt in ein erha-

benes Licht zu ſtellen; ja er hat ihr ſo gar Kinder gegeben. Sie muß alſo erſchrecken; je beſſer ſie erſchrickt, je natürlicher iſt die Sache und wahrer. — Sie könnte hier ſterben vor Schreck, wenn der dritte Akt nicht ihre Gegenwart erforderte; und ſo iſt dieſer Umſtand juſt die pointe des Drama, die Krone auf Alceſtens Charakter. *) Auch erholt ſie ſich von dieſem Schreck bald genug und rechnet ſich ihre Furchtſamkeit ohne Noth als einen Fehler an, damit andre ihn entſchuldigen können. Man ſieht offenbar, daß nicht der Tod ſie erſchreckt hat, ſondern die ſchwarzen Männer; und zuletzt ſpricht ſie ſogar mit ihnen, ſtellt ihnen ihr Elend vor, bittet um Aufſchub, weil ſie nur ihre Kinder noch

*) Man ſieht hier ziemlich genau, was Gluck an vielen ſeiner Verehrer hat, die nicht wiſſen, was ſie loben oder tadeln ſollen, und doch gerne mitreden möchten. Hier hat er ſich auf einem Flecke gleich zweimal verſehen: das Schlimme lobt er, nur das Gute tadelt er. Die Teufel ſind ihm juſt recht, und Alceſten nennt er eine bewundernswürdige Schwärmerin. Was an einer Schwärmerin bewundernswürdig iſt, wird nicht geſagt; vielleicht iſt damit die Stärke ihrer Schwachheit gemeint, und ſolcher Leute giebts genug in der Welt. Man ſollte meinen, Alceſte wäre gerade darum nur bewundernswürdig, weil ſie nicht ſchwärmt, auch ſchwärmt ſie wahrlich nicht, — glaubt mir's und hütet euch vor den falſchen Propheten. Meint er aber gar, daß eine Frau als Frau ſolcher Heldenthat nicht gewachſen ſey, ſo thut er der Mannheit der Männer einen ſchlechten Dienſt.

ſehen wolle: und ſchließt mit den Worten: Jo moriro d'amor e di contento. Dagegen finde ich aber auch große Fehler in dieſer Scene: die Furie infernali ſind viel zu zahm und zu ſchwach gezeichnet. Wer wird erwarten, daß dieſes dürſtige, ewig nach neuer Beute gierige Volk, Alceſten hier vernünftige Vorſtellungen machen ſoll, die ganz gegen ihre Natur und ihr Intereſſe ſind? Sie ſind das perſonificirte Übel, nnd können nur thun was dem Menſchen unangenehm iſt; ſie ſollen hier gegen die perſonificirte Tugend kontraſtiren, dazu hat ſie der Dichter ſchwarz gemacht, und dann macht er ſie wieder weiß. Troppo ti lasci opprimere (ſagen ſie) da un cieco amore, und ferner: Pensa, mal cauta giovane, che mai risorge piu chi muore. — Teufel, die nicht erſchrecklich ſind, ſind lächerlich. — Sie müßten bei ihrer Erſcheinung unmittelbar auf Alceſten eindringen, und durch einen Befehl ihres Obern, wie durch einen elektriſchen Schlag zurückgeſchreckt werden, doch muß man die Ungeduld, und den Heißhunger nach friſchem Fleiſche an ihnen gewahr werden. Dadurch werden ſie in Bewegung erhalten und ſtehen nicht, zum Ekel der Zuſchauer im Müßiggang da. Was der Dichter hier recht gut machen zu wollen ſcheint, iſt ihm eben deswegen nicht gelungen. Er malt ſeine Teufel pechſchwarz, um ſie recht grell und ſchreckhaft gegen die übrigen

Gegenstände in Kontrast zu bringen, und damit hat er sie zu anschaulich gemacht. Die Erscheinung dieser Wesen mußte ein ewiges Schwinden zwischen Existenz und Nonexistenz seyn, das Auge mußte keinen Augenblick ganz genau mit ihrem Umriß bekannt werden; ihr Kontur mußte sich in die dicke, neblichte Luft verlieren, und die Ungewißheit würde das Schrecken vermehren. Mit diesem feinem kritischen Geiste hat der würdige Shakespear seine Hexen geliefert, und der Effekt ist Ihnen bekannt. So wie die Scene hier gegeben wird ist sie schwach und langweilig. Der Komponist selbst ist matt geworden. Wer kann beinahe dreiviertel Stunden lang so schlechte Gesellschaft ertragen. Man wird an den widrigen Anblick gewöhnt, und der Überdruß macht, daß man sie zuletzt nicht einmal mehr bemerkt. Kurz, wen diese Scene von Effekt seyn soll; so muß sie auch geschwind vor sich gehen.

Ich möchte sie noch immer eine Weile mit Alcesten unterhalten, mein lieber Freund! Denn das übrige Personale, was den Hof des Admet vorstellen sollte, schien eben nicht besorgt zu seyn, das gut angelegte heilige Feuer bei uns Hörern zu unterhalten. Herr Fantozzi hat eine angenehme ich möchte wohl sagen eine süße Stimme, allein sie ist ohne Energie, und wird unangenehm, so-

bald er sich gehen lassen will, und einen gewissen Grad der Stärke überschreitet; die beyden schönen Arien also: No crudel, und: Misero, e che faro, die Ihnen aus Reichards musikalischem Kunstmagazine bekannt seyn müssen, blieben ohne großen Eindruck.

Herr Fischer, der den nume infernale vorstellte, war gut angezogen, hatte aber in dieser Oper unglücklicher Weise nichts zu singen, das ihn zu seinem Vortheil, wie er es verdient, hätte aus zeichnen können.

Was mir sonst in der italienischen Alceste nicht gefällt, ist, daß der Charakter des Herkules fehlt. Ohne ihn ist das Ganze zu weinerlich, und hat weder hinlängliche Abwechselung noch Abstufung. Ich weiß wohl, daß dieser Mangel nachher in der französischen Alceste ersetzt ist, und deshalb hätte ich auch die französische lieber gehabt. Welch ein Produkt der menschlichen Phantasie ist dieser Charakter hier! Die herrliche, großmüthige, gelassene Freundschaft, vereinigt mit Heldenmuth und körperlicher Stärke, greift in die Momente zerreißender Leidenschaft ein, stellt die Haltung des Ganzen her, und legt der einzigen Tugend das Opfer von Göttern und Menschen in Triumphe vor die Füße. Alles wimmert und klagt; der fromme, starke, ruhige Hausfreund sieht allein das geschehene Unglück

für das an, was es iſt, für eine Folge von Dingen denen man vielleicht noch zuvorkommen kann. Er denkt auf Rettung, er überlegt nur die Arbeit, nicht die Gefahr, er geht ruhig daran; und wie ein erfahrner Meiſter ſeine Hebel anlegt um eine ungeheure Laſt zu einem beſtimmten Zwecke zu bewegen, ſo zwingt er dem Orkus das geraubte Gut ſeines Buſenfreundes ab und führt es ohne Dank und Worte in deſſen Haus zurück. Calſabigi ſcheint dies einmal nicht gefühlt zu haben, und ſo nehmen wir ſein Gedicht, wie es dermalen iſt, und finden noch große Schönheiten darin. Die Arien und Chöre ſind faſt ohne Unterſchied vortrefflich und glücklich motivirt.

Das erſte Rezitativ iſt nicht nach meinem Sinne. Der Herold deklamirt mit offenbarer Emotion das geſchehene Unglück von ſeiner Höhe herab, und ſchließt ſogar mit einer Sentenz: Dinesorabil morte preda ugual mente sono nel tugurio i pastori, i Ré sul trouo; doch davon nachher, denn auch Gluck hat hier den nemlichen Fehler gemacht.

Den zweiten Doppelchor: Misero Admeto! hätte ich lieber gar nicht dabei. Der erſte Chor: Ah! di questo afflitto regno mit ſeinen Zwiſchenſäzzen iſt hinlänglich und macht eine gute Maſſe aus, die durch den zweiten Chor ſich zu ſehr in die Länge zieht und matt wird. Es iſt hier genug,

daß

daß man wisse, Admet sei von seinem Volke geliebt, und so vortrefflich die Chöre in der Oper überhaupt sind; so muß man doch immer darauf bedacht seyn, des Guten nicht zuviel zu thun.

Die Scene im Tempel scheint mir überaus gut angeordnet. Der Charackter des Gebäudes muß mehr kolossal und edel als prächtig seyn; durchaus nicht kleinlich und geleckt oder gar bunt. Es muß, soviel sich ohne zu große Überfüllung thun läßt, mit Menschen vollgestopft seyn. Das neugierige naseweise Volk muß sich in dichten Gruppen drängen und zwängen, doch immer so, daß Alcestens Einzug mit Anstand und Würde geschehen könne. Eine große Stille auf dem Theater wird auch seine Wirkung thun. Hier erscheint Alceste, die Gottheit um Vorherverkündung ihres Schicksals anzuflehn. Sie wird erhört und die Gottheit erklärt sich, aber wie? Nur der Tod kann Admeten vom Tode retten! Welch eine Forderung! — Alles läuft davon, als wenns dem Tode entlaufen wollte, und die betäubte unglückliche Alceste bleibt allein — ganz allein in dem ungeheuren majestätischen Gebäude auf ihren Knieen liegen. Auch die Gouvernante könnte mit den Kindern davon laufen: Alles muß panisches Schrecken ausdrücken; doch müßten sich die Kinder nachher sachte wieder einfinden. — Der Monolog ist vor-

trefflich; er muß gleichſam aus einer dunkeln Nacht von verworrenen Empfindungen hervorſteigen: Son si smarrita nel turbamento inusitato e nuovo (ſagt ſie) che in me cerco me stessa e me non trovo. Dieſes dunckle Gefühl wird ſich nach und nach erhellen wie der Tag aus der Nacht hervorgeht, und der höchſte Ausdruck des Lichts wird auf die Worte fallen: Ah! vi son io! Die daraus folgende Arie: Ombre! Larve! wird den Ausdruck feſter Entſchloſſenheit und Gewißheit haben, und ihr Totaleindruck muß ſich einzig und allein auf das Gefühl beziehn, daß kein ander Mittel iſt, den König und das Vaterland zu retten als das: vi son io! So iſt Alceſtens Aufopferung keine Schwärmerei, die der Wind herbei und wieder hinweg führt, ſondern ſie iſt eine natürliche nothwendige und überlegte, mit einem Worte, eine weibliche Heldenthat.

Es iſt mir als wenn der erſte Akt eigentlich nach der Arie: Non vi turbate no ſchließen ſollte. Der Zuhörer bedarf hier einer Erholung weil er wirklich gelitten hat; auch iſt ſeine Erwartung zu großen Begebenheiten geſpannt, die eine vorherige Ruhe zu erfordern ſcheinen. Ein Hauptumſtand aber iſt, daß der zweite Akt dann um zwei Scenen kürzer wird, und dadurch wirklich gewinnen möchte. Wie ich denn überhaupt glaube, ein jeder

Operndichter müſſe darauf bedacht ſeyn, die beiden letzten Akte ſo kurz und ſo reich an Handlungen zu machen, als es das Sujet nur immer leiden will. Am allerwenigſten aber müßten mehrere Verſe gegeben werden, als in Muſik geſetzt werden können. Es iſt überaus läſtig, ganze Seiten überſchlagen zu müſſen, die der Dichter zu viel gedichtet, oder der Muſikus zu wenig komponirt hat. Die ganze Schönheit der Handlung muß darüber verloren gehn, und wenn das Gedicht nicht einmal glatt gearbeitet iſt, — was mag wol dann noch paſſen?

Nach dieſem Vorſchlage wurde alſo der zweite Akt mit dem Chor: Dal lieto soggiorno angefangen. Der Vorhang geht in die Höhe, und das Haus des Admet ſtellt einen Haufen Hofleute und Hausgenoſſen dar, die ihre Freude über die Geneſung des Königs mit Tanz und Geſang äußern. Die Scene zwiſchen Admet und Alceſte iſt eben ſo ſchön als es eine ſchwere Aufgabe für beide Schauſpieler iſt. (Freunde wir haben's erlebt! ſagt ein berühmter Schriftſteller.) Alceſtens Antwort auf Admetens Frage: ob ſie ihn auch liebe? iſt hier von dem Komponiſten überaus rührend ausgedrückt, und wurde von Madam Marchetti vortrefflich und mit wahrer Ergießung geſpielt. Se t'amo? (ſagt ſie) lo sangli Dei! lo sa il mio cor. T'adoro t'adorero, per tua vita mille vite io daree. Das iſt einmal

ein wohlangebrachter Gemeinplatz. So spricht eine jede, allein hier weiß man was Alceste meint, weiß was sie schon gethan hat, und so hat dieß Stelle auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, der mir noch jetzt, da ich Ihnen dieses schreibe, Thränen auspreßt. Nachdem Alceste erklärt hat, daß sie selbst das Opfer geworden sei, hält Admet einen langen Monolog voll Verzweiflung und Unwillen, worin der Komponist freie Hände und volle Arbeit hat. Mir kommt dies unrichtig vor. Alles was Admet sagen konnte, wäre: Santi numi del ciel! — — — Tu! — — — come — — — Alceste! — — — tu stessa! — — — und somit stock stumm! Seine innere Bewegung leidet keine Worte. Er kann sich geberden, sein Gesicht verhüllen, zur Erde sinken, kurz, was der Schmerz eingiebt kann er thun, so lange seine Bewegungen edel bleiben, nur — reden? das kann er nicht, muß er nicht können. Für einen Mann ist hier nichts zu thun. Alceste allein kann sich hier stark und groß zeigen; sie darf allein reden, und der Schmerz über ihr verrathenes Geheimniß, daß sie eben so gut hätte bei sich behalten können, kann ihr Leiden vergrössern. Unterdessen kann Admet sich sammeln, wird zu sich selbst kommen, und dann unmittelbar in die Arie ausbrechen: No crudel! non posso vivere.

Das Spiel der Kinder hat man hier sehr rührend und schön gefunden. Sie waren wirklich eingelernt, und machten allerlei mimische Künste die das Publikum, wie gesagt, vortrefflich gefunden hat. Ich weiß es nicht, — ich kann mich irren; allein, etwas ist daran was mir nicht zu Kopfe will. Ja, in der gedruckten Partitur, die ich nicht kenne, sollen sogar die Kinder singend eingeführt seyn. Ich habe schon gesagt: man kann des Guten auch zu viel thun, und wenn Gluck seine Fehler hat, wie er denn hat, so hat er auch diesen. *) Mir kommt's nehmlich vor als wenn die Kinder nichts thun, am allerwenigsten aber etwas sagen müßten. Was können Kinder auch sagen das nicht Nachäfferei der Alten wäre? Wo haben Kinder Sinn für eheliche Treue, und für eine solche Aufopferung, die auf ganz andern Gründen beruhet als kindliches Gefühl zu fassen vermag? Der Dichter des Alterthums hat sie gewiß nicht Redenswegen eingeführt, denn das können die Alten besser; allein sie sollen noch mehr für die Mutter interessiren. Ihre bloße Gegenwart ist hinlänglich; sie leiden nicht der Sache wegen, son-

*) Man wird hier zu Glucks Vertheidigung wohl nicht einwenden wollen: daß er den Text nicht gemacht habe. — Ich meyne: Gluck sei in seinen Opern mehr Dichter gewesen, als der Mann, der ihm die Worte geschrieben.

dern weil die Mutter leidet. Sie ſind Zweige der Mutter; Äſte des Baums die von dem Hieb erſchüttert werden, der dem Baume, geſchieht. Nur durch ihre Unſchuld, durch ihr unverdientes Unglück das ſie nicht fühlen, rühren ſie. Es giebt gewiſſe Thiere die bei aller Marter die ihnen geſchieht kein Zeichen des Schmerzes von ſich geben, und deſto mehr Mitleid erwecken. So, dünckt mich, müßte es hier mit den Kindern ſeyn. Leblos müſſen ſie freilich nicht daſtehen, aber alles was ſie thun können, iſt: mit Blicken an der Mutter hängen und keine andere als liebkoſende Bewegungen, ſonſt wird die Aufmerkſamkeit zu ſehr auf Nebenumſtände gelenckt, und der Hauptſache dadurch geſchadet. Calſabigi ſcheint dies ſelbſt, obgleich nur dunckel gefühlt zu haben, und Alceſtens eigne Worte ſollen mir ſtatt fernerer Beweiſe dienen:

Ah! per questo stanco mio core
Sono, o cari bambini amorosi,
Tanti dardi
Que languidi sguardi
Che girati si teneri a me
Già vi sento turbarmi il riposo
Quanto afflitti smarriti dolenti
Voi direte: Ah! la madre dov'e!
Ah la madre, la madre mori.

Das heißt: ihr arme, liebliche Küchlein! Wenn ſchon eure Blicke, eure Thränen mein Herz durchboren, da ihr euer Unglück noch nicht fühlt; welche Ruh im Grabe werde ich haben, wenn erſt ein reiferes Gefühl in euch erwachen und euch Worte auspreſſen wird? Wie werdet ihr ſuchen und rufen: Ach Mutter, Mutter! wo biſt du hin?

Über den dritten Akt läßt ſich nichts weiter ſagen, als daß er um ein gut Theil kürzer ſeyn könnte. Er iſt reich an Handlung; aber dieſe hat nicht mehr das warme Intereſſe. Alles iſt geſchehen, Alceſtens Schickſal iſt entſchieden; was noch geſchehen kann verſteht ſich von ſelbſt, und muß auf alle mögliche Art komprimirt werden. Der Zuſchauer will ſich nur noch überzeugen, um nachher heimzukehren in ſich ſelbſt und Alceſten zu beweinen. So wird dann Alceſtens Zurückkunft überraſchend und tröſtlich.

Mann kann aber nicht ſagen, daß Gluck an ſeiner Alceſte etwas vergeſſen hätte. Man kann ihn nur als Dichter des Ganzen beurtheilen; nur dann kann man ſein Übergewicht über ſeines Gleichen fühlen, und dann erſcheinen auch mit Eins alle ſeine Fehler. Er iſt ein zweiter Homer, der uns ſeine Begebenheiten, und was er ſonſt weiß, erzählt; aber er iſt nicht ſo ruhig dabei, ſchwatzt nicht ſo angenehm und nimmt unſre Lei-

denſchaft oft zu lange in Anſpruch. Der größte Vorwurf den ihm die Kritik machen kann, beſteht in Überfüllung. Alles iſt dick und voll bei ihm. Wahrheit und Totalausdruck ſind ſelten oder niemals verfehlt, aber hie und da zu ſehr in Schatten gelegt. Die ſtarken Kontraſte gelingen ihm bis zur Bewunderung, aber er häuft ſie zu ſehr und chargirt ſeine ſchönſten Geſänge mit Figuren und Nebenſachen wodurch ſie unklar werden. Wenn neben einer ſchönen Singſtimme noch zwei oder drei Inſtrumentalbegleitungen hergehn, muß immer eins dabei verlieren.

Die Sinfonie zu Alceſte iſt in einem erhabenen Styl gearbeitet, und eine wahrhafte Studie für Muſiker, die ihr Talent am Drama verſuchen wollen. Sie iſt affektvoll, durchaus nicht gemein, und paßt zur vorliegenden Handlung, ohne eben beſtimmte Empfindungen und Begriffe ausdrücken zu wollen. Etwas mehr Durchſichtigkeit des Satzes würde ſie in meinen Augen vollkommen machen, denn unter allen mir bekannten Gluckſchen Sinfonien hat ſie den ſchönſten Zuſammenhang.

Nach der Sinfonie eröffnet der Herold das Schauſpiel, und verkündigt von einem Altan die Gefahr, worin das Vaterland durch den unvermeidlichen Tod des Königs ſchwebt. Ich habe ſchon oben bemerkt, daß dieſes Rezitativ nicht nach

meinem Sinne iſt. Gluck hat dazu ein leidenſchaftliches Akkompagnement gewählt, — mit welchem Rechte weiß ich nicht zu ſagen. Es iſt gewiß nicht ernſthaft, daß der Herold von ſeiner Höhe mit Emotion ſpricht, und ſogar mit einer Parabel ſchließt, ſey es auch ſo griechiſch als es wolle. Und doch, ſo wie Gluck dieſes Rezitativ akkompagnirt hat; muß es wirklich mit Aktion begleitet ſeyn, und dies iſt unrichtig. Er, der Herold verkündigt nur mit Worten, was ſeine Trompete mit Tönen ſagt. Er iſt, wie die Uhr die die Stunden zeigt und ſchlägt, und die kein Gefühl hat, daß es ſpät oder früh iſt. Er müßte alſo frei weg das Faktum mit trocknem Munde ſagen. Das geſpannte verſammelte Volk könnte mitten in ſeiner Rede ihn ſchon zweimal mit dem Ausruf: Ah! unterbrechen, und dann den folgenden Chor: Ah! di questo afflitto regno ſingen. Der Chor giebt damit ein geſchicktes Zeichen, daß er da iſt, und ich bin gewiß, die ganze Scene würde dadurch an Haltung und Zuſammenhang gewinnen. Die Muſik des Chors iſt unvergleichlich ſchön und macht mit ſeinen Zwiſchenſätzen eine gute Maſſe. Über den folgenden Doppelchor: Misero Admeto! habe ich ſchon geſagt, daß er die Handlung zu ſehr dehne. Die Worte ſind nichts als gemeine Ausrufungen des Schmerzens, die

kurz vorher beſſer geſagt ſind, und die Muſik dazu will mir auch nicht recht gefallen. Alceſte ſelbſt fühlt das Matte und Langweilige, und wie ſie es ihr zu bunt machen, ſagt ſie zum Volke: non si perda, o miei fidi, l'ora in dolersi.

Die Scene im Tempel iſt über allen Ausdruck ſchön komponirt. Es herrſcht darin eine ſo reine Würdigkeit und feine harmoniſche Behandlung; das müßige Volk, das ſich immer gern auf Anderer Unkoſten beluſtigt, iſt ſo richtig dargeſtellt; ihre unordentliche Flucht aus dem Tempel ſo gut gehalten, daß man lachen könnte, wenn man vor Unwillen dazu kommen könnte. Man konnte vorher vermuthen, daß ſie nur etwas Neues erfahren wollten, und ſieht ſie, nicht ohne heimliche Schadenfreude, mit einer langen Naſe von hinnen eilen. Ich beſcheide mich; daß es Leute geben könne, die das Geſagte in der Gluckſchen Muſik nicht finden; nicht hören das ängſtliche verworrene Murmeln in den Worten: che annuncio funesto! Das Zagen und Zittern welches ſie nach und nach alle ergreift; das ſteigende Schrecken, das ſich zuletzt in lautes Brüllen mit den Worten Fuggiamo! Fuggiamo! endigt, und ſie wie aus dem Tempel peitſcht. Alceſtens gänzliche Hingeworfenheit und Hülfloſigkeit; die Art wie ſie das furchtſame Volk entſchuldigt, und ihre gelaſſene Ergebung, ſtechen hier mit eins

ſcharf ab gegen das vorige Gemühl, und iſt in der Muſik ſchön abhandelt. Sie ſagt mit ſtiller Reſignation: morrà lo sposo! A quel crudel decreto ciascun m'abbandonà- — A tutti cara è la vita. . . . Misero Admeto! ove trovar chi voglia se stesso porre in obblio? ov'è chi t'ami a tal segno? — Und mit eins erhebt die beßre Menſchheit ſich in ihr. Ah! vi son io! ruft ſie aus, Il nume in me si muova, ei vuol che Alceste un magnanimo esempio oggi assicuri alle spose fedeli a di futuri

Die Szene im Walde iſt herrlich ausgearbeitet. Das Spiel der Blasinſtrumente ſcheint hier zu Hauſe zu gehören, ſo wie ich es (als Chor gebraucht) für ein gutes Mittel halte, wichtige Gegenſtände damit zu malen, die von außen her auf unſre Imagination wirken ſollen. Es müßte deshalb auch immer ſo zweckmäßig angewendet ſeyn, wie hier. Der Totaleindruck des Blaſeinſtrumenten-Chors hat etwas Feierliches Lugubres; er iſt mehr finſter und ſchleppend als eigentlich tragiſch und erhebend; mit einem Wort: er giebt dem Ganzen ein mattes Dunkel, das leicht in Monotonie ausartet und den Geiſt unterdrückt. Die Dunkelheit eines dicken geheimnißvollen Waldes, die Nacht und eine feierliche furchtbare Begebenheit ſind hier ſehr vollkommen angekündigt. Über den Gebrauch der Blaſeinſtrumente wäre gar viel zu

ſagen. Ich geſtehe Ihnen, mein Freund, daß ich nicht ohne Schüchternheit mich gegen den zu allgemeinen Gebrauch derſelben erkläre, weil ich wohl weiß, was ich alles gegen mich habe. Allein ich kann und kann mich nicht daran gewöhnen, mir alles auf einerlei Grund vormalen zu laſſen. Was dieſer Mißbrauch der Blaſeinſtrumente unter unſern jungen Komponiſten für Schaden anrichtet, läßt ſich kaum ſagen. Man will alles wichtig machen; die Blaſeinſtrumente ſollen alles ausdrücken; alles ſoll lauter Kern ſeyn und große Wirkung thun, und ſo verſtellt man alles; nichts tritt mehr hervor und der Zuhörer geräth nach und nach in eine Art von Lethargie, woraus er kaum wieder zu erwecken iſt.

Selbſt die glücklichſten Nachfolger Glucks ſcheinen mir nicht ganz frei von dieſem Fehler zu ſeyn; ſie behandeln die Blaſeinſtrumente zu oft als einen für ſich beſtehenden Chor, der allerdings den Wohlklang auf eine Zeitlang vermehrt, aber auch nicht ſelten dem Totaleindruck im Wege ſteht. Er verdunkelt den Uniſonus, und macht den Baß unklar, wenn er nicht mit der größten Vorſicht gebraucht wird. Bei der Zuſammenſetzung eines ſo großen Ganzen als die tragiſche Oper iſt wird eine geſchickte Abwechſelung zum unerläßlichen Bedürfniß. Dieſe beſteht aber bei weitem nicht bloß in der Ver-

ſchiedenheit der Melodieen allein; noch auch allein in dem Gebrauche der Harmonie, des Satzes und der verſchiedenen Inſtrumente. Es iſt lange nicht hinlänglich, daß ein Komponiſt alle dieſe Mittel aus dem Grunde verſtehe, ihre Handhabung und Zuſammenſetzung kenne, er muß auch die ſeltene Gabe der Aufopferung von der Natur empfangen haben, wenn ein vollkommnes Werk entſtehen ſoll, — denn davon iſt hier die Rede. Wem das Gute gut genug iſt, mit dem will ich nicht ſtreiten. — Ein gerührter Menſch beruhigt ſich, wenn von fernher nur die Saite angeſchlagen wird, die ſein Gefühl mitklingen machen ſoll, und das kann manchmal durch einen einzigen Ton, eine einzige Bewegung geſchehen. Wenn aber die Natur allein gehuldigt werden ſoll; wenn viele zuſammen das Nehmliche auf die nehmliche Art; wenn ſie eine dargeſtellte Leidenſchaft gehörig empfinden, das individuelle Leiden des Leidenden, die Freude des Fröhlichen genießen ſollen, ſo muß der Künſtler ſeine liebſten Mittel verläugnen lernen; er muß ſich nicht von ſeinen Einfällen und Gedanken verleiten laſſen, wie ein ſchwacher Vater von ſeinen verzogenen Kindern: wozu freilich ein ſcharfer Verſtand und feine Kritik gehört, die das Theil weniger Künſtler ſind. Das Genie iſt eine höchſt ehrwürdige Gottheit, die da ſchafft und mit himmliſchem

Feuer durchglüht; und uns zur Anbetung zwingt; allein mit aller ihrer Gewalt iſt ſie nicht im Stande, die ſtille Kritik zu verdrängen. Dieſe bleibt ewig auf ihrem Platze. Sie ſchweigt ſo lange das Genie tobt, aber ſie giebt ein heimliches unbeſtechliches Gefühl, das wohl auf die Seite drücken aber niemals verdrängen läßt, und wenn jenes Feuer verflogen iſt, oder uns aufgezehrt hat, übt noch die Kritik ihr Richteramt ehrbar und unbeſcholten. Sie giebt zuletzt ihren Seegen, drückt ihre Siegel auf, und wo ſie es thut, da iſt Natur und Unſterblichkeit.

Glucks Arien, daß ich ſie ſo nenne, ſind über mein Lob hinaus, und was ich Ihnen ſagen mag: ſie ſind das ſchönſte was ich mir dencken kann, wenn auch mein Gefühl bei Einzelnheiten anſtoßen ſollte. So kann ich mich z. E. nicht in Reichardts Apologie der Arie: no crudel! hineindencken. *) Das tu lo sai in dieſer Arie iſt ein matter Lückenbüßer im Text, und ich begreife kaum, wie Gluck dieſe leeren Worte hat komponiren und viermal in dem kurzem leidenſchaftlichen Stücke wiederholen können. Reichard nehmlich meint: der zweite Theil dieſer Arie in C dur, könne auf dem Papiere ſcheinen, als wenn er wider

*) Dieſe Arie iſt im zweiten Stück des Kunſtmagazins auf der 19ten Seite abgedruckt und beurtheilt.

die Leidenſchaft wäre; allein Gluck habe durch einen chromatiſchen Gang auf den Worten: d'una vita cosi misera und durch ſchnell abwechſelndes forte und piano dafür geſorgt, daß es nicht zum Ausdruck der Freude werde. — Qui s'excuse, s'accuse! Mich dünckt die Tonart C dur mache hier nichts aus; Gluck hätte nur nicht in der nehmlichen Tonart ſchließen ſollen. Denn ob ich gleich den Ausdruck der Freude darin nicht finde; ſo ſcheint ſie mir doch leer und ohne Gehalt, ſtatt juſt bei dieſer Stelle die Leidenſchaft den höchſten Ausdruck hätte erreichen müſſen, und dazu wäre eine ſteigende Modulation nach einer weichen Tonart vielleicht das geſchickteſte, wo nicht das einzige Mittel geweſen. Dagegen ſind die Worte: non mi salvi ma m'uccidi vortreflich komponirt, und die Wiederholung des Crudel! ein ſo großer Zug, daß man darüber alle andre Flecken vergißt, die ein Werk haben kann.

Glucks Satz iſt nicht ſo nachläßig, als diejenigen glauben, die ihn deswegen verachten; er verdient ſogar mehr Aufmerkſamkeit, als viele ſeiner Nachfolger ihn würdigen, die ſich wohl gar vorſtellen, Glucks Vorzug liege in ſeiner Unkorrektheit. Was Glucken hie und da an Reinigkeit abgeht, erſetzt ein Zuſammenfluß von Umſtänden, die das Ohr in die Empfindung überleiten und

womit er überaus glücklich seine Ohren zu bestechen weiß. Was seine Musik auch für Kenner interessant macht, ist sein guter Gebrauch der Dissonanzen; das Leidenschaftliche seiner Melodien, die einen deutschen ernstaften Gang haben, beruht grossentheils auf dem Gebrauch der Dissonanzen, die er wahrscheinlich nach deutschen Mustern gebrauchen lernen. Die Regeln der Harmonie hat er genommen wie er sie gefunden, und so ausgeübt wie es die Zeit zulassen wollen, ohne zu untersuchen, warum ein obligates Interwall so oder anders resolviren müsse. Man kann ihn also von dieser Seite keiner Beurtheilung aussetzen. Dem ungeachtet ist ihm das Vielstimmige sehr gelungen, und man sieht aus seinen Chören und andern vielstimmigen Sachen, daß dieser Satz wirklich von großer Bedeutung sei, wenn er gehörig gebraucht wird. Von seinen Melodien scheint keine ganz original zu seyn, man findet sie Stellenweise beim Kaiser Leo und Händel, auch bei alten französischen Komponisten. Eine Vergleichung mit irgend einem Komponisten ist deshalb so unmöglich, weil er unter allen der erste gewesen, der auf eine schöne Zusammenstimmung des ganzen Drama mit solchem Glücke hingearbeitet hat. Er steht auf seiner Stelle ganz allein, und wenn ihn auch irgend ein Zeitalter von der Zahl der musterhaften Komponisten ausschließen

ſchließen wollte, ſo bleibt er doch für Leute von allgemeinem und feinem Kunſtgeſchmack in ſeiner Art ein Mann von unverkennbarem Genie.

Das Orcheſter war Stellenweiſe vortrefflich. Man läßt dabei, dünckt mich, zuviel aufs Gerathewohl ankommen. Die vielen Proben helfen nichts, wenn ſie nicht Schaden thun, und das Orcheſter kalt und gleichgültig gegen die ganze Sache machen. Und ſo komme ich auf mein altes Lied, daß nehmlich der Kapellmeiſter das Orcheſter ordentlich orientiren, ihnen deutlich aus einanderſezzen müſſe, was auf dem Theater vorgeht, und wie es ausgedrückt werden ſoll. Es iſt kein großer Gewinn für die Oper, daß dem Kapellmeiſter faſt alle Autorität fehlt. Algerotti mags recht gut meinen, wenn er verlangt, daß der Poet allein alles ohne Ausnahme und alſo auch den Kapellmeiſter dirigiren ſolle, aber er mag ſich auch einen Poeten ſuchen, der das kann. Ein bloß guter Kapellmeiſter wird eher in die feinſten Feinheiten eines trefflichen Gedichtes eindringen, ehe man einem Poeten begreiflich macht, was eine Diſſonanz iſt. Es müßte alſo dem Kapellmeiſter das Ruder des ganzen Schiffs, das ihm mit Unrecht genommen iſt, ohne Einſchränkung wieder in die Hände gegeben werden, um ſo mehr, da die Muſick die Hauptſache beim ganzen Genre iſt, und in der Oper

ſchlechterdings nicht entbehrt werden kann. Für den Poeten, den Maler, Maſchiniſten u. ſ. w. bleibt doch noch Arbeit genug übrig, und wenn dieſe Herren bloß das ihrige recht machen wollen, haben ſie alle Hände voll zu thun, und am Ende Ehre und Dank davon, da es ſo, wie es nur zu oft iſt, das Mitleiden ernſthafter Leute erregt, die ſich überzeugt halten, daß das Vergnügen der Menſchen keine Sache ſei, mit der die Künſtler ihren Spas treiben dürfen.

Die Sinfonie wird ein gut Theil zu geſchwind geſpielt, ſo daß man beim forte die Violinen nicht heraus finden konnte. Es hat mir ſchon jemand die Einwendung gegen dieſen Vorwurf gemacht: daß Gluck ſelbſt ſie ſo geſchwind haben ſpielen laſſen; dann mag er aber auch ſelber Unrecht haben, wenns wahr iſt. Dagegen wurden viele Stellen mit auſſerordentlicher Genauigkeit geſpielt, beſonders faſt alles was Madam Marchetti ſang. Ein Beweis, daß ſie das Orcheſter zu lenken und ſeine Aufmerkſamkeit auf ihr bedeutendes Spiel zu ziehen wußte, und ſo auch ein Beweis, daß es am Orcheſter nicht liege wenn nicht alles ſo iſt wie es ſeyn ſoll, wenn er nur weiß was es eigentlich zu ſpielen hat. Ritter akkompagnirte beſonders mit ungemeiner Genauigkeit, dem es doch wohl zu verzeihen geweſen wäre, wenn er ſeinen ſchönen

Fagott-Ton und ſeine treffliche Manier auf Unkoſten des Ganzen zu zeigen geſucht hätte. Allein als ich ihn nachher ſprach ward ich gewahr, daß er nicht nur die Partitur genau kannte, ſondern ſogar in den Geiſt der Kompoſition eingedrungen war und Glucks Fehler ſo wie ſeine großen Verdienſte und Schönheiten genau zu verſtecken und empor zu heben wußte, was wenige Verehrer Glucks verſtehn.

Sie müſſen ſich, mein Freund, mit dem begnügen, was ich Ihnen hier über die Alceſte geſagt. Ich habe keine Partitur zur Hand, und meine Kenntniß derſelben erſtreckt ſich bloß auf dasjenige was ich mir von der Aufführung erinnere und mit Hülfe des Opernbuchs zurück gerufen habe. Künftig ein mehreres, und wo möglich gründlicher. Leben Sie wohl!

VI.

Neue deutsche Werke.

---

1) Christoph Daniel Ebelings Prof. der Geschichte und griechischen Sprache am Hamburgischen Gymnasium, Erdbeschreibung und Geschichte von Amerika. Die vereinten Staaten von Nordamerika. Hamburg bei C. E. Bohn. Band I, 1793. (LXXIV. u. 877 S.) Band II. 1794 (1135 S.) Band III. 1796 (676. S.) Auch unter dem Titel: D. A. F. Büschings Erdbeschreibung Theil 7, (für die ältere) Theil 13, (für die neueste Auflage) welcher Amerika begreift. Band 1. 2. und 3. Ausgearbeitet von Chr. Dan. Ebeling.

Ein Werk, welches deutschem Fleiß und deutscher Einsicht Ehre macht, und auf das unsre Nation als auf eine klassische Schrift in diesem Fache stolz sein darf Was Büschings Geographie für die Zeit ihrer Erscheinung war, völlig das ist diese Erdbeschreibung für die gegenwärtige Zeit. Beide sind unmittelbar aus den Quellen, die sich die Verfasser vollständig zu verschaffen wußten, geschöpft; in beiden sind diese Quellen mit einer Sorgfalt und einer Auswahl benutzt, welche für die unermüdliche Geduld und die Beurtheilung der Urheber hohe Achtung einflößt, und in beiden finde man die Ma-

terialien gut und planmäßig zu einem Ganzen verarbeitet. Beiden wurde die Arbeit dadurch sehr erschwert, daß sie die Materialien großentheils aus bänderreichen Sammlungen und Staatsschriften, Ebeling selbst aus amerikanischen Provinzialzeitungen und Journalen zusammen suchen mußten. So viel Unterstützung Büsching von Fürsten und Großen, laut seiner Vorrede gemäß, so viel Dienstbeflissenheit fand Ebeling bei Freunden und Kaufleuten. Den Herren Vogt und Sieveking in Hamburg widmet er sein Werk »zum Beweise seiner Dankbarkeit für die Güte, womit sie ihm die Herbeischaffung der Quellen und Hülfsmittel aus Amerika erleichtert haben.« Er rühmt die Nachrichten, die ihm sein Freund Joel Barlow aus Connecticut mündlich, und der Geschichtschreiber New-Hampshires, Prediger Belking, schriftlich mitgetheilt haben, und verspricht, »da ihn die Bekanntschaft mit mehrern würdigen Gelehrten in Nordamerika so gütig mit Hülfsmitteln versähe, hinführo jährlich zwei Bände zu liefern.«

Ebelings Plan ist im Ganzen genommen derselbe, der bei der Büschingschen Erdbeschreibung zum Grunde liegt. Er liefert uns eine vollständige historische, statistische Schilderung der beschriebenen Länder. Nur daß sein Werk weit reichhaltiger an statistischen und naturhistorischen Nachrichten ist, und statt der wenigen historischen Notizen, mit denen Büsching sich bei Europa mit Recht begnügte, zugleich eine ausführliche Geschichte der einzelnen Staaten Amerika's enthält. Über ein Viertel des Ganzen nimmt dieser historische Theil ein, der um so schätzbarer ist, jemehr es an vollständigen Geschichtswerken über diese entfernten Gegenden mangelt. Auch ist das Fachwerk weit umfassender und besser geordnet. Ebelings Erdbeschreibung zeichnet sich überdem durch die gründlichen politischen und Handlungs-Kenntnisse, so wie durch den Vortrag ihres Verfassers sehr vortheilhaft aus. Dieser Vortrag ist durchgehends korrekt und fließend, und er-

hebt sich oft zur Lebhaftigkeit, indeß im Büschingschen Werke die steife, unbehülfliche und monotonische Schreibart seiner Zeit herrscht. Endlich ist auch das ein wesentlicher Vorzug der Ebelingschen Arbeit, daß er nicht bloß ein Verzeichniß der Schriften und Landkarten, die von einem Staate handeln, der Beschreibung selbst voranschickt, sondern auch jede wichtige Angabe mit einem Gewährsmann belegt wird, indeß Büsching dem Leser zumuthet, seinem kritischen Blicke ganz und allein zu vertrauen.

Die drei Bände, welche vor uns liegen, beschäftigen sich mit den 6 nördlichsten Provinzen des Nordamerikanischen Staatenvereins (den vier Provinzen Neu-Englands, Vermont und Neu-York) und mit dem zu den mittlern Provinzen gehörigen Staate von Neu-Gersey. Die Einleitung zu den vereinten Staaten überhaupt und die Geschichte ihrer Revolution, wird Ebeling in einem besondern Bande nachholen. Auch verspricht er eine Reihe passender Landkarten, und eine Sammlung von Belegen und Zusätzen zu dieser Erdbeschreibung; von der letztern ist der erste Band seitdem wirklich erschienen. Er enthält unter andern Auszüge aus den neusten Beschreibungen der Provinzen Main und Vermont welche in vorliegendem Werke noch nicht benutzt werden konnten. Desto sichrer hoffen wir auch auf die versprochnen Landkarten, da es an einem nicht zu theuern Amerikanischen Atlas bis jetzt gänzlich fehlt.

Durch die jetzigen Zeitumstände wird eine Beschreibung der Amerikanischen Freistaaten doppelt interessant. Die neuesten Begebenheiten erinnern oft an Amerika, und aus allen europäischen Ländern, leider auch aus Deutschland, wandern Familien zu Tausenden nach Amerika hin. Dieses und der Wunsch, etwas dazu beitragen, daß der seltne einsichtsvolle Fleiß des Verf., der an diesem Werke seit zwanzig Jahren sammlet und arbeitet,

mögligst erkannt und auch von solchen Lesern benutzt werde, welche nicht sobald Zeit und Gelegenheit finden möchten sich mit dem Ganzen bekant zu machen, veranlaßt zu folgendem Auszuge; durch den wir unsre jungen Landsleute auch um so lieber auf ein so merkwürdiges Werk de longue haleine aufmerksam machen, da sich Trieb und Stätigkeit zu solchen Werken immer mehr unter uns zu verlieren scheinen. Wir bitten unsre Leser dabey irgend eine Karte der Nordamerikanischen Staaten vor Augen zu nehmen.

Lage und Größe. Die großen Seen, der Lorenzfluß, der Parallelkreis von 45° nördl. Breite und weiter hinauf das Canadische Hochland begrenzen die vereinten Staaten nach Norden zu, und trennen sie vom engl. Canada. An diese Gränzlinie liegt zuoberst Ost-Massachusetts, ehemals unter dem Namen der Provinzen Main und Sagadahok bekannt, welches allein größer als das ganze übrige Neu-England, auch, schon von mehr als 100,000 M. bewohnt, jedoch noch immer mit dem eigentlichen Massachusetts verbunden ist. Nur der kleinste Theil der Einwohner wünschte bisher eine Trennung; sonst würde diese Provinz schon als ein eigner Staat in der Union aufgenommen seyn. Etwas westlicher liegen oben an der Canadischen Grenze New-Hampshire, und das nach dem grünen Gebirge benannte Vermont, beyde durch den Fluß Connecticut der Länge nach geschieden. Weiter herab das eigentliche Massachusetts (ein indischer Name, welcher das Land disseits der Berge bedeutet) und zu unterst an der Südküste Neu-Englands Rhode-Island und Conecticut. Alle diese Provinzen mit Ausschluß von Vermont, machen das ehemalige Neu-England aus, neben welchem westlich das weitgedehnte Neu-York liegt, das sich längs des Hudsonflußes von der Küste bis nach Canada hinaufzieht, und südlich an das vom Delavare und dem Meere umströmte Neu-Ger-

ſey ſtößt. Das ganze Königreich Preuſſen nach ſeiner neueſten Erweiterung iſt nur wenig größer als Neu-York, dem einige 2470, andre 2676 geogr. Q. M. geben, oder als Neu-England, welches 2760 geogr. Q. M. faßt. Maſſachuſetts von 517 Q. M. gleicht dem kathol. Belgien, Neu-Hamſhire von 447, und Vermont von 414 Q. M. der Churmark, Connecticut von 218 der Neumark und Rhode-Island von 60 Q. M. dem Fürſtenthum Anhalt an Ausdehnung. Neu-Gerſey enthält 307 geogr. Q. M.

Klima, Witterung, herrſchende Krankheiten. Die Stadt Neu-York liegt unter $40\frac{3}{4}°$, die nördlichſte Gränze von Vermont und New-Hamſhire nnter 45 und die Nordſpitze von Main unter $48\frac{1}{4}°$ nördlicher Breite. Gleiche Breite haben Madrit, Lion und Wien. So lieblich indeß dieſer Himmelsſtrich in Enropa iſt; ſo rauh und unfreundlich zeigt er ſich in der neuen Welt. Acht Monat lang herrſcht hier mit ſchneidendem Nordweſtwind eine Sibiriſche Kälte. Die Flüſſe pflegen 4 Monat hindurch mit Eis bedeckt zu ſeyn, ſelbſt der große Champlainſee friert völlig zu, und das Thermometer fällt zur Zeit des größten Froſtes, der gewöhnlich im Februar eintritt, bis $\frac{0}{9}$ ja bis $\frac{0}{12}°$ Fahrh. Oft fällt der Schnee 2 bis 3 Fuß hoch, in den Wäldern ſchmilzt er erſt im Juny, und ſelbſt in der Stadt Neu-York kann man den Ofen nicht 4 Monat lang entbehren. Frühling und Herbſt fehlen faſt ganz. Der Sommer iſt zwar kurz, aber ſo heiß und ſchwül als in Spanien. Das Thermometer ſteigt im Schatten bis auf $\frac{33}{8}°$ Fahrh. und im Auguſt ſind zu Boſton ſchon Leute vor Hitze plötzlich geſtorben. Nordlichter und andre feurige Meteore ſieht man in England häufiger als in Europa, erſtere zu allen Jahreszeiten. Sehr ſonderbar wäre es, ſollte die Nachricht Th. 1. S. 6. gegründet ſeyn, daß der Europäer hier erſt im Jahre 1719 Nordlichter bemerkt hätten. In dem mildern Neu-Gerſey ſind

sie selten. — Das Einimpfen der Pokken war in allen Neu-Engl. Staaten bis ins J. 1789 von Polizey wegen verboten. Auch seitdem darf es nur in abgesonderten Inokulationshäusern und Pokkenspitälern vorgenommen werden. Die Hundswuth bemerkte man nicht vor dem Jahr 1770 und noch ist sie sehr selten. In Neu-Hamshire soll jährlich nur der 70ste Mensch sterben.

Boden. Neu-England ist ein gebirgiges Land, von parallellaufenden Bergketten durchschnitten, deren größte Höhe, das weisse Gebirge in Neu-Hamshire, von Quebek und von der hohen See aus, 16 geogr. M. weit gesehen wird. Die höchste Spitze desselben, der Washington, soll 10,000 Fuß über der Meeresfläche erhaben, folglich den beträchtlichsten unter den Pyrenäen an Höhe gleich seyn. Dennoch ist er im August Schneeleer. Der große Monadnolk, gleichfalls in Neu-Hamshire, ist 3254 Fuß hoch, also wenig niedriger als der Brocken. Dagegen beträgt die größte Höhe des grünen Gebirgs, welches Vermont in zwei Armen von Süden nach Norden durchstreicht, nur 1666 Fuß: und nicht beträchtlicher scheinen die mehrsten Berge von Neu-Gersey und Neu-York zu seyn. Diese bestehn nach Herrn Ebelings Gewährsmännern an der Küste aus Granit, der in fast senkrecht stehenden Bänken gelagere seyn soll, (Sinnit?) und am Champlainsee aus schwarzem ordentlich geschichtetem Marmor. Was mag aber wohl für eine Gebirgsart mit dem häufig vorkommenden Ausdruck grauer Felsstein bezeichnet werden? — Der nicht hohe West-River-Moutain am Connecticut soll im J. 1730 und noch stärker 1752 Feuer ausgeworfen haben, hat auch manche vulkanische Anzeigen, Schlacken, Asche ꝛc. aber keinen, Krater. Vielleicht daß hier ein sogenannter Erdbrand aufloderte. Doch sind Erdbeben in Neu-England nicht selten. — Die Küste dieser Provinzen ist südlich flach, sandig, voll salziger Marschen; nördlich felsig, voll Ein-

schnitte und Buchten. Das Land selbst soll in Neu England größtentheils mager und leicht, mehr zum Graswuchs als zum Kornbau dienlich, und in den nördlichen Waldungen voll Sümpfe, Lachen und Seen seyn. Nur die Thäler, welche von den Flüssen jährlich überschwemmt werden, sind vorzüglich fruchtbar; keins mehr als das herrliche Thal, welches der Connecticut durchströmt. Fruchtbarer ist im Ganzen der Boden von Neu-York, nicht aber der von Neu-Gersey, der fast zur Hälfte aus einem flachen, sumpfigen mit Sand und Kieseln bis auf 50 Fuß tief bedeckten Küstenlande besteht

Gewässer. Der See Erie, an den Gränzen Canada's, ist 50, der Ontario-See 49 geogr. Meil. lang, und letzterer 24 Meil. breit. Beide tragen die größten Lastschiffe. Der See Erie liegt gegen 300 Fuß höher als der Ontario-See. Dennoch hängen beide durch den Niagara-Fluß zusammen, welcher anfangs eine halbe Meile breit ist, dann aber enger wird, und sich über ein jähes Kalksteingebirge 137 pariser Fuß tief herabstürzt. Kein bekannter Wasserfall läßt sich mit diesem im Niagara an Majestät vergleichen. Der Wasserbogen desselben ist über 4000 Schuh breit und wird anfangs durch eine waldige 120 Fuß breite Insel getheilt. Man hört das Getöse des Falls bei stiller Witterung 4, bei günstigem Winde 9 geogr. Meil. weit und der Wasserstaub ist so stark, daß der Wind ihn oft 1200 Schuh weit nebelförmig fortführt.

Die mehrsten Ströme dieser Provinzen, besonders die beiden Hauptströme, Connecticut und der Hudson, sind voller Wasserfälle, Stromengen und Felsenrisse. Der Connecticut, (das heißt in der Sprache des Landes der lange Fluß) der aus einem Moraste im Canadischen Hochlande entspringt, und 70 bis 80 Meil. weit, größtentheils gerade nach Süden, anfangs zwischen Neu-Hamshire und Vermont, dann durch Massachusetts und

Connecticut fließt, ist nur soweit die Fluth in ihm reicht (10 Meil.) für Handelsschiffe von 180 Tonnen, weiter hinauf nur Stellenweise für Boote und Flöße schiffbar. Den großen Fall desselben unter 43½° Br. springen die Lachse hinaus. Eine kühne, 365 Fuß lange hölzerne Brücke, im Jahr 1785 über diesen Fall gebaut, ist die einzige am ganzen Connecticut. Der Fall selbst wird jetzt von einer privilegirten Gesellschaft für Boote fahrbar gemacht. Die größte Breite des Connecticut beträgt 1610 Fuß. Acht Meilen von seiner Mündung wird das Bette durch zwei hohe Berge bis auf 640 Fuß verengt und der Abfluß dadurch so gehemmt, daß das Wasser bei Überschwemmungen bis auf 20 Fuß über die gewöhnliche Wasserhöhe anschwillt und bei Springfluthen das Land oft Wochenlang unter Wasser bleibt. Der Hudson (im Lande selbst der Nordfluß genannt) der sich bei Neu-York in das Meer ergießt, ist eben so lang als der Connecticut und anfangs eben so voller Felsen, Stromengen und Wasserfälle. Weiterhin fließt er so ruhig, daß die Fluth in ihm bis über Albany, d. i. 35 bis 37 geog. Meil. weit steigt. Um diese lange Strecke zu durchlaufen braucht sie so viel Zeit, daß zu Neu-York (wo sie 6 bis 7 Fuß beträgt) und eine Meil. oberhalb Albany die größte Fluth genau zu derselben Zeit eintritt, indeß es dann zu Esopus, mitten zwischen beiden Örtern, am stärksten ebbet. Seeschiffe können diesen Strom bis zur neuen Stadt Hudson d. i. 30 Meil. weit befahren. In dieser ganzen Länge ist er 3000 bis 4000 Fuß breit, ausser da, wo er, 13 Meil. oberhalb Neu-York, sich durch das 5 Meil. breite Hochgebirge im Zickzack hindurch bricht. Von steilen Felsenwänden begränzt, ist er hier nur 2 bis 3 Flintenschüsse breit, vertieft sich aber zu 15 bis 30 Klaftern. In dieser Kluft herrschen unaufhörlichheftige Winde. Zwei vom Staat von Neu-York privilegirte Gesellschaften arbeiten jetzt an Kanälen, welche den Hudson mittelst des

Wood-Creeks mit dem Champlainsee so wie mittelst des Mohawkflusses (der sich in den Hudson oberhalb Albany ergießt) mit dem See Ontario verbinden sollen. Zugleich machen sie die schwierigen Stellen in diesen Strömen durch Kanäle und Schleusen schiffbar. Auch in Massachusetts arbeitet man an Kanälen, besonders an dem Sandwich-Kanal, der die Bernstabler- und Bußards-Bay verbinden, und eine sehr gefährliche Fahrt von 50 Seemeilen um die weit hervorspringende Landzunge Bernstable herum, in eine sichre Fahrt von 1½ M verwandeln wird. — Merkwürdig ist in Neu-Gersey eine Quelle die unweit eines Flusses liegt, und selbst in der größten Dürre reichlich fließt, doch, sobald der Nordwind zwei Tage lang ununterbrochen weht, versiegt.

Die Meeres-Küste, von der das einzige Vermont gänzlich abgesondert liegt, ist nördlich so Buchtenreich, daß es keinem der Neu-Englischen Staaten an einem vorzüglich guten Hafen fehlt; am wenigsten Ost-Massachusetts, dessen 70 bis 80 Meil. lange Küste voll unzähliger Einschnitte und frei von Sandbanken ist. Dagegen ist die südliche Küste, besonders die von Neu Gersey, gänzlich versandet, so daß es hier in einer Strecke von 30 Meil. keinen ordentlichen Hafen, ausser dem zu Amboy giebt. Der Meerbusen auf der Ostseite von Long-Island, die Narragansetbay in Rhode Island, und der Pascataqua-Hafen bei der H. St. Neu-Hamshires gehören ihrer Größe, Tiefe und Sicherheit wegen zu den vorzüglichsten Höfen in Amerika und dürften, wenn sich die Seemacht der amerikanischen Staaten vermehrt, ihre Haupt-Kriegshafen werden. Der Hafen von Boston faßt zwar 500 Schiffe, hat aber einen sehr engen und beschwerlichen Eingang. Auch in die Neu-York-Bay können große Kriegsschiffe, wegen einer vorliegenden Sandbank, nicht mit Sicherheit einlaufen. — Die klippenreiche Meerenge, the Divels Belt, welche die felsige

Insel Long-Island vom festen Lande von Neu-York trennt, enthält eine wahre Scylla und Charybdis, so wie die Alten dieses Schrecken der Schiffer beschreiben. Der Hudson ergießt sich in zwei Armen in diese Meerenge, welche beim Ausfluß des östlichen Armes nur 2500 Fuß breit ist, und ihrer Gefährlichkeit halber das Höllenthor (Hell-Gate) genannt wird. Das Fahrwasser ist kaum 240 Fuß breit und wegen der zusammenstoßenden Fluthen sehr gefährlich. Nur ein einziger schmaler Kanal führt sicher hindurch, ihn verfehlen ist gewisser Untergang. Südlich droht dem Schiffer ein alles an sich reissender Strudel, der über einer 10 Fuß hoch mit Wasser bedeckten Klippe sich umherdreht. Nördlich liegen Sandbänke und ein kaum sichtbares Felsenrif, an welchem die See sich wüthend bricht. Connecticuter Küstenfahrer durchsegeln diese Scylla und Charybdis häufig.

Produkte. 1. Steinreich. Das Eisenerz, das man bis jetzt in Neu-England bearbeitet, ist bloßes Sumpferz, nur zu Gußwaaren recht brauchbar. Massachusetts hatte 1784. 76 doch nur kleine Hammer- und Gußwerke, die zum Theil mit schwedischem Eisen versehen wurden, Connecticut ausser einigen Hohöfen 28 Eisenwerke, darunter 3 Eisenschneidemühlen, einen Platinenhammer und einen Drathzug. Von andern Metallen hat man zwar Spuren, doch baut man nicht darauf, da es ganz an Berwerksverständigen fehlt. Dagegen stehn in Neu-York Steinkohlenbergwerke, einige reiche Eisengruben und ein paar Silberbergwerke im Umtrieb. Auch sind in den westlichen Kalkgebirgen dieses Staats, in der Gegend des Anadaga- oder Salzsees, Salzquellen, die der Staat benutzt, und Steinsalzlager; bei Saratoga mineralische Wasser und an einigen andern Orten Naphthaquellen. Am wichtigsten ist der Bergbau in Neu-Gersey, das ganz Amerika mit Eisen und Kupfer versorgen könnte, wo selbst der Sand Eisenhaltig, das Gebirge voll mächtiger Gänge,

und gediegnes Kupfer in Klumpen von 5 bis 1000 Pfund keine Seltenheit ist. Hier war es, wo unser Landsmann Hasenklee aus Remscheid im Jahr 1764 die ersten großen Eisenwerke in Amerika anlegte, welche eine Kabale habsüchtiger Britten zu Grunde richtete. Jetzt stehn hier 8 Hohöfen und 79 Hammerwerke, die außer einer großen Menge Gußeisen jährlich 2520 Tonnen Schmiedewaaren liefern. Die Kupfererze die 25 bis 90 Pfund Kupfer im Zentner enthalten, wurden bis ins J. 1772 alle nach England zum Verschmelzen geschickt. Erst damals errichteten zwey Deutsche hier eine Kupferhütte. Noch jetzt wird der Bergbau höchst elend, und mit großer Verschwendung betrieben. Einige Gruben haben Feuermaschinen.

2. Pflanzenreich. Die herrlichen Waldungen, welche noch immer den größten Theil der nördlichen Provinzen Amerika's bedecken, bestehn hauptsächlich aus Eichen, Buchen, Birken, Kastanien, den bekannten terpentinreichen amerikanischen Nadelhölzern, Ahorn, Eschen und Zedern. Zwischendurch wachsen Ulmen, Sassafraß, Wallnußbäume, Magnolia und der herrliche Tulpenbaum, auch Cornelkirschen, wilde Pflaumen, Geißblatt, Schlehen, wilder Wein voll großer doch saurer Trauben, und eine Menge andrer wilder Obstarten und Beeren. Die Eiche giebt der deutschen zwar etwas an Dauerhaftigkeit nach, wächst aber weit schneller. Die weisse oder Weymouthskiefer ist der König der Nordamerikanischen Waldungen. Sie wächst am besten in Main, Neu-Hampshire, Vermont und dem kältesten Theil von Neu-York und giebt die herrlichsten Masten 34 bis 42 Zoll dick und 100 Fuß lang, welche lange den Hauptartikel des Handels dieser Provinzen ausmachten. Nicht minder werden die weissen Zedern, aus den sandigen Cypressensümpfen Neu-Gersey's zum Schifbau gesucht. Aus dem Safte des Zuckerrohres, der vom 42° Br. bis an die Gränze von Canada am Abhange der Gebirge wächst, kocht der Land-

mann nicht nur einen sehr einträglichen Zucker, sondern bereitet daraus auch Syrup, Rum, Weinessig und eine Art Meth. Doch geht man mit diesen Bäumen und mit den Waldungen überhaupt unverzeihlich sorglos um. Pflanzer, die sich neu ansiedeln, fällen im Nachjahr die Bäume einer Gegend und verbrennen sie das nächste Frühjahr auf den Feldern. Geschieht dieses bei trokner Witterung, so verbreitet sich die Flamme in die Wälder und oft sieht man so Strecken Tage lang im Feuer. Um der zerstörenden Ausbreitung eines solchen Brandes zuvor zu kommen, hat man nur ein sonderbares und mißliches Mittel. Man zündet in einiger Entfernung ein andres Feuer an, und leitet es dem großen Brande entgegen. Oft aber kann nur ein starker Regen das Feuer löschen. Im May 1780 waren diese Feuer in Neu-Hampshire so heftig, daß die Rauchwolken das ganze Land 43 Meilen weit verfinsterten, und sowohl von der See als von Albany in Neu-York aus gesehen wurden. Dafür zeigt sich aber schon in den Küstengegenden, besonders um Boston Holzmangel. Auch leiden manche Bäume, besonders die Eichen, durch den Fraß eines Bohrwurms.

Sehr ansehnlich ist die Obstzucht, die selbst in Main Vortheil bringt. Cyder (Äpfelwein) der durch Frost verstärkt, dem Madera-Wein gleicht, ist in allen diesen Provinzen das gewöhnliche Tischgetränk. Um Boston gab es schon zu Anfang dieses Jahrhunderts Ortschaften, welche jährlich 3000 bis 10,000 Tonnen Cyder gewannen, und in Neu-Gersey, das den wohlschmeckendsten bereitet, hat jeder Bauernhof eine Cyderpresse. Auch macht man viel Birnmost, Kirschen- Johannisbeerwein, und aus den großen saftigen, doch fadeschmeckenden Pfirsichen eine Art von Brandtwein. Die syrische Seidenpflanze wächst in Connecticut und am Champlainsee wild; europäische Weinreben kommen aber in den nördlichen Provinzen nicht fort. Selbst im mildern Neu-Gersey, dem Vaterlande

der beſten Waſſermelonen, Kartoffeln und Gartenkräuter, hat man den Weinbau nur verſucht, ohne ihn wirklich in Gang zu bringen.

In Neu-England ſind Boden und Klima mehr der Viehzucht als dem Ackerbau günſtig. Auch wurde der Landbau bis zur Revolution ſehr vernachläßigt, und mit der äuſſerſten Sorgloſigkeit getrieben. Man düngte nie, wechſelte auch nicht mit der Beſtellung ab und verließ den Boden ſobald er ausgemergelt war, um angebaute Walddiſtrikte auf eine ähnliche Art auszuſaugen. Der Verluſt des Handels während des Krieges nöthigte die Kapitaliſten ihre Gelder im Landbau anzulegen und ſeitdem hat dieſer ſich verbeſſert, und unter andern im kalten Neu-Hamſhire ſo ausgebreitet, daß dieſe Provinz jetzt jährlich Korn ausführt. Maſſachuſetts und Rhode-Island bauen noch nicht ſoviel als ſie bedürfen. Connecticut, das ſchon lange im Ruhm der beſten Landwirthſchaft ſteht, führt etwas aus. Die wahre Kornkammer dieſes nördlichen Theils des Staatenvereins iſt aber Neu-York, welches wegen ſeines beſſern Bodens und Klima's den wichtigſten Landbau hat, obwohl die Einwohner ihn noch ſorgloſer als die Neu-Engländer betreiben, und der Bauer am Hudſon von gleich viel Land nur halb ſoviel reinen Gewinn als der Bauer am Connecticut und Delawar zu ziehn pflegt. Eben ſo anſehnlich iſt der Landbau in Neu-Gerſey, welches jährlich Weizen nach Neu-York und Philadelphia ausführt.

Bei weitem am ergiebigſten iſt der Anbau neuer noch mit Wald bedekter Diſtrikte. Der Koloniſt brennt auf ihnen im Frühjahr die gefällten Bäume, (ohne doch die Stämme zu verletzen) ab, und ſäet ohne zu pflügen in die Aſche Korn und Grasſaamen, den er mit einer Harke unter den Boden bringt. Säet man nicht gleich nach dem Abſchwenden, ſo verhärtet ſich der Boden und

über-

überzieht sich mit wilden Kirschen und Himbeeren. Überhaupt besteht im ersten Jahre die meiste Arbeit des Kolonisten im Ausrotten des üppig hervorsprossenden Unkrauts. Hat der Kolonist Vermögen genug eine Sägemühle anzulegen, so bezahlt ihm der Holzabsatz beinahe alle Kosten des Anbaus, und die Äcker geben ihm schon in 3 Jahren zwei Drittel aller seiner Auslagen wieder. Die Äcker und Weiden, ja auch die mehrsten unbenutzten Landbesitzungen werden mit Pfahl- und Lattzäunen oder mit Feldsteinen befriedigt. In Connecticut, dem allerangebautesten der nördlichen Staaten, beträgt das angebaute Land ein Viertel des Ganzen. Das urbare Land bestand 1784 aus 240,000, die Wiese aus mehr als 600,000 Acres. In West Massachusetts ist von dem schon angewiesenen Lande kaum die Hälfte, und in Main kaum der neunte Theil, im ganzen Staate aber kaum $\frac{1}{25}$ unter Kultur. Dagegen rechnete man im J. 1784 in Neu-Gersey gegen 2 Millionen Acres benutzter nur 485,000 Acres unbenutztes Land.

Pächter sind in diesen Ländern selten; Knechte und Tagelöhner fehlen fast ganz, indem sich nur arme Einwanderer dazu hergeben. Diese können gewöhnlich nicht einmal die Reise nach Amerika bezahlen. Reiche Landbesitzer legen sie für sie aus, geben ihnen Ackergeräth und Vieh und weisen ihnen etwa 30 Morgen einer Wildniß zum Anbau an. Dafür gehört den Landbesitzern nicht nur die Hälfte der Erndte, sondern nach 6 Jahren muß auch der Ansiedler Hof und Acker dem Besitzer zurückgeben, dem dieses urbar gemachte Grundstück dann zehnmal so viel werth ist. Der arme Ansiedler gewinnt dabey kaum soviel als er zum Leben bedarf, muß sich aufs neue zu einem ähnlichen Kontrakte verstehn und bringt so sein Leben in wahrer Sklavenarbeit beim Urbarmachen der Wildnisse hin.

Neu-York und Neu-Gersey bauen am stärksten Weitzen. Dieser geräth nirgends in ganz Amerika so gut, und ist der Hauptartikel der Aus-

fuhr Neu-Yorks, welches im J. 1788 ſchon 1,321,000 Büſchel Weitzen nach Europa ſchickte. In Neu-England und Vermont wird hauptſächlich Mais gezogen, welchem der Froſt nichts ſchadet und der deshalb dem kalten Klima am mehreſten angemeſſen iſt. Die Einwohner bereiten daraus Puddings, Kuchen, und eine Reisähnliche Speiſe, backen aus dem zur Hälfte mit Rockenmehl vermiſchten Mais ihr Brodt, dörren ihn zu Malz, und brauchen ihn zum Winterfutter für das Vieh. Buchweitzen baut man durchgehends mit großem Vortheil, und auch der Kartoffelbau iſt ſeit einiger Zeit in Aufnahme gekommen.

3. Thierreich. Die Viehzucht iſt die vornehmſte Quelle der Nahrung des neu-engliſchen Landmanns, und in ihr zeigt er die mehrſte Induſtrie. Es giebt hier Maſtochſen 1800 Pfund ſchwer und Schweine von 500 bis 800 Pfund. Die Neu-Engliſche Wolle iſt zwar gröber als die Engliſche, wird aber doch ſtark verarbeitet, auch ausgeführt. Die Schaafe ſind von Engliſcher, das Rindvieh von Däniſcher, in Neu-York von holländiſcher Zucht. Ochſen thun die mehrſte Landarbeit, und man führt Kälber, Maſtvieh, Salzfleiſch, Butter und Käſe nach Weſtindien aus. Die Pferdezucht iſt unbedeutend, die Race der Neu-Engländer klein, doch dauerhaft und feurig. Weſt-Maſſachuſetts hatte im J. 1784 gegen 290,000 Stück Rindvieh, nur 224,000 Schaafe und Ziegen, 85000 Schweine und 45000 Pferde. Auch in Neu-Gerſey iſt die Viehzucht beträchtlich, wiewohl ſie hier mit ſo wenig Fleiß betrieben wird, daß nur Holländer und Deutſche Ställe kennen, die übrigen Landbauer aber ihre Heerden Jahraus Jahrein in den Wäldern laſſen. Im Jahr 1784 hatte dieſe Provinz 100,000 Stück Rindvieh und 52000 Pferde. Bienen ſind wahrſcheinlich von Europa nach Amerika gebracht worden; auch hat ſich die Spielerei mit der Seidenzucht ſchon bis Connecticut und Maſſachuſetts ausgebreitet.

Von allen Raubthieren im nördlichen Amerika iſt der häufigſte und ſchädlichſte der Wolf, nächſtdem der ſchwarze Bär, der zwar höchſt ſelten wehrhafte Menſchen angreift, aber oft die Kornfelder zur Erndtezeit zerſtört, auch wohl Kinder und Ferkel frißt. Überdem findet man hier den Luchs und die Bergkatze, oder den ſogenannten amerikaniſchen Tiger, hier gewöhnlich Panther genannt. Auf die Tödtung dieſer Raubthiere ſtehen Preiſe. — Zobel und Hermeline ſind in dieſem Theile Amerika's nicht häufig; auch Biber ſchon ſelten. Häufiger Füchſe, Marder, Waſchbären, Fiſchottern und ähnliche Pelzthiere. Hitſche giebt es beſonders bei den großen Seen außerordentlich viel. Auch haben ſich dorthin die Elendthiere zurückgezogen. In dichten Wäldern ſind noch wilde Kalekuten, die ſich heerdenweiſe zu Hunderten beiſammen halten, und 28 bis 32 Pfund wiegen; auch Auerhähne, Schneehühner, Faſanen u. a. m.

Giftige Schlangen ſind in allen dieſen Provinzen zu Hauſe. Beſonders die furchtbare Klapperſchlange, die aber aus den bewohnten Gegenden meiſt verſcheucht iſt, und nicht über 44° hinauf ausdauert. Kinder tödten ſie, und man kocht aus ihr eine ſchmackhafte Suppe, der Aalſuppe ähnlich. Die Weizenfliege, die ſeit kurzem die Neu-Yorker Weizenfelder verwüſtet, heißt bei den Amerikanern die heſſiſche Fliege. Auch ziehn die trocknen Jahre Heuſchreckenheere über das Land und verzehren die Saaten. Die Jagd ſteht jedem frei und iſt durch kein Geſetz beſchränkt.

Die Flüſſe ſowohl als die Meeresküſten ſind ſehr fiſchreich. Makrelen, Welſe und Lachſe ſteigen in Connecticut bis zu ſeinem Quell hinauf. Der Hering kömmt auf ſeinem Kreiszuge nur zu Ende des Winters in dieſe Gewäſſer um zu leichen, und der Fang deſſelben iſt unbeträchtlich. Deſto anſehnlicher der Makrelen-Stockfiſch- und Wallfiſchfang. Maſſachuſetts, wozu faſt die ganze Oſt-

küſte von Neu-England gehört, iſt ſeit den erſten Zeiten der Kolonie im Beſitze der wichtigſten Seefiſcherei und treibt ſie jetzt unter allen amerikaniſchen Staaten allein im Großen. Vor dem Revolutionskriege war die Fiſcherei dieſer Kolonie wichtiger als die Brittiſche. Der Krieg, welcher jene vernichtete, hob dieſe. Durch die Nähe der großen Bank von Neu-Foundland und den fiſchreichen Küſten Mains und Neu-Schottlands, ſo wie durch die Wohlfeilheit aller Bedürfniſſe begünſtigt, iſt jedoch ſeit dem Frieden die Fiſcherei in Maſſachuſetts wieder in Gang gekommen und iſt noch immer der Hauptzweig der Induſtrie und der Handlung dieſes Staats. Auf den Makrelenfang an der Küſte von Main ſchickte Maſſachuſetts im J. 1780 hundert Fahrzeuge aus, die 150,000 Tonnen zurückbrachten und 117,500 Dollar reinen Gewinn gaben. Auf den Stockfiſchfang liefen nach einem Durchſchnitte von 1785 bis 1790 jährlich 539 zu 16,185 Tonnen mit 3287 Mann aus, und brachten 250,000 Centn. Fiſche über 600,000 Dollar werth zurück, wovon ein Drittel nach Europa und zwei Drittel nach Weſtindien ausgeführt wurden. Das einzige Städtchen Marblehead hatte darunter 90 Schiffe zu 5400 und Glouceſter 160 Schiffe zu 3600 Tonnen. Im Jahr 1791 betrug der Fang 354,000 Centner, dagegen die Britten im Jahr 1787 ſchon 732,000 Centner Stockfiſch heimbrachten. Die Zeit des ſtärkſten Fangs iſt vom Februar bis zum Oktober. Die größten Fahrzeuge, deren man ſich bedienet, ſind Schooner zu 20 bis 50 Tonnen mit 6 oder 7 Mann. Jeder Schooner macht jährlich 3 bis 5 Fahrten, und bringt gewöhnlich 3 bis 500 Centn. zurück. Der Fiſch wird am Bord geköpft, ausgenommen und geſalzen, und nach der Heimkunft auf Gerüſten getrocknet. Den Abfall und die Köpfe braucht man zum Schweinefutter und aus der Leber wird Thran für die Riemer geſotten. Die beſte Sorte Stockfiſche geht nach Spanien, Portugal und den Portugieſiſchen Inſeln, von wo die Fiſcher

ihr Seesalz erhalten. Den Wallfischfang betreiben die Einwohner Massachusetts, besonders die von der Insel Nantucket seit 1715, sowohl in den nördlichen Gewässern längs der Küste bis zur Straße Davis hinauf, als in den südlichen Meeren bei den Azoren, den Capverdischen Inseln, ja selbst bei den Falklandsinseln. In Norden fangen sie den fischbeinreichen grönländischen und den sogenannten rechten Wallfisch; in Süden den Wallrathgebenden Pottfisch, dessen Thran weit feiner und nicht übelriechend ist, so wie den schlechten schwarzen oder brasilianischen Wallfisch. Beim Anfange des Revolutionkrieges hatte Massachusetts 249, Nantucket allein 132, ganz Nordamerika 309 Wallfischfänger in See, welche 1,300,000 Dollar gewannen. Seitdem betreibt nur noch Massachusetts diese Fischerei und rüstet gewöhnlich 91 Schiffe von 5809 Tonnen zum nördlichen, und 31 Schiffe von 4400 Tonnen zum südlichen Wallfischfange aus. Nach Th. I. S. 233 verglichen mit S. XLXXVII. verkaufte dieser Staat im Jahre 1790 dem Ausländer für 124,000 Dollar, Wallfisch- und für 80,000 D. Pottfischthran, für 20000 D. Fischbein und für 28,000 D. Wallrathlichter. Wie er aber dabei nach S. XLXXVIII. 1,119,287 D. gewinnen könnte, begreifen wir nicht.

Einwohner. 1. Anzahl.

Neu-England, dessen 4 Provinzen zusammen genommen nicht viel größer als der Staat von Neu-York sind, und dessen Einwohner schon seit geraumer Zeit jährlich in Menge nach den neuen Staaten Vermont, Kentukk und selbst nach Neu-York auswandern, enthält noch immer ein volles Viertel der gesammten Bevölkerung des Staatenvereins; jetzt über 1 Million Einwohner, indeß Neu-York nicht halb soviel und Virginien kaum 800,000 Einw. besitzt. Nach der neuesten Zählung vom Jahr 1790 enthielten: New-Hampshire 141,885, Main 96,540, West-Massachusetts

378,787, Rhode-Island 68,825 Connecticut 237,946, Vermont 85,539, Neu-York 340,120 Neu-Gersey 184,149 Einwohner. In demselben Jahre hatte das Preuſſ. Pommern 485,000, die Neumark 270,000, Halberſtadt 130,000 und Kleve 96,000 Bewohner. Folglich kommen auf einer geogr. Quadratmeile im Durchſchnitte in N. H. 315, in Main 47, in Maſſ. 738, in Rh. J. 1147, in C. 1067, in V. 207, in N. J. 137 und in N. G. 581 Menſchen. In Halberſtadt leben zwar 3,210, dagegen in Pommern nur 957, in Spanien 1130, in Polen 900, in der Türkey 700, in Rußland 310, in Schweden 230, in Norwegen 100, und in Island gar nur 17 Menſchen auf einer geogr. Qu. Meile. Folglich ſind Rhode-Island, Connecticut und Weſt-Maſſachuſetts (verhältnißmäßig die 3 bevölkertſten Provinzen des Staatenvereins) ſchon beſſer als Schweden, Rußland und die Türkey, ja die beiden erſtern faſt ſo gut als Spanien bewohnt. Sie ſind es auch, aus welchen die neuen Staaten ſich mit Einwohnern bevölkern und die Auswanderung aus ihnen iſt ſo beträchtlich, daß dadurch ein bedeutender Überſchuß des weiblichen über das männliche Geſchlecht veranlaßt wird, in Maſſachuſetts um $\frac{1}{39}$, in Connecticut um $\frac{1}{48}$, in Rhode-Island um $\frac{1}{62}$ der ganzen Volksmenge, indeß in allen übrigen Nordamerikaniſchen Staaten das männliche Geſchlecht unter den Weiſſen das weibliche (in Vermont jetzt um $\frac{1}{9}$) übertrift. Die Ortſchaft Danville im nördlichen Vermont, welche 1788 noch eine Wildniß ohne eine einzige Menſchenwohnung war, unterhält jetzt ſchon eine anſehnliche Miliz und in Neu-Hampſhire ſind von 1767 bis 1790 nach einer wahrſcheinlichen Berechnung 21,550 Koloniſten, faſt alle aus den ſüdlichen Provinzen Neu-Englands eingewandert.

2. Klaſſen der Einwohner. In dem kalten Neu-England iſt die Zahl der Neger ſtets gering geweſen, und auch in Neu-York und Neu-

Gersey ist sie im Vergleich mit den südlichen Provinzen, wo ein Drittel der Volksmenge aus Afrikanern besteht, nur unbeträchtlich. Schon seit mehrern Jahren hat der Staatenverein die Einfuhr von Sklaven gänzlich verboten; doch war im Jahr 1790 Massachusetts der einzige Staat der Union, in welchem es nicht einen Sklaven (wiewohl 5000 Frei-Neger) gab. Vermont hatte ihrer noch 16, das übrige Neu-England 3870, und Neu-York 21,324 und Neu-Gersey 11,423. Indeß machten sie selbst in den bey den letztern Staaten nur $\frac{1}{76}$ (im Jahr 1756 in Neu-York $\frac{1}{6}$) der ganzen Volksmenge aus. Strenge Gesetze verboten in Massachusetts schon längst die Verheirathung der Neger mit Weissen und erhielten diese Provinz rein von Mulatten.

Von den Ureinwohnern dieser Provinzen, den sogenannten Indiern, sind nur noch einige unbedeutende Spuren übrig. Theils sind sie nach Canada und den westlichern Provinzen gezogen, theils haben Kriege sie weggeraft, und die europäische Lebensart. Im Ganzen sind sie ein kraftloses, träges Volk, dem Trunk und Müssiggang ergeben, dessen Trägheit sich selbst in der Neigung zum andern Geschlechte zeigt. In Neu-England giebt es nur noch einige Ortschaften civilisirter Indier, die desto schneller aussterben, jemehr sie sich den Sitten der Europäer nähern. Auf der Insel Marthas Vienyard lebten 1750 1350 Indier. Schon im J. 1772 waren sie bis auf 11 ausgestorben. Das wüste Ost-Massachusetts hatte in der Mitte dieses Jahrhunderts nur noch 828, Neu-Hampshire schon im Jahr 1725 keinen einzigen Indischen Bewohner mehr, die auch in Vermont jezt gänzlich mangeln und in Neu-Gersey bis auf 9 Familien herabgesunken sind. In Rhode-Island steigt ihre Zahl auf 500 (?). Hier sprechen sie alle englisch, bekennen sich zum Christenthum, stehn unter ihrem eigenen Richter (Satschem) und besitzen gewisse von der Regierung ihnen

vorbehaltene Ländereien von ½ geogr. Q. M. welche sie verpachten.

Grade so verhält es sich im südlichen Theile von Neu-York. Hingegen war bis zur Revolution der ganze nordwestliche Theil dieses Staats der Siz des von den Adirondaken aus Canada vertriebenen Völkerbundes der sechs Nationen, oder der von den Franzosen sogenannten Irokesen, 6 verwandter Völkerschaften (den Mohaken, Oneidaern, Senekaern u. a. m.,) die einerlei Stammsprache redeten, und ein Truz- und Schuzbündniß mit einander errichtet hatten. Im vorigen Jahrhundert waren sie so mächtig, daß sie 10,000 Mann ins Feld stellen konnten; allein das Schicksal aller Indianer hat auch sie getroffen. Ihre Anzahl verminderte sich mit jedem Jahre und jezt haben sie mit Inbegriff des in Canada wohnenden Hauptstammes der Mohaken, und einiger andern Indier dieser Gegend höchstens 1400 Krieger und bestehn überhaupt nur aus 6330 Köpfen. Im amerikanischen Kriege hielten sie es mit den Engländern. Dafür wurde ihr Land vom General Süllivan 1779 mit Feuer und Schwerdt verheert, und ihr Gebiet im Frieden beträchtlich eingeschränkt. Seitdem haben sie dasselbe größtentheils dem Staate von Neu-York und Privatpersonen käuflich oder gegen jährlichen Grundzins überlassen. Jede Nation des Bundes besteht aus mehrerern Stämmen, deren jedem ein Satschem als höchster Richter, und ein Kriegshaupt vorsteht. Beide Würden sind bei einigen erblich; dennoch ist die Verfassung republikanisch, da ohne Rath der Ältesten und der großen Männer nichts unternommen werden kann. Bundesgeschäfte werden gemeinschaftlich beim großen Rathsfeuer verabredet. Im Kriege waren die Irokesen von jeher wegen ihres wilden Muthes und ihrer Grausamkeit gegen Gefangene furchtbar; doch ist die alte Kraft der Nation durch den Umgang mit den Weissen sehr geschwächt worden. Selbst zur Jagd fehlt es schon den Mehresten an Trieb

und Thätigkeit, obgleich sie nur wenig Kultur angenommen haben. Ihr Ackerbau ist nachläßig, ihre Wohnung eine geräumige Hütte mit einem runden Dache von Baumrinden. Merkwürdig wäre es allerdings, hätten die Oneidaer sich wirklich zu der S. 752 u. f. beschriebenen Verfassung vereinigt.

Die weissen Einwohner Neu-Englands sind fast insgesammt unvermischter Brittischer Herkunft, daher das Englische hier auch die einzige Landessprache ist, die sich sehr rein, jedoch voll veralteter Wörter und zum Theil in einem schlechten Dialekt erhalten hat. Neue Einwohner aus England sind selten; noch seltner Schotten und Irländer. Deutsche findet man hier gar nicht. Alles dieses gilt auch von dem aus Neu-England bevölkerten Vermont. Neu-York hingegen, ursprünglich eine Kolonie der Holländer, erhielt aus Holland seine ersten Anbauer und die Nachkommen der Niederländer sind noch jetzt im südlichen Theile des Staats die zahlreichste Einwohnerklasse, indeß man über Albany hinaus größtentheils Neu-Englische Ansiedler findet. Die Holländer machten noch im Jahr 1790 etwa drey Achtel der Volksmenge aus. Unter ihnen sind die reichsten und angesehensten Landeigenthümer, und ihre Sprache ist in einem ansehnlichen Distrikte die herrschende, dürfte jedoch in kurzem aussterben, da die mehrsten Holländer ihre Kinder in Englischen Schulen erziehen lassen. Deutsche haben sich in den Städten Neu-York und Albany, auch am Mohawkflusse angesiedelt nnd stammen zum Theil von eingewanderten Pfälzern her. Auch giebt es hier Franzosen und in der Hauptstadt wohlhabende Juden. Grade dieselbe Bewandniß hat es mit Neu-Gersey, welches ehemals mit Neu-York die holländische Kolonie Neu-Niederland ausmachte. Noch sind die Niederländer hier die zahlreichsten. Selbst die Nachkommen der Schweden, die im vorigen Jahrhundert am Delawar die Kolonie Neu-Schweden

errichtet hatten, leben hier unvermiſcht in ein Paar Gemeinden, ſprechen noch jezt Schwediſch, und werden von Schweden aus mit Predigern verſehn.

3. Lebensart, Kultur und Karakter der Einwohner. Die mehrſten Einwohner ſind Landleute, die einzeln, mitten in ihren Beſitzungen wohnen; doch giebt es unter den Küſtenbewohnern Neu Englands viele Fiſcher und Schiffer. In Maſſachuſetts und Rhode-Island lebt ſchon ein Viertel der Einwohner in Städten und Flecken, in Neu-York erſt ein Achtel, in Neu-Gerſey ein Funfzehntel und in New-Hamſhire ein Zwanzigſtel. Überhaupt ſind im Innern des Landes Dörfer, Flecken und Städte erſt im Entſtehen. In Neu-England, welches von jeher von einem republikaniſchen Geiſte beſeelt wurde, herrſcht faſt eine völlige Gleichheit der Güter. Alle Söhne erben hier geſezmäßig zu gleichen Theilen. Der Vater hilft den Ältern ſich anſiedeln und giebt dem Jüngſten den Hof. Da es noch ſo leicht iſt, ein Eigenthum ſich zu verſchaffen, ſo heirathet der kraftvolle Landmann ſehr früh, und es iſt nichts ungewöhnliches, Großmütter von 40 Jahren und einen Mann mit Sohn und Enkel das Feld beſtellen zu ſehn. Auch herrſchen hier unter den wohlhabenden und gaſtfreien Landleuten noch patriarchaliſche Sitten; unter andern eine den Probenächten der alten Deutſchen oder dem Feeſtern der Schweizer ähnliche Gewohnheit (carrying) und das ſogenannte Bündeln (bundling), ein ſonderbarer Gebrauch, der der erwachſenen Tochter des Hauſes ohne Gefahr für Tugend und Ehre ihr nächtliches Lager mit dem reiſenden Fremdlinge zu theilen erlaubt. Jeder unter ihnen kann fertig leſen, ſchreiben und rechnen, eine Folge der guten Schuleinrichtungen in den Ortſchaften. Auch lieſt man hier eben ſo fleißig Zeitungen als in Großbrittanien. Wöchentlich werden 30,000 Stück gedrukt und faſt jede Stadt hat ihre eignen Zeitungen und Journale. Ernſt, Zurückhaltung, Mäſſigung, und ein einge-

zogenes Leben zeichnen die mehrsten Bewohner Neu-Englands aus. Geldspiele, besonders Karten- und Würfelspiele werden für entehrend gehalten. Die vornehmsten Vergnügungen sind Tanz, Jagd, körperliche Übungen, Schlittenfahrten, Schrittschuhlaufen und ähnliche. Doch hat man schon in Boston Concerte, Klubbs und Bälle; selbst in den kleinern Städten Familien-Theater und Pikeniks, und unter den Frauenzimmern reißt ein luxuriöses Theetrinken ein. Überhaupt hat sich die ehemalige Strenge des Puritanismus auch hier sehr gemildert. Prozeßsucht ist der Hauptfehler der Einwohner, den eine Schaar von Advokaten zu unterhalten weiß.

In Neu-York ist das Volk schon sehr auffallend in die Klasse der Reichen und Armen getheilt. Manche der ältesten Familien, die Rensselaer, Liwingston, Cordland, Philipse, u. a. sind im Besitze ganzer Provinzen, die ihnen vor der Revolution ein ausserordentliches Ansehn und mächtigen Einfluß gaben. Der Bauer besaß selten eigenes Land und wurde von dem reichen Landbesitzer niedergedrückt; und der Luxus dieser Landherren und der reichen Kaufleute in Neu-York ließen auch die Bürger nicht aufkommen. Kein Wunder daher, daß in Neu-York ein überwiegender Hang zum Royalismus herrschte. Auch war in der Hauptstadt ein Adel im Entstehn, indem die angesehenen Familien, zu welchen mehrentheils die Häupter der Regierung gehörten, sich schon mit ängstlicher Sorgfalt der Gemeinschaft mit den übrigen Bürgerklassen entzogen. Seit der errungenen Freiheit arbeitet die Regierung rühmlich und kräftig diesem Übel entgegen und hat unter andern alle Herrendienste abgeschafft und alle Lehne auf einfache Freylehne herabgesetzt; doch herrscht noch in Neu-York im Ganzen mehr Luxus und Weichlichkeit als in Neu-England. Die jungen Weiber und Mädchen auf dem Lande putzen sich auffallend und zeigen sich ausser dem Hause immer fein angezogen, frisirt und in seidenen Mäntelchen. Die althollän-

diſche Wirthſchaftlichkeit und Eingezogenheit, die ſonſt in der H. St. herrſchte, hat beſonders der vorige Krieg, wo Neu-York die Haupt Niederlage der Engländer und voll brittiſcher Officiere war, vertrieben, und jetzt iſt Neu-York die üppigſte Stadt in den vereinigten Staaten, wo man völlig auf europäiſchen Fuß im brittiſchen Luxus lebt.

Salomon Geßner. Von Johann Jakob Hottinger. Zürich bei Geßner. 1796.

Wer unſern Geßner bisher nur als den liebenswürdigen Dichter und lieblichen Landſchaftmahler gekannt hat, wird ſich freuen, in dieſem patriotiſchen Freundesdenkmal nicht nur die Geſchichterzälung von ſeiner intereſſanten Künſtlerlaufbahn zu finden, ſondern ihn auch als den achtungswerthen Mann und zärtlichen glücklichen Hausvater kennen zu lernen. Dieſe glückliche und unter den Künſtlern leider nach zu ſeltne Vereinigung in einem berühmten Manne, iſt von ſo ächtem Werthe und ſtellt jungen Künſtlern ein ſo nachahmungswerthes wohlthätiges Beiſpiel vor Augen, daß wir es uns zur Pflicht machen, unſrer Zeitſchrift einen Auszug aus dieſem Leben einzuverleiben, der eben nur den hiſtoriſchen Theil derſelben und die Charakterzüge und ſchriftliche Belege enthalten wird, mit welchen die achtungswerthe zurückgebliebne Familie des Dichters den Biographen ſo erfreulich in den Stand geſetzt, eine treue Darſtellung von dem Charakter des vortrefflichen Mannes zu liefern. Sie hat ſich dadurch um die beſſere Menſchheit von neuem verdient gemacht, und ſich ſelbſt in den Beweiſen, daß ſie unſern glücklichen Sänger der reinſten Liebe und ländlicher häuslicher Freuden beglückt und ſo ſein Mannesleben hindurch in froher reiner Stimmung erhalten, das ſchönſte Denkmal geſetzt.

Unser Auszug, den das nächste Stück liefert, wird alle die Nachrichten und Betrachtungen über den Zustand deutscher Litteratur, als Geßner zu dichten anfing, und die weitläuftigen Erörterungen mancher aufgeworfnen theoretischen Frage und die zuweilen wohl zu umständlichen Widerlegungen alter langvergeßner Kritiken über die Werke des vereinigten Mannes zurücklassen; auch die übrigens sehr interessanten und umständlichen Nachrichten von dem Glücke, welches Geßners Werke in der ganzen gesitteten europäischen Welt und besonders in Frankreich gemacht, nur im Allgemeinen berühren. So wird die reichhaltige und mit vielem Fleiß ausgearbeitete Biographie des Hrn. H. für jeden Leser, der sich gerne gründlicher über den wichtigen Gegenstand unterrichten mag, dennoch ihr eignes Interesse behalten.

Deutsche Leser mit feinem ekeln Ohr für die Sprache werden es mit uns bedauern, daß Hr. H. seine Schrift nicht mehr von Schweizerausdrücken zu reinigen gesucht hat. Es ist sonderbar, daß die Schweizer Schriftsteller nichts das Bedürfniß fühlen, ihre Schriften vor dem Druck einem deutschen litterarischen Freunde zur Durchsicht zu geben; sie müßten denn fürchten, ihren eignen Landsleuten dadurch fremde zu werden. Geßner selbst blieb nicht ganz frei von Helvetismen. Doch ist dieses eine Kleinigkeit: ein wichtigerer Wunsch wäre vielleicht, daß der Biograph des Darstellers der edelsten Einfalt auch in seiner Darstellung des Künstlers selbst den Ton der edlen Einfalt reiner gehalten hätte.

Ein gutes Kupfer von Lips nach Graf liefert ein ziemlich ähnliches Bild des vereinigten Dichters.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

VI.

Fritzchen.

Es ſieht ſich ſo hell,
Es läuft ſich ſo ſchnell
Im Blüthen-Tanze der Tage.
Kein Baum iſt zu hoch,
Kein Schiffchen zu wog,
Ein Brett bequemliche Lage.

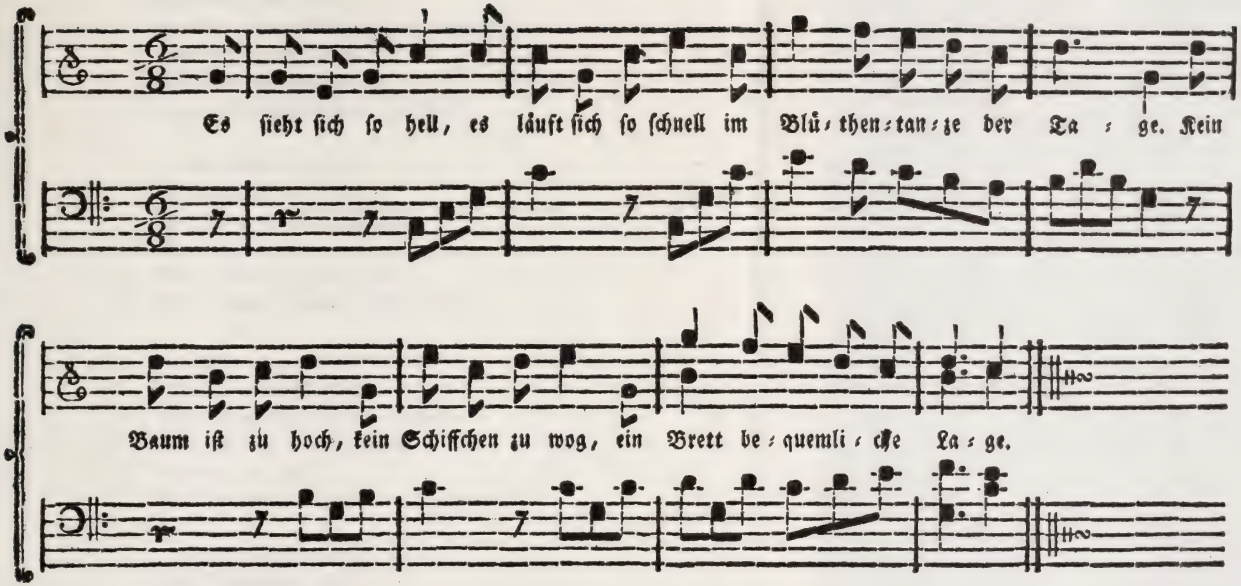
Es ſtürmet der Hain,
Die Kraniche ſchrein,
Horch auf, wie närriſch das klinget.
Längſt hab' ich's gedacht,
Mein Plänchen gemacht,
Daß dies den Schneemann mir bringet.

Die Mutter friert zwar,
Und zählet wol gar
Die Reiſer kärglich in's Feuer:
Ich hole ſie her,
Und friere nicht mehr,
Mir ſcheint die Feurung nicht theuer.

Großmütterchen winkt:
Sieh, Fritzchen, es ſinkt
Sich krümmend langſam zum Grabe.
Wer denket daran!
Großmütterchen kann
Noch lang ſich lehnen am Stabe.

Kind war ſie wol auch?
Und hatt' es im Brauch
Wie ich zu regen die Glieder!

Fröhlich. J. F. Reichardt.



Doch wenn ich's beſeh',
Auf Sommer folgt Schnee,
Und Blumen wachſen dann wieder!

So wird's auch geſchehn!
Wie dieſe ſich ſä'n,
Gehſt du vom Winter zum Lenze,
Kein trauriges Grab!
Siehſt freundlich herab,
Wenn ich's mit Roſen umkränze.

Und Roſen ſind ja,
So reichlich mir da,
In jedem Hecken-Gewinde.
Lieb Väterchen ſagt
Von Dornen — und klagt.
Mir heilen Wunden geſchwinde!

Auch meint er wol mehr.
Seufzt: alles iſt ſchwer
Und jeder Tag iſt voll Sorgen —
Wie hätt' er nicht Muth!
Er iſt ja ſo gut,
So freundlich Abend und Morgen.

Die Zukunft — ach, die! —
Lieb Väterchen, ſieh
Die Abendwolken ſo ferne!
Sie kreuzen ſich hart,
Und trennen ſich zart
Und lieblich glänzen die Sterne!

— m. —

Inhalt des fünften Stücks.

I. Michaelis und Reiske von Schlözer. Anhang zu Michaelis litterarischen Briefwechsel. . . . . S. 163

II. Auf Thatsachen gegründetete Erörterung der Frage: darf Hamburg und dürfen die Hanseestädte den französischen Gesandten in jetzigen Zeitumständen anerkennnen? Vom Herrn Prof. Büsch. Im März. 1796. 229

III. Probe einer neuen Übersetzung von Shakespeare's Werken. Aus Romeo und Julie, die dritte Scene des fünften Akts. . 248

IV. Anweisung zur Aussaat und Verpflanzung des Akazienbaums. Ein Auszug aus den 6 ersten Heften des bereits angezeigten Journals vom Herrn Regierungsrath Medicus in Mannheim. 260

V. Über die Aufführung der Glückschen Oper Alceste, auf dem Königl. Operntheater zu Berlin von 1796. Aus dem Briefe eines Künstlers. 267

VI. Neue deutsche Werke. 1) Christoph Daniel Ebelings, Prof. der griech. Sprache am Hamb. Gymnasium, Erdbeschreibung u. Gesch. von Amerika. Die vereinten Staaten von Nordamerika. Hamburg bei C. E. Bohn. Band I. 1793 (LXXIV. u. 877 S.) Band II. 1794 (1135. S.) Band III. 1796 (676. S.) Auch unter dem Titel: D. A. F. Büschings Erdbeschr. Th. 7. (für die ältere) Th. 13. (für die neuste Aufl.) welche Amerika begreift. B. 123. Ausgearb. v. C. D. Ebeling. 294

2) Salomon Geßner. Von Johann Jakob Hottinger. Zürich bei Geßner. 1796. . 318

VII. Fritzchen. 320

Deutſchland.

— — — — Aber die Larve ſinkt,
Die Sonne bricht hervor durch alle
Täuſchende Nebel. Da fällt der Gyps ab
Von buntgemahlten Wänden. Das nackte Haus
Steht ſcheuslich da. Sie zittern am Tagesſtrahl
Die Eulen: denn die Mittagsſonne
Leuchtet am Himmel, und ſie erblinden.
Herder.

Sechstes Stück.

I.

Über das Verhältniß der geſetzgebenden und richterlichen Gewalt.

Die meiſten neuern Staatsrechtslehrer und mit ihnen Kant (zum ewigen Frieden S. 12.) ſetzen das Weſen einer freien Staatsverfaſſung in die Trennung der geſetzgebenden und exekutiven, beſonders der richterlichen Gewalt. Sie haben ohne Zweifel Recht, wenn ſie die Freiheit nicht als einen der Demokratie ausſchließlich zukommenden Vorzug betrachten, und wenn ſie ſogar behaupten, daß die Volksverſammlungen deswegen der Freiheit ſo ge-

fährlich ſind, weil ſie ſich an keine Geſetze binden. Es läßt ſich auch wohl begreifen, warum das ganze Volk, von deſſen Willkühr die Geſetze ſelbſt abhängen, ſich über dieſe Geſetze erhaben glaubt, und ſich von der Beobachtung derſelben ohne Bedenken dispenſirt.

Dagegen ſcheint es weſentlich nothwendig zu ſeyn, daß der, welcher das Geſetz zur Ausübung bringen kann, ſich nicht ſelbſt die Geſetze gebe, die er anwenden ſoll. Gegen dieſe auch von Kanten angenommene Meinung hat Fichte in der Einleitung zu ſeiner Grundlage des Naturrechts einige nicht unerhebliche Gründe aufgeſtellt. Er glaubt nehmlich, daß der große Haufe, er mag in den Primärverſammlungen oder in den Zuſammenkünften der Repräſentanten verſammlet ſeyn, zur Geſetzgebung wenig tauge, und daß Niemand dazu geſchickter ſey, als der, welcher die Geſetze zur Anwendung bringen ſoll. Wenigſtens iſt ſoviel gewiß, daß ihm dabei ein wichtiger Einfluß, wenigſtens ein Veto verſtattet werden müſſe.

In der That liegt auch der Despotismus, welchen Kant von der Vereinigung der geſetzgebenden und ausübenden Gewalt beſorgt, nicht in dieſer Vereinigung ſelbſt, ſondern nur in den Mißbräuchen, welche aus dieſer Vereinigung entſtehen können. Es ſchadet mir nichts, daß eben der, wel-

cher das Geſetz gegeben hat, es auch gegen mich zur Anwendung bringt, wenn er nur das vorher gegebene Geſetz, nach welchem ich meine Handlungen eingerichtet habe, oder einrichten ſollte, wirklich befolgt Ich kann vielmehr vorausſetzen, daß der Geſetzgeber ſelbſt das Anſehn ſeines eignen Geſetzes beſſer behaupten werde, als ein andrer.

Nur denn geräth meine Freiheit in Gefahr, wenn der Richter willkührlich verfährt, d. i. wenn er ſich nicht an das Geſetz bindet. Wenn ich alſo nur ſicher ſeyn könnte, daß der Geſetzgeber das von ihm ſelbſt gegebene Geſetz immer beobachten würde, ſo müßte die Vereinigung der geſetzgebenden und richterlichen Gewalt eher nützlich als ſchädlich ſeyn. Die Gefahr beſteht alſo nur darin, daß der, welcher willkührlich Geſetze geben kann, auch leicht verleitet wird, zu glauben, daß es nicht weniger in ſeiner Willkühr ſtehe, ob er auch das gegebne Geſetz zur Anwendung bringen wolle. Immerhin möchte er die Geſetze nach Belieben verändern, wenn er nur das neue Geſetz nicht auf die vorhergehenden Fälle anwendet: aber nicht ohne Grund beſorgt man, daß der Geſetzgeber, welcher ſein Geſetz nach Belieben verändern kann, das noch nicht gegebne Geſetz ſchon auf die vorhergehenden Fälle anwenden und zulezt gar kein Geſetz als ſeine Willkühr anerkennen werde.

Dieſem Übel wird nicht beſſer vorgebeugt, als indem erſtlich die zu ſchnelle Veränderung der Geſetze gehindert, und zweitens die Ausübung der geſetzgebenden und der richterlichen Gewalt, wenn ſie ſich auch zulezt in dem Oberherrn vereinigen ſollten, dennoch in den Fällen, wo ſie ſich äußern, ſorgfältig geſchieden werden.

Zum erſten Zwecke dienet die Anordnung einer Geſetzkommiſſion, welche über jedes neue Geſetz vorher vernommen werden muß, wenn ihr auch keine entſcheidende Stimme eingeräumt ſeyn ſollte.

Der zweite Zweck wird erreicht, wenn der, welchem die oberſte Staatsgewalt zukommt, zwar die genaueſte Aufſicht über die Richter führt, aber ſich ſelbſt des Richteramts enthält, wozu er ohnedies keine Muße hat.

Glücklicherweiſe vereinigen ſich beide Umſtände bei der Preuſſiſchen Rechtspflege. Nicht nur der Landesherr, ſondern auch der Staatsrath enthält ſich der unmittelbaren Rechtsverwaltung. Beide führen nur die Aufſicht darüber, und wirken bei vorkommenden Fällen nur durch die Beſtätigung. Ja, wenn auch dieſelben Perſonen zuweilen verſchiedene Ämter verwalten, wovon ſich das Eine auf die Geſetzgebung, das Andere auf Ausübung der richterlichen Gewalt bezieht, ſo geſchieht doch dies in verſchiedenen Kollegien und auf eine ſolche

Art, daß geſetzgebende und richterliche Gewalt bei der Ausübung ſelbſt geſchieden ſind.

Wirft man aber ferner die Frage auf, wie kann eine ſolche Trennung geſichert werden, ſo gehört deren Entſcheidung nicht hieher, weil die bloße Trennung der verſchiedenen Gattungen der Staatsgewalt noch kein Gegengewicht bewirckt, und es eine ganz andere Frage iſt, wie eine gewiſſe Verfaſſung ſicher geſtellt werden könne, und ob es dienlich ſey, die Staatsgewalt durch Gegenwirkung der darin enthaltenen Rechte zu ſchwächen. Was kann es helfen, daß ein andrer Geſetzgeber, ein andrer Richter iſt, wenn der Geſetzgeber das willkührliche Verfahren des Richters nicht einſchränken kann, und der Richter keine Mittel in Händen hat, ſchlechte Geſetze zu hindern? Was ſoll, was kann die Mißbräuche heben, wenn die öffentliche Scham dazu nicht hinreicht, wenn das Publikum nicht das Ephorat übernehmen will und darf? Es ſoll eine dritte Macht die Aufſicht führen! Wer ſoll aber die allmächtigen Ephoren in ihren Schranken halten? Müſſen Schlözers freiwillige Stände verſtummen, ſo weiß ich keine Hülfe, weder in der Demokratie, noch in der Monarchie. Doch davon ein andermal. Hier iſt es genug, gezeigt zu haben, daß die bloße Vereinigung der geſetzgebenden und richterlichen Gewalt in einem Oberhaupte des

Staats bei weitem ſo nachtheilig nie iſt, als man ſich vorſtellt; daß aber alles verloren iſt, wenn die Juſtiz ſchlecht verwaltet, oder in ihrem ruhigen und feſten Gange geſtört wird.

E. F. Klein.

II.

Ich bin ein moraliſches Weſen.

Unter allem, was ich weiß, iſt das das gewiſſeſte, daß ich Pflichten zu erfüllen habe. Eine Stimme in mir ruft mir mit der größten Vernehmlichkeit zu: Du ſollſt, und ich kann eben ſo wenig an dem Daſein meiner Pflicht, als an dem Daſein meiner Vorſtellungen, der Dinge in und auſſer mir zweifeln. Wenn ich etwas thun ſoll wenn etwas meine Pflicht iſt; ſo bin ich ſicher, daß jedermann der es für meine Pflicht erkennt, es billiget, wenn ich ihr folge, und wenn ich ſo handle, wie ich handeln ſoll. Denn, wenn er eine Handlung für meine Pflicht erkennt, ſo erkennt er auch, daß ſie geſchehen ſolle, und muß ſie alſo billigen, wenn ſie geſchiehet. Dieſes Sollen legt mir eine Verbindlichkeit auf, von der ich mich nie losſprechen kann. Ich mag einen Verſuch machen welchen ich will, mich zu bereden, daß ich die Lüſte meiner Sinne nach Belieben befriedigen dürfe, wenn ſie ſtark und heftig werden, daß ich wohl andere betrügen

dürfe, wenn es mir großen Vortheil und ihnen nicht sonderlichen Schaden bringt. Ich kann mich wohl einen Augenblick betäuben; meine Neigungen können Herr werden und thun was ihnen gefällt. Aber der Zuruf der Pflicht kehrt bald lauter und nachdrücklicher in mich zurück und erfüllt mich mit Bitterkeit und Reue. Oder wenn ich es auch so weit gebracht hätte, daß sich meine moralische Natur durch jene Gefühle nicht mehr ankündiget; so kann ich doch mein Gemüth nimmermehr so weit verlieren, daß ich die Handlungsweise, die der Pflicht wiederstreitet, in mir oder andern achten und das Gegentheil verachten könnte. Achtung folgt unwillkührlich und unvermeidlich der Handlung aus Pflicht, und eben so nothwendig trift die Verachtung pflichtwidrige Handlungen, ich mag sie in mir oder in andern antreffen. Sobald ich mich über eine pflichtwidrige Handlung antreffe, muß ich das Urtheil über mich selbst aussprechen, daß ich das Gegentheil hätte thun *sollen*; ich verdamme mich unwillkührlich für jede Übertretung der Pflicht, und meine Vernunft bietet mir nicht *einen* triftigen Grund zur Rechtfertigung oder Entschuldigung an, der nicht durch den lauteren und gewisseren Zuruf des Sollens wieder vernichtet würde.

Diese Stimme der Pflicht ist nicht bloß an

mich, ſie iſt an alle Menſchen gerichtet. Alle müſſen ſie, mit dem Erwachen ihrer Vernunft, hören, ſo ſehr ſie ſich auch dagegen betäuben mögen. Mag der Betrüger ſich über ſeinen Raub freuen; mag der ſchändliche Wollüſtling in den Armen einer Phryne der Keuſchheit ſpotten, mag er ſelbſt aus den Thränen der von ihm betrogenen ſchönen Unſchuld Wolluſt ſaugen; mag der Böſewicht es nach und nach über ſich erhalten, daß er ſeine ſchuldfreien Brüder mit kaltem Blute ermordet, und nur die Freuden der Rache, des Ehrgeizes oder des Eigennutzes dabei fühlt. Achtung kann ihnen dieſe vermeintliche Großgeiſterey doch, auch in ihren eignen Augen nicht gewähren. Immer ſchallt es in ihren Herzen wieder, daß ſie das Gegentheil hätten thun ſollen; und wenn ſich ihnen unvermuthet Beiſpiele aufdringen, wo die gewiſſenhafteſte Schonung des fremden Eigenthums, die ſchwerſte Enthaltung des ſinnlichen Triebes, die höchſte Schätzung des Menſchenlebens in Andern, aus Achtung gegen die Pflicht ſichtbar iſt; ſo werden alle jene Helden ſich kaum der Hochachtung gegen Beiſpiele dieſer Art erwehren können. Wenn die Tugend in Perſon erſcheint; ſo zwingt ſie auch den verworfenſten Böſewicht Verehrung ab, und läßt ihn ſeine eigne Kleinheit fühlen.

Aber geſetzt, es fände ſich auch unter den ver-

nünftigen Weſen eines, das die Stimme der Pflicht nicht in ſich wahrnähme, dem der Trieb ſeiner Natur das höchſte Geſetz wäre, der nur wollte, weil er müßte, nie weil er ſollte; ſo bin ich mir bewußt, daß ich zu einer andern Gattung von Weſen gehöre, als du vernünftiges Thier ohne Pflicht! Ich beneide dir dein Loos nicht. Du biſt ein bloßes Spiel der Natur und mußt ihr dazu dienen, wozu ſie dich gebrauchen will. Die Vernunft hat ſie dir gegeben, ſo wie ſie dem Thiere Inſtinkt verliehen hat. Schmeichle dir ja keines Vorzugs vor dieſem! Wer weiß, ob die Vernunft ein ſo ſicheres und gutes Mittel iſt, dir den Genuß zu verſchaffen, wornach du ſtrebſt. Mit mir aber, unſeliges Mittelding, kommſt du nicht in Gemeinſchaft! Ich will dich brauchen, wie ich mein Pferd und meinen Hund brauche, wenn dich die Natur nicht etwa gar zu feindſelig gemacht hat. Aber verlange nicht, daß ich mit dir Verträge ſchließen und Geſellſchaften errichten ſoll. Deine Verſprechen ſind nichts; denn wer weiß, ob dich nicht dein Vernunftinſtinkt morgen anders leitet als heute. Du biſt bloße Natur, du ſtehſt unter mir! Ich muß dich nach meinem Wohlgefallen brauchen und handhaben können, und, wenn ich dich auch misbrauche: ſo biſt du es doch nicht, der mich deshalb zur Re-

chenſchaft ziehen kann, denn du haſt keine Rechte, weil du keine Pflichten haſt.

Für mich iſt unter allem was gewiß iſt, das das gewiſſeſte, daß ich tugendhaft ſeyn ſoll. Wozu in der Natur meine Kräfte beſtimmt ſeyn mögen, wozu das Weſen, welches Alles ordnet und regiert, das gebrauchen will was ich um mich ſehe, darüber kann ich oft zweifelhaft bleiben; wozu ich aber mich ſelbſt beſtimmen ſoll, welches Ziel ich mir in allen meinem Thun und Laſſen ſetzen ſoll, darunter findet in mir nicht der allerkleinſte Skrupel ſtatt. Folge deiner Pflicht iſt mit goldnen, hellen und unauslöſchlichen Buchſtaben in mein Herz geſchrieben. Der gute Wille iſt das Ziel, welches in weiter Ferne über eine ungeheure Menge Zwiſchendinge im Sonnenglanze hervorragt, wornach ich allein ſtreben ſoll, und worauf das Auge meines Gewiſſens unaufhörlich gerichtet iſt, und die Tugend iſt der ſchmale und einzige Pfad, der mich dahin führet.

Es iſt etwas in mir, das Achtung heißt, ein ſeltſames ganz eignes Gefühl der Werthſchäzung und Verehrung. Nichts in der ganzen Natur kann es rege machen, als nur allein die Vorſtellung, daß um des Sittengeſetzes willen etwas da ſey. Bey allem was ich ſehe, frage ich: wozu iſt es gut? und nur nach den Zwecken zu welchen es dient, ſchäze

ich ſeinen Werth. Aber es giebt etwas, wobei ich nicht mehr frage, wozu es gut ſey, wozu es nütze, das ich für an ſich ſelbſt und abſolut gut erkläre. Dieſes iſt der gute Wille und das Weſen, das ihn beſitzt. Der gute Wille oder das unaufhörliche ernſtliche Streben, die größtmöglichſte Anſtrengung aller Kräfte, um das zu thun, was die Pflicht und das Sittengeſetz fodert, iſt unter allen das höchſte, abſolute und an ſich ſchätzenswürdige Gut. »Verſtand, Witz, Urtheilskraft, und wie die Talente des Geiſtes ſonſt heißen mögen, oder Muth, Entſchloſſenheit, Beharrlichkeit im Vorſatze, als Eigenſchaften des Temperaments, ſind ohne Zweifel in mancher Abſicht gut und wünſchenswerth; aber ſie können auch äußerſt böſe und ſchädlich werden, wenn der Wille, der von dieſen Naturgaben Gebrauch machen ſoll, und deſſen eigenthümliche Beſchaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut iſt. Mit den Glücksgaben iſt es eben ſo bewandt. Macht, Reichthum, Ehre, ſelbſt Geſundheit und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande unter dem Nahmen der Glückſeligkeit, machen Muth, aber hierdurch öfters auch Übermuth, wo nicht ein guter Wille da iſt, der den Einfluß derſelben aufs Gemüth und hiemit auch das ganze Princip zu handeln berichtige nnd allgemein zweckmäßig mache, ohne zu erwähnen,

daß ein vernünftiger unparteiiſcher Zuſchauer ſogar am Anblicke eines ununterbrochenen Wohlergehens eines Weſens, das kein Zug eines reinen und guten Willens ziert, immer mehr ein Wohlgefallen haben kann, nnd ſo der gute Wille, die unerläßliche Bedingung ſelbſt der Würdigkeit glücklich zu ſeyn, auszumachen ſcheint. — Einige Eigenſchaften ſind ſogar dieſem guten Willen ſelbſt beförderlich und können ſein Werk ſehr erleichtern, haben aber dennoch keinen innern unbedingten Werth, ſondern ſetzen immer noch einen guten Willen voraus, der die Hochſchätzung, die man übrigens mit Recht für ſie trägt, einſchränkt und es nicht erlaubt, ſie für ſchlechthin gut zu halten. Mäßigung in Affekten und Leidenſchaften, Selbſtbeherrſchung und nüchterne Überlegung ſind nicht allein in vielerlei Abſicht gut, ſondern ſcheinen ſogar einen Theil vom innern Werthe der Perſon auszumachen; allein es fehlt viel daran, um ſie ohne Einſchränkung für gut zu erklären, (ſo unbedingt ſie auch von den Alten geprieſen werden). Denn ohne Grundſätze eines guten Willens können ſie höchſt böſe werden, und das kalte Blut eines Böſewichts macht ihn nicht allein weit gefährlicher, ſondern auch unmittelbar in unſern Augen noch verabſcheuungswürdiger.

Der gute Wille iſt nicht durch das, was er bewirkt oder ausrichtet, nicht durch ſeine Tauglichkeit zu Erreichung irgend eines vorgeſetzten Zweckes, ſondern allein durch das Wollen d. i. an ſich gut, und für ſich ſelbſt betrachtet, ohne Vergleich weit höher zu ſchätzen, als alles, was durch ihn zu Gunſten irgend einer Neigung, ja wenn man will, der Summe aller Neigungen nur immer zu Stande gebracht werden konnte. Wenn gleich durch eine beſondere Ungunſt des Schickſals oder durch kärgliche Ausſtattung einer ſtiefmütterlichen Natur, es dieſem Willen gänzlich am Vermögen fehlte, ſeine Abſicht durchzuſetzen, wenn bei ſeiner größten Beſtrebung dennoch nichts von ihm ausgerichtet würde, und nur der gute Wille (freilich nicht etwa ein bloßer Wunſch, ſondern als die Ausbietung aller Mittel, ſo weit ſie in unſrer Gewalt ſind) übrig bliebe: ſo würde er, wie ein Juwel doch für ſich ſelbſt glänzen, als etwas, das ſeinen vollen Werth in ſich ſelbſt hat. Die Nützlichkeit oder Fruchtloſigkeit kann dieſem Werthe weder etwas zuſetzen noch abnehmen. Sie würde gleichſam nur die Einfaſſung ſeyn, um ihn im gemeinen Verkehr deſto beſſer handhaben zu können, oder die Aufmerkſamkeit derer, die noch nicht genug Kenner ſind, auf ſich zu ziehen, nicht aber

um ihn Kennern zu empfehlen, und seinen Werth zu bestimmen.« *)

Der gute Wille und das Gesetz welches ihn bestimmt und in demselben handelt, ist es also, welches diese absolute Werthschätzung, Achtung genannt, erzeugt. Nur um deswillen und nur in so fern legen wir einer Person innere Würde d. h. einen mit andern nützlichen Sachen gar nicht vergleichbaren Werth bei, als wir das Bewußtseyn des moralischen Gesetzes oder wenigstens die Anlage dazu, und den Willen es zu befolgen in ihr bemerken.

Und dieses Gesetz, welches sich in der Gestalt der Pflicht in jedes Menschen Herzen findet, wendet sich mit einer eigenthümlichen Art von Nothwendigkeit zu uns, die sich in der weiten Natur nirgends findet, die sogar der Natur **) und ihren Gesetzen, so viel ich diese zu denken vermag, wider-

*) Kant's Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Seite 1 bis 3.

**) Der Ausdruck Natur, und was damit zusammenhängt führt einige Zweydeutigkeiten bei sich, daher hier zum Behuf ungelehrter Leser folgende Erläuterung stehen mag: Man versteht 1, unter der Natur den Inbegriff aller sinnlichen Gegenstände oder alles dessen was durch die Sinne wahrgenommen werden kann, in wiefern dasselbe als ein durch Gesetze verknüpftes Ganze gedacht wird. Dahin gehören also nicht nur die Gegenstände äusserer Sinne, die Materie und deren mannichfaltige

ſpricht. Die Natur geſetze drücken das aus, was geſchie-
het und gar nicht anders geſchehen kann; die Dinge
müſſen

Abänderungen der Körper, ſondern auch alle Verände-
rungen in uns, welche Gegenſtände des innern Sinne ſind,
als Gefühle, Begierden, Gedanken u. ſ. w. Der Inbegriff
der äuſſeren Gegenſtände im Raume heißt die äußere,
der Inbegriff der inneren Veränderungen, welche nicht
Bewegungen ſind, die innere Natur. Die Geſetze nach
welchen die Veränderungen dieſer Gegenſtände wirklich
erfolgen, heißen Naturgeſetze, und was den Natur-
geſetzen gemäß geſchieht heißt natürlich. So iſt, daß
ein Menſch, der eine große Quantität Arſenik verſchluckt,
ſterbe, ein Naturgeſetz, und es iſt alſo ganz natürlich,
daß er dadurch getödtet wird. Der Natur in dieſer Be-
deutung ſteht das Übernatürliche oder das Über-
ſinnliche entgegen d. i. der Inbegriff derjenigen Ge-
genſtände, welche durch Sinne gar nicht wahrgenom-
men werden können, weder durch den innern noch durch
die äußern. Nach der Kantiſchen Philoſophie iſt gar
keine Erkenntniß dieſer überſinnlichen Gegenſtände mög-
lich, weil unſer Verſtand zwar ſinnliche Gegenſtände
denken kann, aber für ſich allein, ohne Beihülfe der
Sinne, keinen Gegenſtand zu erkennen fähig iſt. Den-
noch aber nehmen wir ein Geſetz in uns wahr, das
gar kein Naturgeſetz iſt, nehmlich das Moralgeſetz oder
das Gebot der Pflicht, welches uns zu dem Schluſſe be-
rechtiget, daß wir zu der überſinnlichen Welt gehören,
weil es wirklich ein Geſetz überſinnlicher oder intelligibe-
ler Weſen iſt, ob wir gleich dadurch nicht die mindeſte
Erkenntniß von dieſem überſinnlichen Theile in uns er-
langen, ſondern nur ein Bewußtſein des Geſetzes haben,
welches ihm ausgelegt wird. 2) Der Ausdruck Natur
bedeutet uns öfters und eben ſo gewöhnlich den Inbe-
griff aller nothwendigen Beſtimmungen und Eigenſchaf-

ten

müſſen ihnen folgen. Wenn es ein Naturgeſetz iſt, daß jedes Ding in der Sinnenwelt ſeine Urſache habe; ſo muß auch wirklich von jeder Begebenheit eine Urſache da ſeyn. Ließe ſich nur ein einziger Gegenſtand finden, der keine Urſache hätte; ſo würde das Geſetz in ſeiner Allgemeinheit zerſtört und verlöhre ſeine Gültigkeit. Naturgeſetze verlangen demnach, daß etwas nothwendig geſchehe und die mit ihnen verknüpfte Nothwendigkeit heißt die natürliche. Dieſe Nothwendigkeit iſt auch der ganzen Natur eigen, und macht ſelbſt ihr Weſen aus. Ihre Äußerungen und näheren Beſtimmungen erkennen wir daraus, daß etwas immer ſo und nie anders geſchiehet; geſchähe

ten welche ein Ding ausmachen. So redet man von der Natur des Goldes, der Luft, der Pflanzen, der Thiere, der Menſchen. In dieſem Falle können wir ſagen, daß der Menſch eine moraliſche Natur habe, ob wir gleich das Moraliſche in demſelben nicht zur Natur in dem vorher erklärten Sinne rechnen. Der freye Wille, kann man in dieſem Sinne ſagen, iſt dem Menſchen natürlich, obgleich der freye Wille gar nichts natürliches iſt und unter gar keinen Naturgeſetzen ſteht. Denn, die Freiheit iſt dem Menſchen natürlich, heißt nur, ſie gehört zu ſeinem Ich nothwendig, obgleich damit keinesweges gemeint iſt, daß ſie auch nach Naturgeſetzen in ihm etwa eben ſo wie ſein Körper und ſein Geiſtestalent entſprungen und alſo ein ſinnlicher Gegenſtand wie dieſer ſey.

Wenn man mit uns annimmt, daß überſinnliche Dinge für uns nicht erkennbar ſind, und daß die ſinn-

es nur ein einziges Mahl anders; ſo würden wir ſogleich geſtehen müſſen, daß wir uns in der Beſtimmung des Naturgeſetzes geirrt, und eine bloß zufällige Folge für eine nothwendige gehalten hätten. Würden wir nur durch eine einzige Erfahrung belehrt, daß ein Körper nicht ſchwer ſey, ein Stück Gold nicht verkalke, eine Pflanze keine Säure gebe, wenn die bisher dafür gehaltenen Urſachen angewandt werden; ſo müßten wir die allgemeinen Sätze, welche das Gegentheil ausſagen, aufgeben. Denn ſobald wir überzeugt ſind, daß ein Ding eine natürliche Urſache des andern ſey; ſo halten wir es für unmöglich, daß das andere nicht erfol-

lichen Gegenſtände allein die Sphäre des Erkennbaren für uns beſtimmen, daß aber doch das Überſinnliche in uns ſich durch ein Geſetz, nemlich durch das moraliſche Gebot ankündiget, und daß ſich auf dieſes Gebot eine Menge Erkenntniſſe gründen laſſen; ſo erkennet man, wie die Sphäre aller menſchlichen Erkenntniß ſich in die natürliche und moraliſche Erkenntniß zerſpaltet, und wie das moraliche dem natürlichen oder phyſiſchen wirklich entgegenſtehet, ohne uns doch zu einer eigentlichen Erkenntniß des Überſinnlichen zu verhelfen, da wir blos das Geſetz, aber nicht die Gegenſtände oder die Weſen, welche dieſen Geſetzen folgen, in wie weit ſie das Vermögen dazu beſitzen, d. h. überſinnlich ſind, erkennen. Wenn wir von der Natur oder von dem Natürlichen überhaupt reden, ſo wird allemal das Reich der Sinne oder deſſen Geſetz darunter verſtanden; wird aber von der Natur des Menſchen, von der Natur Gottes ꝛc. geredet: ſo wird der Ausdruck in der zweiten Bedeutung gebraucht.

gen könne. Alle Naturnothwendigkeit erhellt alſo zugleich aus ihrem Erfolge und aus den mit ihr übereinſtimmenden Thatſachen.

Ganz anders aber verhält es ſich mit derjenigen Art von Nothwendigkeit, welche in der Pflicht ausgedrückt wird, und die auch im Gegenſatze der natürlichen moraliſche oder ſittliche Nothwendigkeit heißt. Jene zwingt, dieſe verbindet. Daher die Wirkung von jenem Zwange von dieſer Verbindlichkeit iſt. Dieſe behält ihre Gültigkeit, wenn auch keine einzige Thatſache aufgewieſen werden könnte, welche durch ſie wirklich geworden iſt. Sie ſagt nemlich aus, was geſchehen ſoll, nicht was wirklich geſchehen muß. Dieſes Sollen bleibt und behält ſeine Gültigkeit, wenn auch das, was dadurch geboten wird, niemals geſchehen wäre, oder auch künftig nie geſchähe. Wenn es auch nie einen ehrlichen und gerechten Menſchen gegeben hätte; ſo leidet es doch keinen Zweifel, daß es alle Menſchen hätten ſeyn ſollen und daß es alle, die noch je leben werden, ſeyn ſollen. Das ſittliche Gebot dauert immer fort, wird von jedermann für gültig erkannt, ob man ſich gleich bewußt iſt, daß man es nicht befolgt hat.

Dieſes ſittliche Gebot in mir, iſt alſo etwas, das mich von der übrigen Natur ganz auszeichnet, und ich bin dadurch genöthigt, mich zu einer

ganz andern Klaſſe von Weſen zu rechnen, als diejenigen ſind, welche den Geſetzen der natürlichen Nothwendigkeit folgen müſſen. Zwar nehme ich auch vieles an mir wahr, das für nichts als für eine Wirkung der Natur geachtet werden kann. Mein eigner Körper und deſſen künſtlicher Bau, das Leben, das ihn bewegt, die Sinne, der Verſtand, kurz alle meine körperlichen und geiſtigen Kräfte, deren Wirkung ſich in der Welt zeigt, meine inneren und äußeren Vermögen, was ſind ſie anders, als Geſchenke der Natur, nach ihren Geſetzen hervorgebracht und geordnet? Mit allem was ich an mir ſehe und empfinde, gehöre ich alſo dir an, Natur! Aber Eins nehme ich in mir wahr, wodurch ich mich von deinen Geſetzen als unabhängig denken muß. Ich ſoll. So lautet keines deiner Geſetze. Denn ich kann auch dieſem Sollen nicht folgen, und ſoll ich. Wärſt du es, der ich hier unterworfen wäre, ſo müßte ich. In wiefern ich alſo ſoll, ſtehe ich nicht unter der Natur. Ich bin alſo kein blos phyſiſches oder natürliches, ich bin auch ein moraliſches oder ſittliches Weſen. Als ein phyſiſches Weſen gehöre ich zur Natur, bin ihren Geſetzen und ihrem Zwange unterworfen. Zeugung und Wachsthum, Geſundheit und Krankheit, Klugheit und Einfalt, Leben und Tod iſt das Werk der Natur, und ich folge hierin

ihren Geſetzen, weil ich muß. Als ein moraliſches Weſen aber erkenne ich mich nicht als ihren Unterthan. Sie kann meinen Körper zerſtören, mir Schwerzen verurſachen, mich ſelbſt meines Verſtandes- und Vernunftgebrauchs berauben, aber mich zwingen, daß ich meinen Willen ändere, daß ich ſtatt des guten eines böſen oder ſtatt des böſen einen guten Willen annehme, das kann ſie nicht, wenn ich nicht will. Der bloße Gedanke daß ſie es könnte, würde den Begriff eines Willens, der ein Sollen für ſein Geſetz erkennt, zerſtören. Wo bloß Natur iſt kann keine Pflicht ſeyn. In mir iſt alſo mehr als Natur. Ich habe Pflichten, und bin daher ein moraliſches Weſen.

Die Pflicht wird aber auch nicht etwa bloß als etwas Zufälliges, zu meiner Natur nicht Gehöriges, durch äußere Umſtände Hervorgebrachtes angekündiget. Ich und jeder Menſch muß ſie ſich als einen weſentlichen Theil ſeiner Natur vorſtellen. Ihr Begriff beruhet auf etwas Urſprünglichem in uns, das jeder erfährt, ſobald er zu einem gewiſſen Grade des Selbſtbewußtſeyns gelangt; das den Tugendhaften wie ein ſanftes himmliſches Licht begleitet und ihn den Weg zu ſeiner Beſtimmung mit der größten Sicherheit zeigt, und das den Frevler oft wie ein Blitz überraſcht und ihn ſich ſelbſt in ſeiner ganzen Niedrigkeit darſtellt, ſo viel

er ſich auch Mühe gegeben hat, ſeine Augen vor dieſem Anblicke zu verſchließen. Unvermerkt verdammt der Böſewicht ſein eignes Verbrechen in andern, und weit entfernt, daß er aller moraliſchen Beurtheilung entſagen ſollte, kann er nichts über ſich erlangen, als nur das Unmoraliſche ſeiner Thaten ſich ſelbſt verbergen, und dadurch die Vorwürfe ſeines Gewiſſens mildern oder unterdrücken, damit ihn die dadurch verurſachte Pein in dem Rauſche ſeines Genuſſes nicht allzu empfindlich unterbreche.

Es iſt völlig umſonſt, dieſe Sprache des Gewiſſens von frühen Eindrücken, von Erziehung, Gewohnheit oder von andern zufälligen Verhältniſſen ableiten zu wollen. Denn nicht zu gedenken, daß äußere Umſtände nie allein ſo etwas Allgemeines hervorbringen können, ſo ſetzt ſelbſt das Vorurtheil von Pflicht, die Pflicht ſelbſt ſchon zum voraus. Die Pflicht geht aus der Vernunft des Menſchen ſelbſt mit großer Reinigkeit hervor, aber die Erziehung, Gewohnheit und noch mehr die Neigungen und Leidenſchaften können den Begriff derſelben frühzeitig verderben und verfälſchen. Und ſo wird oft etwas für Pflicht gehalten, was es nicht iſt, und eine falſche Anwendnung des Pflichtbegriffes gemacht. Sie ſelbſt aber iſt in der Vernunft gegründet, und leidet durch dieſe Irrthümer der Urtheilskraft keine Veränderung. Die Vernunft

iſt es, welche uns befiehlt andern Menſchen eben ſo gut Rechte einzuräumen als uns ſelbſt, fremde Rechte nicht zu verletzen, unſre Neigungen durch das Sittengeſetz in Schranken zu halten u. ſ. w. Sie befiehlt uns dieſes nicht bloß, weil es vortheilhaft, weil es nützlich, weil es gemeinnützig iſt, ſondern weil es Recht und Pflicht iſt, ſo zu handeln. Selbſt das Vortheilhafte, das Nützliche, das Gemeinnützige verſtattet ſie uns nur unter der Einſchränkung zu begehren, daß es dem Rechte und der Pflicht gemäß bleibt. Pflicht bleibt alſo immer das Höchſte und Abſolute und es läßt ſich bei ihr nicht weiter fragen, wozu ſie nutze; ſie iſt an ſich ſelbſt gut.

Machen wir einen Verſuch die Merkmale dieſes ſittlichen Geſetzes in uns deutlich zu entwickeln; ſo finden wir, daß uns dadurch eine ſolche Handlungsweiſe vorgeſchrieben wird, daß wir in allen Maximen, wornach wir handeln, die moraliſchen vernünftigen Weſen zum höchſten letzten Zwecke unſrer Handlungen machen ſollen. Die moraliſche Vernunft oder die moraliſchen Weſen ſollen wir allenthalben als das Abſolute behandeln, folglich ſie nie dem Nützlichen, dem Vortheilhaften, dem Gemeinnützigen oder irgend einem andern auch noch ſo wichtig ſcheinenden Zwecke unterordnen. Denn alle dieſe Zwecke erhalten erſt durch die moraliſchen

Weſen ihren Werth und ihre Stelle. Da es nun in aller Menſchen Herz geprägt iſt, daß ſie die ſittliche Vernunft für das Höchſte achten, und alles übrige nur in dem Maaße ſchätzen ſollen, als es jenem untergeordnet iſt: ſo kann man, ob etwas nach dem moraliſchen Geſetze gewollt werden ſolle, auch durch die Allgemeinheit des Wollens prüfen. Denn, wenn jedermann durch ſeine Vernunft wollen kann, daß es geſchehe; ſo müſſen gewiß die moraliſchen Weſen als die letzten Zwecke damit beſtehen können, weil ſonſt ein allgemeines Wollen nicht denkbar wäre. Ohnerachtet nun das moraliſche Geſetz durch die oben angegebene Merkmale nicht eben von jedermann deutlich gedacht wird; ſo ſind ſie es doch in der That, nach welchen es auch in der gemeinſten Beurtheilung geſchloſſen wird. Die moraliſche Vernunft entwickelt ſich, ohne viel Kunſt zu bedürfen, von ſelbſt, und die Beurtheilung der menſchlichen Handlungen nach moraliſchen Ideen zeigt ſich ſelbſt bei der gemeinſten Kultur in einer Vollkommenheit, die nicht ſelten den gelehrteſten Vernunftkünſtler beſchämt. Eben hierin liegt der ſicherſte Beweis, daß die Begriffe von Pflicht und Recht keine erkünſtelten, ſondern natürliche Begriffe ſind. Das Bewußtſeyn des Sittengeſetzes iſt das unmittelbare Bewußtſeyn eines urſprünglichen Geſetzes in mir, deſſen Gültigkeit ich aner-

kennen muß, ob ich es gleich nur befolgen ſoll, und es mir alſo möglich bleibt, es nicht zu beobachten. Um dieſes unmittelbaren Bewußtſeyns des moraliſchen Geſetzes willen, deſſen Gültigkeit für mich ich gar nicht abläugnen kann, muß ich mich alſo auch eben ſo gewiß für ein moraliſches Weſen halten, als ich mich um des Bewußtſeyns willen, daß ich unter Naturgeſetzen ſtehe, für ein phyſiſches Weſen halten muß.

III.

An den Herausgeber Deutschlands,

Schillers

Musen-Allmanach betreffend.

(Fungar vice cotis.)

Gewöhnliche Zeitschriften denken, wenn sie ein Werk beurtheilt haben, wie der König Ahasverus:

»Jetzt hab' ich es beschlossen,
»Nun gehts mich nichts mehr an.«

In der Voraussetzung, daß Deutschland auch in dieser Hinsicht, wie in jeder andern, keine gewöhnliche Zeitschrift sey, irre ich gewiß nicht. Ob ich aber im Stande sey, nach der geistreichen Rezension im 3ten Stücke noch etwas Bedeutendes, des Gegenstandes und des Ortes Würdiges über den Schillerschen Allmanach zu sagen, das müssen Sie entscheiden.

Nur deswegen wünsche ich vorzüglich mit Ihnen über diese deutsche Angelegenheit unbefangen zu reden, weil der männliche Geist der Freiheit und Gerechtigkeit, welcher Ihre Zeitschrift

belebt, mir Hochachtung, Zuneigung und Vertrauen einflößt.

Zuvor muß ich Ihnen noch den Geſichtspunkt andeuten, aus dem ich urtheilen werde. Er wird Ihnen zugleich ſagen: warum ich glaube, daß vorzüglich über einen Allmanach mehrere Stimmen reden können; warum ich ihrem wackern Rezenſenten nicht beyſtimmen kann, wenn er die Epigramme, die er ſo treffend charakteriſirt, aus einem Allmanache verbannt wünſcht; und warum ich es für unſchicklich hielt, einen Neuffer oder Hölderlin und einen Schiller nach demſelben Maaßſtabe zu würdigen

Ein Muſen-Allmanach iſt eine poetiſche Ausſtellung, wo zugleich der jüngere Künſtler durch ſeine Verſuche den aufmerkſamen Kenner zu intereſſanten Vermuthungen veranlaßt, und der erfahrne Meiſter ſich nicht auf eine beſtimmte Geſellſchaft einſchränkt, ſondern ſeine Werke dem öffentlichen Urtheile aller Liebhaber unterwirft. Ein furchtbarer Vereinigungspunkt für alle Freunde der Poeſie, wenn eine ſtrenge Auswahl, wie in dieſer Sammlung, den Kunſtrichter, welcher eigentlich nie ohne Rückſicht auf Art, Styl und Ton des Werks, Charakter, Kraft und Bildung des Künſtlers, urtheilen ſoll, nur ſelten an die Pflicht der Schonung erinnert; wenn viele Meiſterſtücke auch die höchſten Erwar-

tungen des ächten Liebhabers befriedigen, der, ohne alle Nebenrückſicht, nach dem reinen Geſetze der Schönheit, weit ſtrenger würdigt!

Sehr wenige Stücke dieſer Sammlung ſind ſo arm an anziehender Kraft, daß es einen Entſchluß koſtet, bei ihnen zu verweilen, wie die Gedichte von Conz; noch wenigere ſo beleidigend, daß man gern bey ihnen vorübereilt. Auch dieſe enthalten doch irgend etwas Ausſöhnendes; kaum eins oder das andere gehört wirklich nicht in die gute Geſellſchaft, wie das 62ſte 66ſte und 73ſte Epigramm. Was ſich der Schalk (Epigr. 61) insbeſondre bey dem letzten gedacht haben mag, läßt ſich ſchwerlich errathen.

Die Auswahl iſt aber nicht bloß ſtrenge, ſondern auch (ein ungleich ſeltneres Verdienſt!) liberal: nicht etwa bloß auf einen gewiſſen Ton geſtimmt und auf eine Manier einſeitig beſchränkt, ſondern dem Intereſſanten jeder Art gleich günſtig. Eben daher die reiche Mannichfaltigkeit, durch welche ſich der Schillerſche Allmanach unterſcheidet.

Wie viel Abwechſelung gewähren nicht allein die charakteriſtiſchen Nationallieder dieſer Sammlung! — Das Vorzüglichſte darunter, Madera, erreicht durch den einfachen Ausdruck ſtolzer Empfindſamkeit, ganz den Ton der ſchönſten Spaniſchen Romanzen. Das Roß aus dem Berge

würde ihm den Preis entreißen, wenn die letzte Hälfte dem vortrefflichen Anfang entspräche. Sidsekil von Kosegarten könnte rührend seyn, wenn es von einigen widerlichen Zügen gereinigt, und weicher gehalten wäre. Einige andre, empfindungsvolle Gedichte desselben Verfassers, sind von Überspannung und Überfluß nach seiner Art ungewöhnlich frey. Das Lied eines Gefangnen ist die immer noch anziehendste, aber weniger ergreifende Nachbildung eines alten Spanischen Volksliedes, von dessen Anfang sich im Bürgerschen Allm. 92 eine Übersetzung findet.

An Epigrammen jeder Art ist die Erndte so reich, daß sich eine vollständige Theorie dieser merkwürdigen kleinen Dichtart, welche selbst durch Herder noch nicht erschöpft ist, daraus entwickeln ließe. Eins der schönsten Beispiele ist Kolumbus: unter den Beiträgen des Herausgebers das vollendetste. Schillers Hang zum Idealen hat sich auch in dieser Form nicht verläugnet, und eine sehr glückliche Mischung veranlaßt. Man könnte dies Gedicht, in der Kunstsprache des Verfassers selbst, ein sentimentales Epigramm nennen. Zu dieser, wo ich nicht irre, ganz neuen Gattung gehören auch einige andre, sehr gute aber weniger vollendete Schillersche Epigramme, wie Odysseus, und Zeus und Herkules. Eben so vollkommen, in einer

durchaus verſchiednen Art, iſt das innre Olympia, ein didaktiſches Epigramm, von allen Gedichten der Ungenannten vielleicht das vollkommenſte. Fehlte es dieſen Dichtern nicht faſt immer an ſinnlicher Stärke, oft an Lebenswärme, ſelbſt bei glänzender Farbengebung wie in Parthenope, ſo könnten ſie auf den erſten Rang Anſprüche machen: denn dieſe Zartheit des Gefühls, Biegſamkeit des Ausdrucks und Bildung des Geiſtes, ſind des größten Meiſters werth.

* * *

Für ein Epigramm ſcheint der Tanz zu lang und gleichſam zu ernſtlich, denn ſelbſt das ſchönſte Epigramm iſt mehr ein der Aufbewahrung würdiges Bruchſtück eines Gedichts, in einer verzeihlichen Spielart, als ein vollendetes Kunſtwerk, in einer urſprünglich vollgültigen Art. Für eine Elegie iſt die Einheit im Tanze nicht poetiſch genug, und der Ton vereinigt die Weitſchweifigkeit des Ovid, mit der Schwerfälligkeit des Properz. Überhaupt ſcheint die Elegie, welche ein ſanftes Überſtrömen der Empfindungen fordert, Schillers raſchem Feuer und gedrängter Kraft nicht angemeſſen. Seine kühne Männlichkeit wird durch den Überfluß, wozu ſelbſt der Rhythmus lockt, wie verzerrt. Faſt könnte es ſcheinen, daß er in der ſchönen Zeit ſeiner erſten

Blüthe die ihm angemeſſene Tonart und Rhythmen unbefangner zu wählen und glücklicher zu treffen wußte. Würde er ſich damals wohl ein Gedicht wie Pegaſus verziehn haben? Ohne urſprüngliche Fröhlichkeit, und eine wie von ſelbſt überſchäumende Fülle ſprudelnden Witzes, können komiſche und burleske Gedichte nicht intereſſiren, und ohne Grazie und Urbanität müſſen ſie beleidigen. Die Meiſterzüge im Einzelnen, wie die erſte Erſcheinung des Apollo, ſöhnen mit der Grellheit des Ganzen nicht aus. — In Langbeins Legende fehlt es wenigſtens nicht an muntrer Laune, welche man nur hie und da von einigen Gemeinheiten befreyen möchte. —

Doch darf dies niemanden die Freude über Schillers Rückkehr zur Poeſie verderben! Noch zur rechten Zeit iſt er, mit gewiß unverſehrter Kraft, aus den unterirdiſchen Grüften der Metaphyſik wieder ans Tageslicht emporgeſtiegen. Der begeiſterte Schwung, der hinreichende Fluß, welcher einige frühere Gedichte dieſes großen Künſtlers zu Lieblingen des Publikums machte, wird auch den Idealen viel warme Freunde verſchaffen. An Beſtimmtheit und Klarheit hat ſeine Einbildungskraft unendlich gewonnen. Ehedem war ſeine üppige Bilderſprache »ein ſtreitendes Geſtaltenheer,« wie eine im Werden plötzlich angehaltne Schöp-

ſung. Jetzt hat er den Ausdruck in ſeiner Gewalt. Nur ſelten finden ſich noch ſolche nicht reif gewordne Gleichniſſe, wie in der dritten Strophe der Macht des Geſanges; und Erinnerungen an jene ſorgloſe Kühnheit, mit welcher er, was ſich nicht gutwillig vereinigen ließ, gewaltſam zuſammenfügte. Um die »Knoten der Liebe« und die »Säule der Natur« aus den Idealen zu tilgen, gäbe ich gern die Würde der Frauen. Dieſe im Einzelnen ſehr ausgebildete und dichteriſche Beſchreibung der Männlichkeit und Weiblichkeit, iſt im Ganzen monoton durch den Kunſtgriff, der ihr Ausdruck geben ſoll. Entweder Voglers Muſik iſt nicht geſchmacklos, oder der Gebrauch des Rhythmus zur Mahlerey ſolcher Gegenſtände läßt ſich nicht rechtfertigen. Strenge genommen kann dieſe Schrift nicht für ein Gedicht gelten: weder der Stoff noch die Einheit ſind poetiſch. Doch gewinnt ſie, wenn man die Rhythmen in Gedanken verwechſelt und das Ganze Strophenweiſe rückwärts lieſt. Auch hier iſt die Darſtellung idealiſirt; nur in verkehrter Richtung, nicht aufwärts, ſondern abwärts, ziemlich tief unter die Wahrheit hinab. Männer, wie dieſe, müßten an Händen und Beinen gebunden werden; ſolchen Frauen ziemte Gängelband und Fallhut.

Wer kehrt nicht gern zu den Idealen zurück! — Das Ende könnte vielleicht manchem

beim

beim erſten Eindrucke mager dünken. Aber der Meiſter in der Kunſt läßt ſich durch den leicht zu befriedigenden Hang, recht voll zu ſchließen, nicht über die Gränze der Wahrheit locken. Wider die letzte Strophe, glaube ich, läßt ſich nichts einwenden. Nur in der vorletzten ſcheint ein kleiner Drucker, der oft ſehr viel wirken kann, zu fehlen. Der Dichter mag es bei der Freundſchaft verantworten, daß er ſie als einen bloßen Nothbehelf ſo dürftig nachhinken läßt. Vielleicht iſt es die »erſtarrte Frucht« in der zweiten, und das »finſtere Haus« in der vorletzten Strophe, was die Störung urſprünglich veranlaßt. Der Schmerz über den Verluſt der Jugend, die Furcht vor dem Tode ſind, ſo nakt und roh wie ſie hier gegeben werden, nicht dichteriſch. Überdem ſtimmt jenes mit der wehmüthigen, aber immer noch genußreichen Erinnerung, die im Ganzen herrſcht, überein. —

Eine ähnliche Störung macht die proſaiſch geäußerte Furcht vor dem »kalten Beſinnen« im Frühlinge, dem ſchönſten Stücke von Sophie Mereau, deren Gedichte ſich ſonſt durch liebliche Fülle und leichten Schwung auszeichnen. — Mehr als dieſe kleinen Flecken ſchaden den Idealen wohl die vierte und fünfte Strophe. Was hier dargeſtellt wird, iſt nicht die friſche Begeiſterung der rüſtigen Jugend, ſondern der Krampf der Ver-

zweiflung, welche ſich abſichtlich berauſcht, zur Liebe foltert und mit verſchloßnen Augen in den Taumel eines erzwungnen Glaubens ſtürzt. Zwar kann dieſe unglückliche Stimmung auch mit der Höchſten Jugendkraft gepaart ſeyn, wo vernachläßigte Erziehung die reinere Humanität unterdrückte. Doch iſt ſie hier nicht poetiſch behandelt und mit dem Ganzen in Harmonie gebracht. Schillers Unvollendung entſpringt zum Theil aus der Unendlichkeit ſeines Ziels. Es iſt ihm unmöglich, ſich ſelbſt zu beſchränken und unverrückt einem endlichen Ziele zu nähern. Mit einer, ich möchte faſt ſagen, erhabnen Unmäßigkeit, drängt ſich ſein raſtlos kämpfender Geiſt immer vorwärts. Er kann nie vollenden, aber er iſt auch in ſeinen Abweichungen groß.

Meiſterhaft und einzig ſind vorzüglich in der dritten Strophe die Ideale, wie auch in der Würde der Frauen, ja in allen Schillerſchen Gedichten, abgezogne Begriffe ohne Verworrenheit und Unſchicklichkeit belebt. An dieſer gefährlichen Klippe werden noch manche ſcheitern. Wer kann ernſthaft bleiben, wenn der Dichter Lappe in die begeiſterte Frage ausbricht: S. 47. Wann dehnt ſich meiner Seele Flügel? Wann ſchlüpf ich aus der Sinnlichkeit?

Glücklicher iſt Woltmann in der Kunſt. Uebrigens iſt er ſeiner alten Vorliebe für die Elfen

treu geblieben. Nur finden ſich hier zur Abwechslung auch Sylphen. Giebt es weder Geiſter noch Geſpenſter, ſo kann man doch ſicher auf Duft und Dämmerung rechnen. Schade, daß die ſchöne und ſeltne Gabe der Weichheit in zarten Bildern und Empfindungen, in fließender Sprache und gefälligen Rhythmen, hier mit einer, wie es ſcheint, hartnäckig bleibenden Unreife gepaart iſt. In Meyers wunderbar ſüßen Tändeleien hingegen, iſt das leiſeſte Gefühl mit der feinſten Ausbildung vereinigt. Seine vorzüglichſten Stücke ſind Bioddina, und die Boten: im Weltgeiſt vermiſſe ich Wärme und eine dem Stoffe gewachſene Kraft. —

Schillers erſte der Stanzen an den Leſer iſt wunderſchön.

* * *

Aber auf dieſen Anfang voll Wärme und wahrer Würde, erſcheinen die folgenden Strophen, ihrer Anmuth ohngeachtet, unſchicklich, weil man etwas mehr als eine leere Verbeugung erwartet.

Unter Göthe's Gedichten ſcheint mir der Beſuch das vorzüglichſte. Andre, ſelbſt das ſo anziehende Meeresſtille, würden vielleicht erſt in dem vollſtändigen Zuſammenhang, aus dem ſie entrückt ſeyn mögen, ihre volle Wirkung thun. Die

Kophtiſche Weisheit erinnert an vieles, unter andern auch an die harmoniſche Ausbildung des Adlichen und Komödianten, worüber der liebenswürdige Wilhelm im dritten Bande der Meiſteriſchen Lehrjahre ſo gutmüthig ſchwatzt. Die Epigramme, in denen der größte Dichter unſrer Zeit unverkennbar iſt, ſind in der That eine Rolle reichlich mit Leben ausgeſchmückt »voll der lieblichſten' Würzen.«

Am meiſten Ähnlichkeit hat die Würze dieſer Epigramme mit dem friſchen Salze, welches im Martial, nur zu ſparſam, ausgeſtreuet iſt. In andern, wie im 87ſten, athmet eine zarte Griechheit, und überall jener ächt deutſche, unſchuldige, gleichſam kindliche Muthwillen, von dem ſich in einigen epiſchen Stücken der Griechen etwas Gleiches findet. Man recenſirt an dieſem Büchlein nicht lange, aber im Leſen kommt man nicht davon. Es iſt eine äuſſerſt ergötzliche Unterhaltung, bei der man ſich nur vor allzugläubiger Nachſicht zu hüten hat.

Schiller und Göthe neben einander zu ſtellen, kann eben ſo lehrreich wie unterhaltend werden, wenn man nicht bloß nach Antitheſen haſcht, ſondern nur zur beſtimmtern Würdigung eines großen Mannes, auch in die andre Schaale der Wage, ein mächtiges Gewicht legt. Es wäre

unbillig, jenen mit diesem, der fast nicht umhin kann, auch das geringste in seiner Art rein zu vollenden, der mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung, selbst auf die Gefahr uninteressant und trivial zu seyn, seinem einmal bestimmten Zwecke treu bleibt, als Dichter zu vergleichen. Schillers Poesie übertrifft nicht selten an philosophischem Gehalte sehr hochgeschätzte wissenschaftliche Werke, und in seinen historischen und philosophischen Versuchen bewundert man nicht allein den Schwung des Dichters, die Wendungen des geübten Redners, sondern auch den Scharfsinn des tiefes Denkers, die Kraft und Würde des Menschen. Die einmal zerrüttete Gesundheit der Einbildungskraft ist unheilbar, aber im ganzen Umfange seines Wesens kann Schiller nur steigen, und ist sicher vor der Flachheit, in die auch der größte Künstler, der nur das ist, auf fremdem Gebiete, in Augenblicken sorgloser Abspannung, oder muthwilliger Vernachläßigung, in der Zwischenzeit von jugendlicher Blüthe zu männlicher Reife, oder im Herbste seines geistigen Lebens versinken kann.

Nebst ihm hat Göthe die meisten Beiträge zu dieser Sammlung geliefert. Für die Fortsetzung derselben erregt beider glückliche Vereinigung die lebhaftesten Wünsche und die angenehmsten Hoffnungen. Überhaupt und auch in der Kunst darf

nur durch eine günstige Veranlassung die vernachläßigte Mittheilungsfähigkeit der Deutschen geweckt werden, und die Höhe unsrer vereinzelten Bildung wird sich überraschend zeigen.

Friedrich Schlegel.

IV.

Sonnette.

1.

Beglückt, Eliſabeth, wen früh die Myrthe krönt,
Wer frühe ſchon die bange Sehnſucht ſtillet,
Die harmonienreich der jungen Bruſt entquillet
Und ſüßen Wahnſinn ſüß und voll des Sinnes tönt!

Beglückter, wenn ſich ſpät ſein Genius verſöhnt!
Wer in der Einſamkeit Begeiſterung gehüllet
Der Jugend Blüthenkelch mit Thränen ahndend füllet,
Und leiſe ſein Gefühl, zart ſeinen Sinn gewöhnt.

Er wirft ſich innig an den keuſchen Buſen,
Der ihn mit ſtillem zwar, doch warmem Schlag' empfängt,
Und wenn er ſtumm an ſtummen Lippen hängt,
Umſchwellen ihn die Mäßigen, die Muſen.
Die ſeinen Schmerz, ſo lang' er arm entbehrt,
Beſänftigt, mildern ſanft die Glut, die ihn verzehrt.

2.

Nicht da, Geliebte, wo im Blüthenbade
Des Orients ein ſchwüler Äther ſchwimmt,
Sey vom Geſchick die Heimat uns beſtimmt,
Nicht an Siciliens balſamiſchem Geſtade.

Auch hier umblühn die Veilchen unſre Pfade.
Der bleiche Stern des ſtillen Glückes glimmt
Auf den Wacholderbuſch, wie auf den Hain von Zimmt,
Und was das Herz verlangt, reift unter jedem Grade.

Nur Liebe macht ein theures Land uns werth.
Ich ſah an Dich gedrückt die ſatten Auen liegen,
Wo ſüß die Mutter mich, die Muſen ſüß genährt.
Ich ſah ſie, um an Dich mich inniger zu ſchmiegen!
Das Aug' umzog der Thränen feuchter Flor
Nicht, weil ich jene ſah, ach! weil ich Dich verlohr.

3.

(Bei Potsdam. Auf der Reiſe.)

Hier, wo der Blick, der Havel dunkeln Flut
Und ihrem Uferkranz entgleitend, auf die Schimmer
Der Fürſtengröße fällt, indeß auf ihrer Trümmer
Der ernſte Geiſt an Friedrichs Grabe ruht:

Hier denk' ich Dein, die ich der unſichtbaren Hut
Der Liebe, ſcheidend, ließ. Ach! Dein gedenk' ich immer!
Dich ſah ich tauſendfach im reichen Spiegelzimmer,
Dich, Himmliſche, in ſanfter Mondesglut.

Vom Blumenhauch der Phantaſie umfloſſen
Halt' ich Dich heiß an mein empörtes Herz,
Auch nach der Trennung langem Kuß, geſchloſſen.
Doch wenn des Wiederfindens ſüßer Schmerz
In Freudenthränen ſich dereinſt ergoſſen,
Dann trennt uns nichts, auch nicht die Reiſe himmelwärts.

V.

Über das

große Mozartsche Theaterkonzert

im Berlinschen Opernhause.

Aus dem Briefe eines Künstlers vom 20sten März, 1796.

Sie wissen gewiß aus den Zeitungen, daß der König, aus Achtung für das große Talent des verewigten Mozart, dessen hinterlassener Wittwe, bei ihrem Aufenthalte in Berlin, die Erlaubniß gegeben, mit dem Königl. Orchester und den Königl. Opernsängern, Kompositionen ihres Mannes im Opernhause öffentlich aufzuführen. Das ziemlich große Gebäude war so voll als es nur je bei einer Vorstellung war, und Madame Mozart muß eine für Berlin sehr ansehnliche Einnahme gehabt haben.

Das Konzert fing mit der Ouvertüre aus der Zauberflöte an. Sie wurde vortrefflich ausgeführt und das Orchester zeigte sich dabei in seiner größten Würdigkeit; unser neue Kapellmeister Herr Him-

mel gab das Tempo vor dem Flügel ohne Geräuſch und, nach meinem Gefühle, ſehr richtig an, und ſo blieb es auch bis ans Ende. Dann ſang Madam Righini eine ſchwere Arie von Mozart mit einer obligaten Violine ſehr gut; dann blies Herr Ritter ein Fagottkonzert aus g dur, ſehr ſchön; dann ſang Mademoiſelle Schmalz eine Bravourarie von Naumann ſehr brav, und ſo war der erſte Theil zu Ende. Im zweiten Theile wurde ein Auszug aus Mozarts letzter Arbeit, die Oper: La clemenza di Tito gegeben. Die Ouvertüre iſt nicht von großer Bedeutung, hat mancherlei Bekanntes und ſelbſt wenig von dem wilden Feuer, welches ein Hauptzug in Mozarts mir bekannten Kompoſitionen iſt. Dann folgten die Arien, Duo's, Terzetten, Finales und Chöre, ohne Wahl aufeinander. Es ſangen Madame Righini, Madame Schick, Mademoiſelle Schmalz, Madam Mozart, Herr Fiſcher und Herr Hurka, jedes nach ſeiner Ihnen bekannten Art, das heißt: ſchön, gut und vortrefflich, je nachdem auch wohl die Kompoſition Gelegenheit dazu gab.

Es iſt ein großer Verluſt, den die Muſik durch den viel zu frühen Tod Mozarts erlitten hat. Was hätte nicht aus dieſem Manne noch werden müſſen, über den alle Muſen ihre Gunſt mit Verſchwendung ausgegoſſen zu haben ſcheinen — wenn

einſt noch die Grazien hinzugetreten wären? Seine Kompoſitionen kommen mir vor, wie ein heiterer Himmel an einem recht kalten Winterabende; alles daran funkelt und flimmert von den ſchönſten Sternen mancher Art, große und kleine, die unter ſich wieder alle Arten von Formen und Figuren bilden, und woran man ſich nicht ſatt ſehen würde — wenn einen nicht die kalte Luft dahin triebe. Wer ſich an Mozarts Arbeiten das Herz erwärmen wollte; wer eine zuſammenhängende Stuffenfolge von Empfindungen, eine entſtehende und wachſende Leidenſchaft ſuchen und ſein eignes Leiden daran hängen wollte; kurz wer Zartheit, Sentiment und ſteigendes Intereſſe bei ihm erwartet, für den iſt Mozart kein Mann, und alſo auch kein Singekomponiſt. Wer ſich aber den Text einer Arie als einen Faden, woran eine Schnur der rarſten Perlen und Edelſteine groß und klein und minder ſchätzbar, und die weiter keine Anforderung auf äſthetiſche Gruppirung machen, denken mag, der gehe hin und höre Mozarts Singemuſik. Nur aus dieſem letzten Umſtande kann ich mir erklären, wie ein und der nehmliche Mann einen ſo ungezählten Wuſt von ſchlechten Verſen, die den Geſchmack, ſelbſt des ungebildetſten Haufens empören müſſen, ohne Gram abſingen und die ſchönſten Farben daran verſchwenden konnte, die Natur

und Kunſt nur ihren Geweihten reicht Ihnen brauch' ich wohl nicht zu erinnern, daß das hier Geſagte nicht etwa auf den Text der Oper Tito gehen ſolle, allein man ſieht auch hier wie ſich Mozart gewöhnt gehabt, Verſe überhaupt zu behandeln. Ich habe einen magern Klavierauszug dieſer Oper vor mir liegen, der Mozarts Arbeit gerade ſo darſtellt wie man einen Schattenriß von einer Landſchaft machen würde; nicht als ob ich damit ſagen möchte: der Klavierauszug ſei darum ſchlechter als er iſt, er iſt ſogar recht gut, allein Mozarts Muſik iſt nicht gut um Klavierauszüge daraus zu machen.

Und ſo gefiel mir dieſe Muſik, fürs erſte als ein bloßes Konzert, wobei auf Intenſion und Ausdruck gar nicht geſehen ſeyn ſollte, und dann als ein aus tauſend angenehmen Mannigfaltigkeiten zuſammen geſetztes Ding, das auf lauter kleine Augenblicke vergnügt, unterhält reizt und — verſchwindet. Hier eine Hoboe, da ein Klarinett, dort ein paar Waldhörner, Flöten, Fagotten und dergleichen, die alle lauter Verſchiedenheiten produciren, die von der Abſicht des Komponiſten nichts verrathen als einen geiſtvollen unruhigen Genius, der ſich tummelt und tanzt, und darüber zuletzt in ſich ſelbſt zuſammenfällt, wenn die überſatte Imagination in dem endloſen Reiche der Möglichkeiten

lange genug ohne Schutz und Führer umhergeirrt hat.

So eben erhalte ich das zweite Stück von Deutschland, und sehe daraus, daß Sie auch schon eine Anzeige der Mozartischen Oper darin aufgenommen haben. Das Urtheil wird hier schwerlich gefallen, weil sich viele Verehrer Mozarts überzeugt halten mögen, daß ein so allmächtiges, ungeheures, unermeßliches Genie über unsre Beurtheilung hinaus sei. Jedoch, im vollen Ernste! — Was soll man davon denken, wenn ein beurtheilender Künstler von dem andern, öffentlich, mit Schwarz auf Weiß in solchen Ausdrüken: als, ungeheuer, allmächtig, unermeßlich, spricht? wie ich sie vor kurzem in einem, sonst wohlgeschriebenen Aufsatze über Mozart, fand. Alles was ein großes Genie erreichen kann und zu erreichen suchen muß, ist das Schöne. Dieses ist zugleich das Kennzeichen woran es erkannt und das Gesetz wonach es gerichtet wird, und liegt darin für die Kritik nichts Supersuperlatives, das über das Gefühl und den Geist des gewiegten Kenners hinaus wäre, oder man muß des Geschreibe über Werke der Kunst lieber ganz dahingestellt seyn lassen. Dem Beurtheiler muß das Schöne bekannt seyn ehe er es findet, sonst sucht er es vergebens. Er kann hingerissen, entzückt werden wo er es fin-

et,d ja ſein richtender Genius kann verſtummen; niemals aber kann ſein Mund von ſolchen Üppigkeiten überflieſſen, die ſeine Sprache und den Mann der ſein Lob verdient, zugleich verunzieren.

Ihr ſollt die Kunſt, und nicht den Meiſter lieben!

VI.

Salomon Geßner.

Nach Hottinger.

Salomon Geßner ward zu Zürich den ersten Aprill im Jahr 1730 gebohren. Sein Vater war Konrad Geßner, Buchhändler und Mitglied des großen Rathes; Esther Hirzel seine Mutter. In der früheſten Jugend verſprach er wenig; der erſte häusliche Unterricht ward aber auch einem Geiſtlichen vom gemeinſten Schlage anvertraut, und der öffentliche Schulunterricht, den er daneben erhielt, ward ihm gleichfalls nach der ſchlechteſten Schulmethode ertheilt und ſchränkte ſich lediglich auf die Anfangsgründe der lateiniſchen und griechiſchen Sprache ein.

Sehr früh zeigte ſich bei unſerm Geßner der entſchiedene Hang zu den bildenden Künſten. Wie ehemals Lucian verfertigte er in den Lehrſtunden mancherlei Figuren in Gruppen aus Wachs, und wie Lucian ward er auch für ſeinen fleißig geübten Kunſttrieb häufig beſtraft. Das ſtörte ihn aber wenig in dem Eifer für das Vergnügen ſeiner klei-

nen Schweſtern zu bildnern; ſeine ganze Muße und jeder erſparte Pfennig ward der Befriedigung dieſes Triebes gewidmet.

Robinſon Cruſoe, den ihm ein glücklicher Zufall in die Hände ſpielte, machte ihn auch bald zum Schriftſteller. Mehr als einen Robinſon erfand er, alle waren ſtarke Tabakraucher, und Meer und Himmel ſtürmten fürchterlich um ſie herum. Seine kurzſichtigen Lehrer und Verwandten waren auch mit dieſer ſelbſtgewählten Beſchäftigung ſehr unzufrieden, und zwangen ihn durch harte Behandlung ſein Lieblingsgeſchäft heimlicher zu treiben.

Seine Sprachſtudien litten darunter aber immer merklicher, und man glaubte die kräftigſten Mittel anwenden zu müſſen um ſeinen Schulfleiß zu reizen. Bei Gelegenheit eines feierlich veranſtalteten Gaſtmahls drohte man einſt dem kleinen Schüler: er würde von all den Leckerbiſſen und Herrlichkeiten nicht das mindeſte zu genießen bekommen, wenn ſein nächſtes Schulthema nicht beſſer ausfiele als bisher geſchehen war. Dieſes Unglück von ſich abzuwenden wandte unſer kleine Kunſtmann ein ſehr poetiſches Mittel an: er verwundete ſich mit dem Federmeßer die Hand und ſchrieb mit ſeinem Blute einige Zeilen nieder, worinnen er ſich dem lieben Gott auf einige Zeiten zu eigen ergab, wenn er ihm die bevorſtehende

Arbeit

Arbeit gelingen ließe. Mit dieſer wohlgemeinten Verſchreibung in der Taſche machte er ſich getroſt — aber mit gar ſchlechtem Erfolg an die Arbeit.

Seine Verwandten verloren nun immer mehr die Hoffnung, daß aus dem Knaben je etwas werden könne, und ſelbſt Bodmer ſoll nach einer angeſtellten Prüfung den bekümmerten Eltern verſichert haben, der Knabe werd' es nie über die Anfangsgründe der Rechenkunſt bringen. Der in der ſchweizeriſchen Kirchengeſchichte bekannte Simler richtete aber den niedergeſchlagenen Muth der Eltern durch die beſten Hoffnungen wieder auf. In dieſem verkannten Knaben, ſagt er, liegen Talente verborgen, welche ſich früher oder ſpäter gewiß entwickeln und ihn weit über die Mittelmäßigkeit ſeiner gelobteſten Mitſchüler erheben werden. Der brave Mann hatte wohl öfter Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die vollkommne Zufriedenheit der Lehrer eben ſo oft ein Beweis von der Mittelmäßigkeit des Schülers als die Unruhe und Scheu vor trocknem mechaniſchem Unterricht in dieſem das Zeichen eines muthigen, ſelbſtthätigen Geiſtes zu ſeyn pflegt.

Spielkameraden beurtheilen ſich oft richtiger einander. Eine Anekdote aus Geßners Kindheit beweiſt, daß er auf dem luſtigen Tummelplatze wohl eher der Anführer war, der von der Jugend meiſtens nach ächten Klugheitsgründen gewählt wird.

Ein Trupp von Knaben gerieth einſt auf den Einfall, ſich nach Möglichkeit militäriſch zu bewaffnen und einen Zug durch die Straßen der Stadt zu halten. Geßner ward von ihnen zum Anführer gewählt. In der feſten Zuverſicht, ſich und ſeiner Stelle Ehre zu machen, trat er an der Spitze ſeiner kleinen Heldenſchaar einher. Seine Augen waren viel mit den Fenſtern der Häuſer, mehr aber noch mit ſeinen kleinen Füßen beſchäftigt, die er, um recht militäriſch auszuholen, bis an den Leib emporhob. Bei dem Anblicke mehrerer an einem Brunnen verſammelter Dienſtmädchen, warf ſich der kleine Anführer erſt recht in die Bruſt. Mit Vergnügen bemerkte er in den Geſichtern ſeiner Zuſchauerinnen ein zufriednes Lächeln, das aber bald bei ſeiner Annäherung zu einem lauten Gelächter anwuchs, welches in einiger Entfernung hinter ihm eben ſo laut erneuert wurde. Er wandte ſich um, und erblickte ſein kleines Heer, das er dicht hinter ſich glaubte, ziemlich weit zurückgeblieben. Die Buben hatten bemerkt, daß ihr Hauptmann, über dem Gedanken, an ſeine militäriſche Würde, ſeine Truppen völlig vergeſſen hatte, und fanden es beluſtigend, ihn auf dieſe Weiſe an ſie zu erinnern.

Jugendbekannte wiſſen auch noch von der Lebhaftigkeit des Temperaments unſers Geßners, die

oft bis zur Wildheit ging, und von den auffallend sprechenden Zügen und der hohen Gesichtsfarbe des kleinen Wildfangs zu erzählen, der manche tiefe Wunde nicht achtete.

Da die Eltern sahen, daß alle Mittel zu Hervorbringung bessern Schulfleißes an dem Knaben fehlschlugen, so gaben sie ihn auf das Land nach Berg zu dem Prediger Vögeli in die Kost. Dieser hatte durch die Erziehung und Bildung seines eignen Sohnes eine vortheilhafte Meynung von seinen humanistischen Kenntnissen und seiner pädagogischen Geschicklichkeit erregt. Wenn indeß gleich das Versäumte auch nicht mehr nachzuholen war, so brachte der junge Mann es doch so weit, daß er einige römische Dichter in der Ursprache, und die Griechischen in der wörtlichen lateinischen Übersetzung lesen konnte, welche er aus eignen Gründen der besten französischen und deutschen Übersetzung immer vorzog. Bei einem Manne wie Geßner war diese für alle Übersetzungen vom Homer, die der Vossischen vorangingen, sehr begreiflich. Was ihm selbst an philologischen Kenntnissen abging, ward ihm durch seinen poetischen Sinn und durch sein äußerst feines und richtiges Ahnungsgefühl ersetzt, womit er jede verborgne Schönheit feiner ahndete und reiner auffaßte, als es vermittelst der besten umschreibenden Übersetzung möglich gewesen

wäre. Vögeli war zu Geßners Glück ein eifriger Freund der alten und neuen Litteratur; durch ihn lernte Geßner zuerſt den Brockes kennen. Als wenn er mit einmal die Befriedigung eines lange heimlich gefühlten Bedürfniſſes fände, verſchlang er dieſen Dichter mit wahrem Heishunger, und noch in ſpäteren Jahren gedachte er mit Dank und Achtung des Mannes, der ihm früh ſo ſchönen Genuß gegeben und ihn dadurch zu einer beſſern Exiſtenz erhoben hatte. Ein ſehr naiver Brief an ſeinen Vater zeigt, welchen hohen Werth der junge Mann auf dieſe neue poetiſche Bekanntſchaft ſetzte. Vom 27. Januar 1746 ſchrieb er aus Berg:

Geliebter Vater!

Mich freuet ſehr, daß ihr mir den Brock überſendet, leſe ihn auch nicht ohne das größeſte Vergnügen und Nutzen, aber erſchrocken bin ich, da ich in dem Brief erſehen, ich ſolle ihm jemand andern übergeben; ich glaube es werde wenig ſchaden, wenn ich ſchon nach und nach einen kleinen Vorrath von guten Büchern ſammle, unter welchen der Brock eines der vornehmſten; der beſte Zeitvertreib iſt ja, in einem guten und nützlichen Buch zu leſen; und wenn man keine hat, ſo kann man keine leſen, ich ſorge nicht nur davor, daß ich zu Berg gute Bücher zu leſen habe,

sondern damit ich auch, wenn ich wiederum in die Stadt komme, mit selbigen versehen sey, bitte deswegen so hoch ich kann, selbigen mir zu überlassen, es wird wohl noch ein ander Buch vorhanden seyn, mit welchem wir Herrn Vicario aufwarten können. Was die Briefe anbelangt, so ich dem Matias Landolt übersenden soll, so will ich ihm dann und wann bei guter Gelegenheit einen übersenden. Übrigens verbleibe ich euer gehorsamer Sohn.

Salomon Geßner.

Diese erste Entwicklung seines Dichtertalents ward durch seine Lage ungemein begünstigt. Berg liegt in einer der anmuthigsten Gegenden des Kantons Zürich. Hier entfaltete die schöne Natur vor den Augen des gefühlvollen Jünglings ihre dem Städter verborgne, oder in der Zerstreuung meistens nur flüchtig bemerkten Reize. Hier sogen seine geschärften Sinne mit langen Zügen die Wollust ein, welche der Genuß der freyen Luft, der Anblick des weiten Himmels, die blumigte Wiese, der sprudelnde Quell, die grüne Saat und der schattenreiche Hain jeder guten Seele gewährt. Hier faßte sein den sanfteren Eindrücken jeder Schönheit empfängliches Herz die ersten Grundzüge jener idealischen Welt auf, die er bald nachher mit den

liebenswürdigen Kindern seiner zaubernden Phantasie bevölkerte. Er hatte sich ein anmuthiges Plätzchen in einem entlegenen Gebüsche auserkohren; dahin schlich er oft mit seinem Brockes, den er selbst hier nur verstohlen lesen durfte. Da ergötzte er sich, bei dem melodischen Gesange der Vögel und dem Rauschen des nahen Baches an der Wahrheit der Gemälde seines Dichters, die seine regsame Phantasie, von den Urbildern umgeben, oft noch verschönerte.

Bis dahin hatte Geßner in jugendlicher Zerstreuung, im lebhaften flüchtigen Genusse des gegenwärtigen Augenblicks gelebt. Nun erwachten in ihm die sanften Triebe der Zärtlichkeit und des sympathetischen Gefühls, und mit ihnen bekam sein Geist und Charakter eine bestimmtere Richtung.

Vögeli's Tochter, ein Mädchen von dem besten Herzen, und beinahe gleichen Alters mit ihm, war seine tägliche Gesellschafterin. Ihre sanften Sitten, und aufblühenden Reize fingen bald an ihre Ansprüche auf das Herz des sich fühlenden Jünglinges zu behaupten, und die Zeitigung jener süßesten aller menschlichen Neigungen zu vollenden, welche alle schummernden Kräfte der Seele weckt, die Gefühle mildert und veredelt und rings um uns her einen unnennbaren Zauber über die ganze Schöpfung ausgießt.

Schon ſo manchen Jüngling, auch ohne Dichterberuf, hat eine ſolche Lage zum Singen begeiſtert; wie hätte denn Geßners Genie den Strom von Empfindungen und Bildern, die in ſeiner Seele ſich drängten, zürückhalten können! —

Berg war die Wiege ſeiner Kunſt. Hier ſcheint ſein erwachendes Genie über ſeine eigentliche Beſtimmung noch ungewiß, mancherlei Töne verſucht in mehreren Gattungen ſich geprüft zu haben. Gedichte mit und ohne Reime, Proſa mit Verſen untermiſcht, Fabeln, Erzählungen Satyren und anakreontiſche Lieder wechſeln mit einander. In einigen wenigen derſelben iſt die Brockeſche Manier in weitſchweifigem Detail und in der Anhäufung maleriſcher Beiwörter ſichtbar. In andern glaubt man Hagedorns männlichern Biederton zu hören, und noch andre laſſen ſich an ſüßer Zeitlichkeit und naiver Schalkslaune mit den beſten Gleimſchen Gedichten vergleichen. Keiner dieſer jugendlichen, zum Theil kindiſchen Verſuche verläugnet ganz den künftigen Dichter, und manche laſſen ihn ſehr merklich ahnen. Bei aller grammatiſchen Unkorrektheit, bei häufiger Vernachläßigung der Reime und des Versbaues, bei der oft verunglückten Wahl des Ausdrucks, vermißt man dennoch weder Urtheil noch Geſchmack. Reizende Dichtungen, neu und anmuthsvoll, findet man in ihnen, und überall

jene kunſtloſe Einfalt, die frei von Anmaßung und eitler Sucht zu gefallen, jeden täuſchenden Glanz und erborgten Schimmer verſchmäht.

Eine jener friſchen lieblichen Jugenddichtungen mag hier nach Geßners eigener Handſchrift buchſtäblich ſtehen. Vermuthlich hat er das Gedicht vor ſeinem achtzehnten Jahre gedichtet.

Die Sonne war in Weſten
Schon von den hohen Bergen,
Das Gold der Abendröthe,
Erblaßte an dem Himmel,
Des Mondes ſchwächre Strahlen
Beſilberten die Erde.
Als Amor ſchon bewaffnet
In jenem düſtern Wäldchen
Durch dunkle Schatten irrte,
Wo öfters zwei Verliebte,
Im grünen Schatten ſcherzen,
Wo manches ſchönes Mädchen,
In Blumen ausgeſtrecket,
Den ihm getreuen Hirten
Mit Ungeduld erwartet,
Wo kleiner Vögel Chöre
Der Liebe Lob beſingen.

In Mitte dieſes Wäldchens,
Verſammeln alle Bäche,
Die ſich durchs Wäldchen ſchlängeln,
In einem See die Wellen,
Ihr ſanftes Ufer küſſend.

Hier, hier ſah er ein Mädchen,
Ein nackend badend Mädchen,
Drum ſchlich er an das Ufer,
Das Mädchen zu beſehen.

Die weißgewölbte Stirne
Umkränzten ſchwarze Locken,
Mit denen Zephir ſcherzte,
Und ſie um Hals und Schultern
Mit ſanftem Säuſeln ſchwang,
Es glühte auf den Wangen
Der Purpur junger Roſen,
Die kleinen zarten Lippen
Umflatterte die Anmuth,
Der ſchwarzen Augen-Feuer,
War reizend und entzündend,
Der Leib war ſchön und prächtig,
Geſchlank und weiß wie Lilien
Wie man die Venus bildet.

Die Wellen hüpften freudig,
Umſchwangen ihre Kniee
Und ſtiegen in die Höhe
Und hüpften in Kreiſen,
In ſilberfarbnen Zirkeln,

Das Mädchen ſah den Amor,
Den es noch nie gekannt,
Es ſprach, du kleines Knäbchen,
Geh, oder, wenn ich komme,
So ſpritz ich dich mit Waſſer.
Doch Amor lächelt ſchalkhaft,
Lehnt ſich auf ſeinen Bogen,
Und bleibt am Ufer ſtehen;

Das Mädchen klatſcht ins Waſſer,
Bis Amor ganz betreufelt
So, wie die Roſe glänzte,
Die ganz beperlet glänzet,
Wenn ſie bei hellem Morgen
Das friſche Tau befeuchtet.

So wie die kleine Lerche,
Wann ſie die Regentropfen
Von bunten Federn ſchüttelt:
So ſchüttelte ſich Amor
Die Tropfen abzuſpritzen.

Drauf ſagt er freundlich lächelnd:
Mein Kind du kannſt im ſpritzen,
Gewiß ſehr artlich treffen,
Doch ſieh, kann ich im Schießen,
Dich auch ſo artlich treffen?

Drauf langt er in den Köcher,
Und legt auf ſeinen Bogen
Ein glänzend ſcharfes Pfeilchen,
Kaum ziſcht es durch die Lüfte,
So ſtak's ſchon in dem Herzen
Des ſchreckenvollen Mädchens,
Das eilends aus dem Waſſer
Ans nahe Ufer flohe
Und in dem düſtern Wäldchen
Geheim den Ort beſah
Wo ihrs der Pfeil getroffen.

Was, ſprach es, fühlt mein Herz,
Es iſt kein rechter Schmerz,

Er ſchmerzt, doch iſt er ſüß,
Ein plagendes Vergnügen
Was iſt mir dieſes alles?

Ich hörte dieſe Worte,
Denn ich ſtak im Gebüſch
Wo dieſes Mädchen klagte,
Komm ſetz dich auf die Blumen,
Sprach ich, mein ſchönſtes Mädchen,
Ich heil dir deine Wunde.

Die Schaam mahlt ſeine Wangen
Mit reizend ſchönem Purpur,
Als es mich reden hörte.
Es wollte ſchüchtern fliehen,
Allein ich hielts zurücke,
Und fing es an zu küſſen,
Da fing es an zu lächeln,
Und foderte durch Küſſe,
Von mir noch viele Küſſe.

(Die Fortſetzung im nächſten Stück.)

VI.

Die Hochzeitsfeyer,

ein kleines Gemählde aus dem häuslichen Leben.

Mit einer Zufriedenheit, mit welcher wohl selten eine Königinn ihren Pallast und seine Herrlichkeiten mustert, überschaute die gute Hanne nach einigen geschäftigen Stunden ihr dürftiges, reinliches, zu ihrer Hochzeitfeyer beschicktes Stübchen. Froh der vollendeten Besorgungen und froh der Wärme, welche die wiederscheinenden Kacheln so milde verbreiteten, daß die silberfarbnen Blumen an den Fenstern zu zerrinnen begannen, stand sie mit verschränkten Armen und sahe, was sie am Ofen erblicken konnte: die mit der schimmernden Decke des Winters überzogenen Dächer und Gärten, den starren Baum vor dem Hause, von dessen Zweigen krächzende Krähen, so wie sie sich regten, fein stäubenden Schnee schütteten, die langen Eiszapfen, welche von dem niedern Strohdache wie funkelnder Kristall bis über die Fenster herabstarrten, — und hörte die Frachtwagen, welche auf der nahen Straße pfeifend und knirschend hingeschleift wurden, mit dem süßen Gefühle sichrer Geborgenheit und ärmlicher Fülle.

Vor dem Fenſter ſammleten ſich Goldammer und Finken und Spatze, welchen ſie täglich ein wenig Broſamen hinwarf. An meinem Ehrentage ſollt ihr euch auch freuen ihr lieben Thierchen, dachte ſie, ſtreute ihnen reichlicher als je zerriebene Brokken, und weidete ihre freundlichen Augen an dem bunten Gewimmel und dem haſtigen Genuſſe der Vögel.

In dem Augenblicke trat Gottfried herein, umfaßte die Braut mit zärtlichem Gruße und rief einmahl über das andre: Wie kalt, wie kalt! der Morgenwind ſchneidet wie Meſſer.

Hanne. Ja wohl; aber hier iſt es warm, und es iſt alles geordnet. Ich warte nur auf die Schweſter, die mir das Haar aufbinden und mit dem Kränzchen ſchmücken will. Gottfried nun iſt der Tag da!

Gottfried. Ja mein Hannchen, wir wollen auch fröhlich ſeyn, mehr als Könige und Fürſten.

Hanne. Das laß uns ſeyn, o das laß uns. Ein ſolcher Tag kommt ja nicht wieder im Leben. Weißt du wohl? Du ſpracheſt geſtern davon, wie die Reichen ihre Hochzeitstage feyern könnten. Da iſt mir eingefallen, wir wollen doch heute recht froh ſeyn — —

Gottfried. Nun meine Liebe?

Hanne. Sagteſt du nicht, du hätteſt einen halben Gulden übrig? Sieh, ich kann auch vier Groſchen entbehren, da könnten wir uns einmahl eine Freude machen wie die Reichen. —

Gottfried. Und wie denn meine Hanne?

Hanne. Sang und Klang und Tanz können wir nicht haben, und mir iſt auch, als wär ich heute zum Lärmen und Springen zu vergnügt. — Aber die arme alte Müllern drüben an der Ecke! — Als du geſtern weg wareſt, wurde noch viel davon geſprochen, welche Noth ſie leidet. Von ihrer Krankheit iſt ſie kaum wieder geneſen, ach! und nun hat ſie kein Hälmchen Stroh und kein Stöckchen Holz, — denk nur, bei der grimmigen Kälte! und nichts ſich zu laben. Wie wär es, wenn ich ihr das Geld brächte? das wär doch etwas zu Feuerung bis das Wetter gelinder wird, und Eſſen haben wir auch genug, wir ſchichteten uns am Tiſche ein wenig mehr zuſammen, ſo könnte die Alte mit genießen, und einen guten Tag mit uns haben. Wir wollen ja heute recht froh und recht reich ſeyn. — Was meinſt du?

Gottfried. Ja wohl, wir wollen recht froh und recht reich ſeyn. O laß die Dürftige unſre Hochzeit mit feyern.

Die wird Augen machen, das ſoll eine Freude ſeyn! rief Hannchen, eine Thräne der edlen Menſch-

lichkeit zitterte über ihre Wangen, und ungeduldig eilte ſie fort, die Gabe reiner Herzen zu bringen, und zum Mitgenuſſe reiner Freuden zu laden. Eile hin frommes Mädchen, eile deinem Entzücken zu, und bereite dir eine herzbefriedigende Hochzeitsfeyer. Es kann dir nicht fehlen an wahrem Guten, allen Seegen, den der Pfarrer über dich ausſprechen wird, haſt du in deinem Innern, wandle auf deinem guten Wege weiter, du wirſt bei ſchwarzem Brote die köſtlichſten Mahle nicht vermiſſen, und ohne Sang und Klang und Tanz fröhlich ſeyn dein Leben hindurch.

Heiter und mit erhöhten Gefühlen ſchaute ihr der Bräutigam nach, lächelnd trat die Schweſter herein, das Haar der Braut zu ringeln und zu kränzen, und an das kleine Fenſter pickten in traulichem Spiele die geſättigten Vöglein.

G. W. C. Starke.

VIII.

Neue deutsche Werke, die nächstens erscheinen werden.

---

a) Lieder geselliger Freude. Herausgegeben von Johann Friedrich Reichard. Leipzig, bei Gerhard Fleischer, 1796.

Im Vorberichte dieser angenehmen Liedersammlung erklärt sich der Herausgeber über Zweck und Einrichtung derselben folgendermaßen.

„Wir sanglosen Deutschen fangen an reich zu werden an fröhlichen Liedern, aber unsre Gesellschaften, selbst die fröhlichsten, bleiben noch meist ohne Sang und Klang. Vielleicht ist auch dies Schuld daran, daß jene Lieder in unzähligen großen und kleinen Sammlungen von Gesängen aller Art zerstreut sind. Manche Sammlung, die vierzig, funfzig Lieder, Arien und Duetten enthält, bietet kaum zwei, drei Lieder dar, deren Inhalt und Melodie einer gemischten fröhlichen Gesellschaft, die nur eben fröhlich seyn will, angemessen wäre; manche nicht Ein Lied. Die genaueste Durchforschung von mehr als sechszig verschiedenen Liedersammlungen hat dieses nur zu sehr bewiesen. Und

so

ſo verdienen ſich Herausgeber und Verleger dieſer Sammlung, in der nur ſolche Lieder aufgenommen worden, welche von jeder guten fröhlichen Geſellſchaft gerne gemeinſchaftlich angeſtimmt werden möchten, vielleicht einigen Dank von ihren Landsleuten.

Die Sammlung, für welche man ein bequemes Taſchenformat zu Erleichterung des geſellſchaftlichen Gebrauchs wählte, wird in ihrer Vollſtändigkeit Einhundert der ſchönſten deutſchen Lieder enthalten. Um die Wahl und das Auffinden der Lieder nach der jedesmaligen Veranlaſſung und Stimmung der Geſellſchaft einigermaßen zu erleichtern, ſind ſie in vier Büchei nach den Jahreszeiten eingetheilt. Die Frühlings- und Sommerlieder legen wir hiermit vor; die Herbſt- und Winterlieder erſcheinen gewiß in der nächſten Michaelismeſſe. Dem dürren Sommer mußten oft Lieder gewidmet werden, die Empfindungen beſingen, welche von allen Jahreszeiten ſind: Freude, Zufriedenheit, Freiheit und vor allen die ſelige Freundſchaft.

Dieſe beiden Abtheilungen enthalten die ſangbarſten fröhlichen Lieder unſerer beliebteſten Dichter und Komponiſten, Gedichte von Friederike Brun, Bürger, Claudius, Gotter, Göthe, Herder, Hölty, Jacobi, Köpken, Matthiſſon, Meisner, Sophie Mereau, Pfeffel, Sa-

lis, Schiller, Schlegel, Stark, Stollberg, Voß und Weisse, mit Kompositionen von Hiller, Kunzen, Naumann, Reichart, Schulz, Schwenke, Seidel, Seidelmann, Spazier und Zelter. Die folgenden Abtheilungen werden, außer mehreren andern von diesen Dichtern und Komponisten, auch noch Lieder von einigen andern liefern.

Der Herausgeber hat sich bei der Wahl der der Gedichte und Melodien, nach seiner besten Überzeugung der strengsten Auswahl beflissen, und ist dabei nach Möglichkeit dem Begriffe treu geblieben, daß die Sammlung nur Lieder geselliger Freude enthalten solle. Freilich war es ihm oft betrübt zu finden, daß Lieblings-Dichter deutscher Nation, wie Göthe, Wieland und Schiller, so wenig der geselligen Freude gehuldigt haben, und oft war er in Versuchung von ihnen auch solche Gedichte mit aufzunehmen, die nur uneigentlich in dieser Sammlung Platz gefunden hätten. Am Ende aber fand er doch besser überall seinem Plane treu zu bleiben, für niemanden eine Ausnahme zu gestatten, und jene Lieder lieber einer andern Sammlung aufzubewahren, die er vielleicht künftig unter dem Titel: Lieder der Liebe und der Einsamkeit, dem gesangliebenden Publikum vorlegt. Er hat übrigens durchaus die neuesten Ausgaben

der Dichter benutzt; und nur da, wo die Dichter mit ihren bereits komponirten Liedern, ohne Rücksicht auf beliebte Melodien Änderungen vorgenommen hatten, die sich mit diesen nicht vertrugen, ist er den alten Lesearten treu geblieben.

Auch hat der Herausgeber in den Melodien die häufigen Druck- und Stichfehler, mit welchen die meisten Sammlungen angefüllt sind, hie und da wohl auch kleine Nachläßigkeiten zu verbessern gesucht. Mit den letzten ist er natürlich bei seinen eignen Kompositionen am strengsten verfahren; einige seiner Lieder haben merkliche Verbesserungen, andre auch neue Melodien erhalten. Ganz neue Lieder hat er indeß nur da von sich selbst eingeschaltet, wo er nach ernstlichem Bestreben zu Poesien, die dieser Sammlung nicht fehlen durften, keine solche Melodien andrer Komponisten fand, deren Aufnahme er vor der strengern Kritik, die unter Lied und Arioso, oder gar Cavatine und Arie einen sehr wesentlichen Unterschied macht, und vor dem gebildeten deutschen Kunstpublikum glaubte verantworten zu können. Daher enthält diese erste Lieferung auch nur Neun ganz neue, noch nie gedruckte Liederkompositionen von ihm selbst; wenn es ihm gleich leicht geworden wäre, deren mehrere einzuschalten.

Mit den Poesien zu solchen Melodien, die

ihm den Charakter und Gehalt, den dieſe Sammlung forderte, zu haben ſchienen, und ſchon allgemein beliebt ſind, iſt er hie und da, doch nur ſelten, etwas weniger ſtrenge geweſen. Melodien, die einmal tief eingegriffen haben, leben unaufhaltſam fort, und gelten, ſo zu ſagen, auch ohne die Worte, wenn dieſe gleich ſelten, unbeſchadet der Melodie, mit beſſern Worten zu vertauſchen ſind. Kränkend war es dem Herausgeber, daß er auch mit dieſer Einſchränkung, ſo weit ſie der gute Geſchmack nur irgend verſtattete, keine Kompoſitionen von den mit Recht ſo hoch verehrten Männern Hayon, Mozart, Dittersdorf u. e. a. aufzunehmen fand; und es blieb ihm unbegreiflich, wie dieſe vortrefflichen Männer einerſeits unſre beſten Dichter ſo wenig benutzt, andrerſeits das Lied ſogar nicht nach ſeiner eigentlichen Natur bearbeitet haben. — Zuweilen hat der Herausgeber auch bekannten einſtimmigen Melodien durch Hinzufügung mehrerer Stimmen, oder durch Miſchung von Solo- und Chorſtimmen eine geſelligere Geſtalt zu geben geſucht.

Über die eigentlichen Chorgeſänge dieſer Sammlung hat der Herausgeber ſeinen Leſern noch ein Wort zu ſagen.

Wenn gleich die Melodie, und beſonders ihre Bewegung die Seele des Liedes iſt, ſo wird das

Lied, welches in die Seele des ganzen Menschengeschlechts, der ganzen belebten Natur hoch anstimmt, doch für das gebildete Ohr und Kunstgefühl nur dann erst das, was er seyn kann, ganz, wenn die Harmonie dazu kommt, und mehrere Stimmen in reinen Akkorden die Melodie zu ihrer höchsten Würde und Schönheit erheben. Mehrere dieser Lieder sind daher chormäßig gesetzt, und es wäre zu wünschen, daß die Bequemlichkeit, mit der mehrere Mitglieder der Gesellschaft dieses Lieder-Buch leicht bei sich führen können, auch den Gewinn brächte, daß sich alle musikalische Glieder der Gesellschaft bemühten, solche Lieder, wie sie da stehn, drei- und vierstimmig zu singen. Es giebt ja in der Schweiz ganze Gemeinen, die bei kirchlichen Versammlungen, die weniger faßlich gesetzten Psalmmelodien mehrstimmig absingen; warum sollte denn dieses in Deutschland, wo Musik denn doch bei aller Mangelhaftigkeit weit mehr und gründlicher getrieben wird als in der Schweiz, unausführbar seyn? Wenn man dabei noch die sorgfältig angegebnen Grade der Stärke und Schwäche beobachtet und auch beim Chorgesange die eigentliche Bewegung der Lieder richtig trifft und rein erhält; so wird man bei manchem sehr einfachen Liede eine Wirkung wahrnehmen, die Wenige von einem so kleinen Musikstück erwarten möchten. Und dieses

kann denn wohl auch ein neuer Reiz zur Förderung des geſellſchaftlichen Geſanges werden, welches für den Herausgeber gewiß die angenehmſte Belohnung ſeyn würde.

Wo ſich muſikaliſche Inſtrumentalbegleitung leicht darbietet, wird auch dieſe, beſonders bei Chorgeſängen mit glücklichem Erfolg angewandt werden können. Violinen und Flöten, oder auch Hoboen und Clarinetten können meiſtens die beiden Oberſtimmen, wie ſie da ſind, ausführen; der Baß iſt ohnehin für jedes blaſende oder beſaitete Baßinſtrument gerecht, und die Tenorſtimme können Bratſchen, oder auch Gamben und Fagotten verſtärken. Wo ſich ſolche ſtarke Begleitung aber nicht findet, auch ein gutes Fortepiano fehlt, wird oft bloß ein gutes Baßinſtrument zur Unterſtützung der Baßſingſtimme hinlänglich ſeyn, den Sänger im Ton und im Takt erhalten zu helfen.

Findet dieſe Sammlung die gute Aufnahme, auf die Herausgeber und Verleger hoffen, ſo fügen wir ihr auch wohl künftig die jedem Liede angemeßne Inſtrumentalbegleitung bei.«

Wir wollen nur noch hinzufügen, daß der Verleger dieſem Werke die äußerſte Eleganz und Vollendung gegeben. Der Druck mit didotſcher Schrift aus der Ungerſchen Offizin iſt vortrefflich und wird durch ſchönes holländiſches Papier

nach Verdienst gehoben: die von Menzel in Kupfer gestochne Musik ist eben so deutlich und korrekt als zierlich und ein sehr angenehmes Bild der Terpsichore von Bolte gestochen vollendet die Eleganz des Äußern.

Über das Studium der Griechischen Poesie, von Friedrich Schlegel. Neustreliz.

Wir haben von dieser wichtigen Schrift, die zur Michaelismesse erscheinen wird, zehn Bogen vor uns liegen, und eilen unsern Lesern einen kleinen Vorschmack davon zu geben, indem wir die Hauptsätze ausheben und sie mit vielen der schönsten Stellen vorlegen.

Der Verfasser hebt mit der Charakterisirung der modernen Poesie an. »Volle Befriedigung die sich nur in dem vollständigen Genuß findet, wo jede erregte Erwartung erfüllt, auch die kleinste Unruhe aufgelöst wird, wo alle Sehnsucht schweigt, diese fehlt der Poesie unsers Zeitalters.« —

»Wahrheit und Sittlichkeit ist öfter der Zweck moderner Dichter als Schönheit.« — Beinahe überall findet man jedes andre Prinzip als höchstes Ziel und erstes Gesetz der Kunst, als letzter Maßstab für den Werth ihrer Werke stillschweigend vorausgesetzt oder ausdrücklich aufgestellt; nur nicht das Schöne. — Findet sich ja eine leise Ahndung vollkommener Schönheit, so ist es nicht sowohl im ruhigen Genuß, als in unbefriedigter Sehnsucht —

»Die Gränzen der Wissenschaft und der Kunst des Wahren und Schönen sind so verwirrt, daß sogar die Überzeugung von der Unwandelbarkeit jener ewigen Gränzen fast allgemein wankend gewor-

den iſt. Die Philoſophie poetiſirt und die Poeſie philoſophirt. Die Geſchichte wird als Dichtung, dieſe aber als Geſchichte behandelt. Selbſt die Dichtarten verwechſeln gegenſeitig ihre Beſtimmung; eine lyriſche Stimmung wird der Gegenſtand eines Drama und ein dramatiſcher Stoff wird in lyriſche Form gezwängt. —

»Die Theorie ſelbſt ſcheint an einem feſten Punkt in dem endloſen Wechſel völlig zu verzweifeln. Der öffentliche Geſchmack — doch wie wäre da ein öffentlicher Geſchmack möglich, wo es keine öffentliche Sitten giebt? — Die Karrikatur des öffentlichen Geſchmacks, die Mode, huldigt mit jedem Augenblicke einem andern Abgotte.« —

»Dieſer Künſtler ſtrebt allein nach den üppigen Reizen eines wollüſtigen Stoffs, dem blühenden Schmuck, dem ſchmeichlenden Wohllaut einer bezaubernden Sprache, wenn auch ſeine abentheuerliche Dichtung Wahrheit und Schicklichkeit beleidigt und die Seele leer läßt. Jener täuſcht ſich wegen einer gewiſſen Rundung und Feinheit in der Anordnung und Ausführung mit dem voreiligen Wahne der Vollendung. Ein anderer, um Reiz und Rundung unbekümmert, hält ergreifende Treue der Darſtellung, das tiefſte Auffaſſen der verborgenſten Eigenthümlichkeit für das höchſte Ziel der Kunſt. Dieſe Einſeitigkeiten des italieniſchen, franzöſiſchen und engländiſchen Geſchmacks findet ſich in ihrer ſchneidenden Härte in Deutſchland beiſammen wieder.«

»Die metaphyſiſchen Unterſuchungen einiger wenigen Denker über das Schöne hatten nicht den mindeſten Einfluß auf die Bildung des Geſchmacks und der Kunſt. Die praktiſche Theorie der Poeſie aber war bis auf wenige Ausnahmen bis jetzt nicht viel mehr als der Sinn deſſen, was man verkehrt genug ausübte; gleichſam der abgezogne Begriff des falſchen Geſchmacks, der Geiſt der unglücklichen Geſchichte.«

»Die Anarchie, welche in der äſthetiſchen Theorie, wie in der Praxis der Künſtler ſo ſichtbar iſt,

erſtreckt ſich ſogar auf die Geſchichte der modernen Poeſie. —

»Charakterloſigkeit ſcheint der einzige Charakter der modernen Poeſie, Verwirrung das Gemeinſame ihrer Maſſe, Geſetzloſigkeit der Geiſt ihrer Geſchichte, und Skeptizismus das Reſultat ihrer Theorie.« —

»Nicht einmal die Eigenthümlichkeit hat beſtimmte und feſte Gränzen. — Im Zwecke völlig gleichgültig gegen alle Form und nur voll unerſättlichen Durſtes nach Stoff, erlangt auch das feine Publikum vom Künſtler nichts als intereſſante Individualität.

»Wenn man dieſe Zweckloſigkeit und Geſetzloſigkeit des Ganzen der modernen Poeſie, und die hohe Treflichkeit der einzelnen Theile gleich aufmerkſam beobachtet: ſo erſcheint ihre Maſſe wie ein Meer ſtreitender Kräfte, wo die Theilchen der aufgelöſten Schönheit, die Bruchſtücke der zerſchmetterten Kunſt, in trüber Miſchung ſich verworren regen.«

Der Verfaſſer geht nun zur genauern Charakteriſtik der modernen Poeſie über, er zeigt, daß ſie in ſich ſelbſt kein Ganzes ausmache, daß man ſie aber von der andern Seite doch als ein ſolches betrachten müſſe, weil die Bildung der modernen Völkermaſſe, trotz aller Verſchiedenheit, nach einem gemeinſchaftlichen Ziele ſtrebe; eben dies ſey auch mit der modernen Poeſie der Fall. — Seit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften ahmen ſich alle europäiſche Nationen gegenſeitig nach; nur Deutſchland hat bis jezt den vielſeitigſten fremden Einfluß ohne Rückwirkung erfahren. Jede Poeſie der Modernen hat nach und nach den Charakter künſtlicher Bildung angenommen; aber alle Völker haben ſchon ſeit den frühſten Zeiten ſehr viel Gemeinſames. Dieſe Ähnlichkeit erhält ſich auch bei allen Veränderungen.

Alles dies ließe ſich vielleicht aus der äußern Berührung, aus der Lage erklären. Andre Züge

führen uns aber darauf, daß wir vieles aus einem gemeinschaftlichen innern Prinzip herleiten müssen. Dahin gehört besonders die standhafte Nachahmung der alten Kunst, zu der man nach allen mislungenen Versuchen immer wieder zurückkehrte. Jenes sonderbare Verhältniß der Theorie zur Praxis. Ferner der schneidende Kontrast der höhern und niedern Kunst. Ferner das totale Übergewicht des Charakteristischen Individuellen und Interessanten in der ganzen Masse der modernen Poesie, vorzüglich aber in den spätern Zeitaltern. Endlich das rastlose unersättliche Streben nach dem Neuen, Piquanten und Frappanten, bei dem dennoch die Sehnsucht unbefriedigt bleibt.

Wenn die nazionellen Theile der modernen Poesie, aus ihrem Zusammenhange gerissen, und als einzelne für sich bestehende Ganze betrachtet werden, so sind sie unerklärlich. Sie bekommen erst durcheinander Haltung und Bedeutung. Je aufmerksamer man aber die ganze Masse der modernen Poesie selbst betracht t, je mehr erscheint auch sie als das bloße Stück eines Ganzen. Die Einheit, welche so viele gemeinsame Eigenschaften zu einem Ganzen verknüpft, ist in der Masse ihrer Geschichte nicht sogleich sichtbar. Wir müssen ihre Einheit also sogar jenseits ihrer Gränzen aufsuchen, und sie selbst giebt uns einen Wink, wohin wir unsern Weg richten sollen. Die gemeinsamen Züge, welche Spuren innern Zusammenhanges zu seyn scheinen, sind seltner Eigenschaften, als Bestrebungen und Verhältnisse. Die Gleichheit einiger vermehrt sich, je mehr wir uns von dem jetzigen Zeitalter rückwärts entfernen; die einiger andern, je mehr wir uns demselben nähern. Wir müssen also nach einer doppelten Richtung nach ihrer Einheit forschen; rückwärts nach dem ersten Ursprunge ihrer Entstehung und Entwicklung; vorwärts nach dem letzten Ziele ihrer Fortschreitung. Vielleicht gelingt es uns auf diesem Wege, ihre Ge-

ſchichte vollſtändig zu erklären und nicht nur den Grund, ſondern auch den Zweck ihres Charakters befriedigend zu deduziren.«

Es ſind zwei Naturen im Menſchen, die eine welche bildet, und die andre, welche die Bildung modifizirt, befördert und hemmet. Mit dem Anfange der Exiſtenz fängt ſogleich der Kampf des Menſchen mit dem Schickſale an. Die Menſchheit iſt eine zweideutige Miſchung von Gottheit und Thierheit, und dieſe Vermiſchung veranlaßt eben die unauflöslichen Widerſprüche. Vieles was der Menſch thut, gehört ihm eigentlich nicht; aber dennoch muß die bildende Kraft frey ſeyn. In dem gegenſeitigen Einfluſſe muß eine von beiden Kräften die wirkende, die andre die rückwirkende ſeyn.

»Entweder die Freiheit oder die Natur muß der menſchlichen Bildung den erſten beſtimmten Anſtoß geben, und dadurch die Richtung des Weges, das Geſetz der Progreſſion, und das endliche Ziel der ganzen Laufbahn determiniren; es mag nun von der Entwicklung der geſammten Menſchheit oder eines einzelnen weſentlichen Beſtandtheils derſelben die Rede ſeyn. Im erſten Falle kann die Bildung eine natürliche, im letzten eine künſtliche heißen. In jener iſt der erſte urſprüngliche Quell der Thätigkeit ein unbeſtimmtes Verlangen: in dieſer ein beſtimmter Zweck. Dort iſt der Verſtand auch bei der größten Ausbildung höchſtens nur der Handlanger und Dolmetſcher der Neigung; der geſammte zuſammengeſetzte Trieb aber der unumſchränkte Geſetzgeber und Führer der Bildung. Hier iſt die bewegende, ausübende Kraft zwar auch der Trieb; die lenkende, geſetzgebende Macht hingegen der Verſtand: gleichſam ein oberſtes lenkendes Prinzipium, welches die blinde Kraft leitet und führt, ihre Richtung determinirt, und nach Willkühr die einzelnen Theile trennt und verknüpft.«

Alle menſchliche Bildung nimmt von der Natur ihren Anfang; die Praxis iſt vor der Theorie

da. Nur auf eine natürliche Bildung kann eine künſtliche folgen, und zwar nur auf eine verunglückte natürliche Bildung.

»Schon in den früheſten Zeitaltern der Europäiſchen Bildung finden ſich unverkennbare Spuren des künſtlichen Urſprungs der modernen Poeſie. Die Kraft der Stoff war zwar durch Natur gegeben: das lenkende Prinzip der äſthetiſchen Bildung war aber nicht der Trieb, ſondern gewiſſe dirigirende Begriffe. — Das koloſſaliſche Werk des Dante, dieſes erhabene Phänomen in der trüben Nacht jenes eiſernen Zeitalters, iſt mit der Phantaſterei der Romaniſchen Dichtung ein Dokument für den künſtlichen Charakter der älteſten modernen Poeſie. — Der Reim ſelbſt ſcheint ein Kennzeichen dieſer urſprünglichen Künſtlichkeit unſerer äſthetiſchen Bildung.«

Dieſe Spuren der Künſtlichkeit ſind freilich nur noch geringe, im Vergleich gegen die ſpätere Zeit. Dieſer Reim mußte erſt Zeit haben zu wachſen und ſich auszubreiten, um ſich dem Auge recht anſchaulich darzuſtellen.

Späterhin trat die Theorie auf, und kündigte ſich als geſetzgebendes Prinzip der modernen Bildung an; als ſolches ward ſie auch allgemein anerkannt. Sie konnte aber nie mit ſich ſelber einig werden; bis dahin müſſen die Gränzen des Verſtandes und des Gefühls im Gebiete der Kunſt von beiden Seiten beſtändig überſchritten werden.

»Die einſeitige Theorie wird ſich leicht noch größere Rechte anmaßen, als ſelbſt der allgemeingültigen zukommen würden. Der entartete Geſchmack hingegen wird der Wiſſenſchaft ſeine eigne verkehrte Richtung mittheilen, ſtatt daß er von ihr eine beſſere empfangen ſollte. Stumpfe oder niedrige Gefühle, verworrne oder ſchiefe Urtheile, lückenhafte oder gemeine Anſchauungen werden nicht nur eine Menge einzelner unrichtiger Begriffe und Grundſätze erzeugen, ſondern auch grundſchiefe Richtungen der Unterſuchung, ganz verkehrte Grundgeſetze veranlaſſen.

Daher der zwiefache Charakter der modernen Theorie, welcher das unläugbarste Resultat ihrer ganzen Geschichte ist. Sie ist nemlich theils ein treuer Abdruck des modernen Geschmacks, der abgezogene Begriff der verkehrten Praxis, die Regel der Barbarei; theils das verdienstvolle Streben nach einer allgemeingültigen Wissenschaft.«

Zuerst schloß sich die Kunst an eine gegebene Mischung, man ahmte sta dhaft und allgemein das Antike nach. Alle mißverstandenen Regeln beruhten anfangs auf der Auktorität der Alten.

Man sah den Irrthum ein und überließ sich nun blindlings andern Irrthümern, da man einmal den ersten begangen hatte. Die Nazionalcharaktere vermischten sich, alle ahmten sich nach; und so entstand am Ende jene Anarchie im Geschmacke. Jeder Künstler ist nun ein isolirter Egoist in der Mitte seines Zeitalters Es giebt so viele individuelle Manieren als originelle Künstler. Zu manierter Einseitigkeit gesellte sich die reichste Vielseitigkeit; denn je weiter man von der reinen Wahrheit entfernt ist, je mehr einseitige Ansichten derselben giebt es.

Noch unglücklicher aber waren jene Versuche, die reinen Kunstarten mit einander zu vermischen; dadurch wurde die Natur gewaltsam zerrüttet und ihre Einfachheit verunstaltet. Ob sich aber durch diese künstlichen Zusammensetzungen neue Arten entdecken lassen, ist wenigstens äußerst ungewiß.

»Nichts kann die Künstlichkeit der modernen ästhetischen Bildung besser erläutern und bestätigen, als das große Übergewicht des Individuellen, Charakteristischen und Philosophischen in der ganzen Masse der modernen Poesie. Die vielen und trefflichen Kunstwerke, deren Zweck ein philosophisches Interesse ist, bilden nicht etwa bloß eine unbedeutende Nebenart der schönen Poesie, sondern eine ganz eigne große Hauptgattung, welche sich wieder in zwei Unterarten spaltet.«

»Es giebt Erkenntnisse, welche durch historische Nachahmung wie durch intellektuelle Bezeichnung

durchaus nicht mitgetheilt, welche nur dargeſtellt werden können; individuelle idealiſche Anſchauungen, als Beiſpiele und Belege zu Begriffen und Ideen. Auf der andern Seite giebt es auch Kunſtwerke, idealiſche Darſtellungen, welche offenbar keinen andern Zweck haben, als Erkenntniß. Ich nenne die idealiſche Poeſie, deren Ziel das philoſophiſch-Intereſſante iſt, didaktiſche Poeſie. Werke, deren Stoff didaktiſch, deren Zweck aber äſthetiſch, oder Werke, deren Stoff und Zweck didaktiſch, deren äußere Form aber poetiſch iſt, ſollte man durchaus nicht ſo benennen: denn nie kann die individuelle Beſchaffenheit des Stoffs ein hinreichendes Prinzip zu einer gültigen äſthetiſchen Klaſſifikation ſeyn.

Der große Umfang das Charakteriſtiſchen in der ganzen äſthetiſchen Bildung des Modernen offenbart ſich auch in andern Künſten. Giebt es nicht eine charakteriſtiſche Mahlerei, deren Intereſſe weder äſthetiſch, noch hiſtoriſch, ſondern rein phyſiognomiſch, alſo philoſophiſch; deren Behandlung aber nicht hiſtoriſch, ſondern idealiſch iſt? — Selbſt in der Muſik hat die Charakteriſtik individueller Objekte ganz wider die Natur dieſer Kunſt überhand genommen. Auch in der Schauſpielkunſt herrſcht das Charakteriſtiſche unumſchränkt. Ein mimiſcher Virtuoſe muß an Organiſation und Geiſt gleichſam ein phyſiſcher und intellektueller Proteus ſeyn, um ſich ſelbſt in jede Manier und jeden Charakter, bis auf die individuellſten Züge metamorphoſiren können.

Was war natürlicher, als daß das lenkende Prinzipium das geſetzgebende, daß das philoſophiſch Intereſſante letzter Zweck der Poeſie ward! — Bei höherer intellektueller Bildung wurde alſo natürlich das Ziel der modernen Poeſie originelle und intereſſante Individualität.

Nur durch eine idealiſche Stellung wird die Charakteriſtik eines Individuums zum philoſophiſchen Kunſtwerk. Durch dieſe Anordnung muß

das Gesetz des Ganzen aus der Masse klar hervortreten, und sich dem Auge leicht darbieten; der Sinn, Geist, innre Zusammenhang des dargestellten Wesens muß aus ihm selbst hervorleuchten.

Aber selbst die reichhaltigste philosophische Charakteristik ist doch nur eine einzelne Merkwürdigkeit für den Verstand, eine bedingte Erkenntniß, das Stück eines Ganzen, welches die strebende Vernunft nicht befriedigt. Der Instinkt der Vernunft strebt stets nach in sich selbst vollendeter Vollständigkeit, und schreitet unaufhörlich vom Bedingten zum Unbedingten fort. Das Bedürfniß des Unbedingten und der Vollständigkeit ist der Ursprung und Grund der zweiten Art der didaktischen Gattung. Dies ist die eigentliche philosophische Poesie, welche nicht nur den Verstand, sondern auch die Vernunft interessirt. Ihre eigne natürliche Entwicklung und Fortschreitung führt die charakteristische Poesie zur philosophischen Tragödie, dem vollkommnen Gegensatze der ästhetischen Tragödie. Diese ist die Vollendung der schönen Poesie, besteht aus lauter lyrischen Elementen, und ihr endliches Resultat ist die höchste Harmonie. Jene ist das höchste Kunstwerk der didaktischen Poesie, besteht aus lauter charakteristischen Elementen, und ihr endliches Resultat ist die höchste Disharmonie. Ihre Katastrophe ist tragisch; nicht so ihre ganze Masse: denn die durchgängige Reinheit des Tragischen (eine nothwendige Bedingung der ästhetischen Tragödie) würde der Wahrheit der charakteristischen und philosophischen Kunst Abbruch thun.«

Der Verfasser geht nun zu Shakespear über, und entwickelt im Hamlet auf eine vortreffliche Art seinen Begriff von philosophischer Tragödie.

Man verkennt den Hamlet oft so sehr, daß man ihn stückweise lobt. Eine ziemlich inkonsequente Toleranz, wenn das Ganze wirklich so unzusammenhängend, so sinnlos ist, als man stillschweigend voraussetzt! Überhaupt ist in Shakespears Dramen der Zusammenhang selbst zwar so einfach und klar,

daß er offnen und unbefangnen Sinnen sichtbar und von selbst einleuchtet. Der Grund des Zusammenhanges aber liegt oft so tief verborgen, die unsichtbaren Bande, die Beziehungen sind so fein, daß auch die scharfsinnigste kritische Analyse misglücken muß, wenn es an Takt fehlt, wenn man falsche Erwartungen mitbringt, oder von irrigen Grundsäzzen ausgeht. Im Hamlet entwickeln sich alle einzelnen Theile nothwendig aus einem gemeinschaftlichen Mittespunkt, und wirken wiederum auf ihn zurück. Nichts ist fremd, überflüssig, oder zufällig in diesem Meisterstück künstlerischer Weisheit.«

»Es giebt vielleicht eine vollkommnere Darstellung der unauflöslichen Disharmonie, welche der eigentliche Gegenstand der philosophischen Tragödie ist, als ein so gränzenloses Mißverhältniß der denkenden und thätigen Kraft, wie in Hamlets Charakter. Der Totaleindruck dieser Tragödie ist ein Maximum der Verzweiflung.«

»Shakespear ist unter allen Künstlern derjenige, welcher den Geist der modernen Poesie überhaupt am vollständigsten und am treffendsten charakterisirt. In ihm vereinigen sich die reizendsten Blüthen der Romantischen Phantasie, die gigantische Größe der gothischen Heldenzeit, mit den feinsten Zügen moderner Gesellschaft, mit der tiefsten und reichhaltigsten poetischen Philosophie. In den beiden lezten Rücksichten könnte es zu Zeiten scheinen, er hätte die Bildung unsers Zeitalters antizipirt.«

»Man darf ihn ohne Übertreibung den Gipfel der modernen Poesie nennen.«

»Dennoch wußten viele gelehrte und scharfsinnige Denker nicht, was sie mit Shakespear machen sollten. Der inkorrekte Mensch wollte ihren konvenzionellen Theorien gar nicht recht zusagen. Eine unwiderstehliche Sympathie befreundet nehmlich den Kenner ohne Takt und treffenden Blick mit den ordentlichen Dichtern, die zu schwach sind, um ausschweifen zu können. Es ist daher wenig mehr als die Mittelmäßigkeit derjenigen Künstler, die weder

warm

warm noch kalt sind, welche unter dem Nahmen der Korrektheit gestempelt und geheiligt worden ist. Das gewöhnliche Urtheil, Shakespears Inkorrektheit sündige wider die Regeln der Kunst, ist, um wenig zu sagen, sehr voreilig, so lange noch gar keine objektive Theorie existirt.«

Wer seine Poesie als schöne Kunst beurtheilt, der geräth nur in tiefere Widersprüche, je mehr Scharfsinn er besitzt, je besser er den Dichter kennt. Wie die Natur Schönes und Häßliches durcheinander mit gleich üppigem Reichthum erzeugt, so auch Shakespear. Keine seiner Dramen ist in Masse schön; nie bestimmt Schönheit die Anordnung des Ganzen. Auch die einzelnen Schönheiten sind wie in der Natur nur selten von häuslichen Zusätzen rein, und sie sind nur Mittel eines andern Zweckes; sie dienen dem charakteristischen oder philosophischen Interesse.

»Seine Darstellung ist nie objektiv, sondern durchgängig manierirt. — Unter Manier verstehe ich in der Kunst eine individuelle Richtung des Geistes und eine individuelle Stimmung der Sinnlichkeit, welche sich in Darstellungen, die idealisch seyn sollen, äußern.«

»Aus diesem Mangel der Allgemeingültigkeit, aus dieser Herrschaft des Manierirten, Charakteristischen und Individuellen, erklärt sich von selbst die durchgängige Richtung der Poesie, ja der ganzen ästhetischen Bildung des Modernen aufs Interessante. Interessant nehmlich ist ein jedes originelle Individuum, welches ein größeres Quantum von intellektuellem Gehalt oder ästhetischer Energie enthält.«

Da alle Größen in das Unendliche vermehrt werden können, so ist es klar, warum auf diesem Wege nie eine vollständige Befriedigung erreicht werden kann; warum es kein höchstes Interessantes giebt.« —

»Was die Theorie versprach, was man in der Natur suchte, in jedem einzelnen Idol zu finden

hoffte; was war es anders als ein ästhetisches Höchstes? — Nur das Allgemeingültige, Beharrliche und Nothwendige, das Objektive kann diese große Lücke ausfüllen; nur das Schöne kann diese heiße Sehnsucht stillen. Das Schöne ist der allgemeingültige Gegenstand eines uninteressirten Wolgefallens, welches von dem Zwange des Bedürfnisses und des Gesetzes gleich unabhängig, frei und dennoch nothwendig, ganz zwecklos, und dennoch unbedingt zweckmäßig ist. Das Übermaß des Individuellen führt also von selbst zum Objektiven, das Interessante ist die Vorbereitung des Schönen, und das letzte Ziel der modernen Poesie kann kein andres seyn als das höchste Schöne ein Maximum von objektiver ästhetischer Vollkommenheit.« — —

— Und nun folgt die schöne Stelle über Göthe, die die Leser im zweiten Stücke dieses Journals gefunden haben. In diesem Zusammenhange ist sie natürlicherweise gehaltvoller und gedankenreicher. —

»Göthe, dieser große Künstler, eröffnet die Aussicht auf eine ganz neue Stufe der ästhetischen Bildung. Seine Werke sind eine unwiderlegliche Beglaubigung, daß das Objektive möglich, und die Hoffnung des Schönen kein leerer Wahn der Vernunft sey. Das Objektive ist hier wirklich schon erreicht, und da die nothwendige Gewalt des Instinkts jede stärkere ästhetische Kraft aus der Krise des Interessanten dahin führen muß: so wird das Objektive auch bald allgemeiner, es wird öffentlich anerkannt, und durchgängig herrschend werden. Dann hat die ästhetische Bildung den entscheidenden Punkt erreicht, wo sie sich selbst überlassen nicht mehr sinken, sondern nur durch äußre Gewalt in ihren Fortschritten aufgehalten, oder völlig zerstört werden kann.«

»Den Gang und die Richtung der modernen Bildung bestimmen herrschende Begriffe: eben so giebt es auch ästhetische Vorurtheile, von

denen die am gefährlichſten ſind, welche die fernere Entwicklung von ſelbſt hemmen Es iſt die heiligſte Pflicht aller Werke der Kunſt, ſolche Irrthümer, welche der natürlichen Freiheit ſchmeicheln, und die Selbſtkraft lähmen, indem ſie die Hoffnungen der Kunſt als unmöglich, die Beſtrebungen derſelben als fruchtlos darſtellen, ohne Schonung zu bekämpfen, ja wo möglich ganz zu vertilgen.«

So denken viele: »Schöne Kunſt ſey gar nicht Eigenthum der ganzen Menſchheit; am wenigſten eine Frucht künſtlicher Bildung. Sie ſey die unwillkührliche Ergießung einer günſtigen Natur; die Lokale Frucht des glücklichſten Klima's; eine momentane Epoche, eine vorübergehende Blüthe, gleichſam der kurze Frühling der Menſchheit. Da ſey ſchon die Wirklichkeit ſelbſt edel, ſchön und reizend, und die gemeinſte Volksſage ohne alle künſtliche Zubereitung bezaubernde Poeſie. Jene friſche Blüthe der jugendlichen Phantaſie, jene mächtige und ſchnelle Elaſticität, jene höhere Geſundheit des Gefühls könne nicht erkünſtelt, und einmal zerrüttet nie wieder geheilt werden. Am wenigſten unter der Nordiſchen Härte eines trüben Himmels, der Barbarei gothiſcher Verfaſſungen, dem Herzensfroſt gelehrter Vielwiſſerei.«

Vielleicht kann dies unter manchen Einſchränkungen, wenigſtens für einen Theil der bildenden Kunſt gelten. Es ſcheint in der That daß für ſchöne Plaſtik der Mangel einer glücklichen Organiſation, und eines günſtigen Klima's weder durch einen gewaltſamen Schwung der Freiheit, noch durch die höchſte Bildung erſetzt werden könne. Mit Unrecht und wider alle Erfahrung dehnt man dies aber auch auf die Poeſie aus. Wie viel große Barden und glückliche Dichter gab es nicht unter allen Zonen, deren urſprüngliche Feuerkraft durch die ausgeſuchteſte Unterdrückung nicht erſtickt werden konnte? Die Poeſie iſt eine univerſelle Kunſt: denn ihr Organ, die Phantaſie iſt ſchon ungleich näher mit der Freiheit verwandt, und unabhängi-

ger von äußerm Einfluß. Poesie und poetischer Geschmack ist daher weit korruptibler, wie der plastische, aber auch unendlich perfektibler. Allerdings ist die frische Blüthe der jugendlichen Phantasie ein köstliches Geschenk der Natur und zugleich das flüchtigste. Schon durch einen einzigen giftigen Hauch entfärbt sich das Kolorit der Unschuld, und welkend senkt die schöne Blume ihr Haupt. Aber auch dann, wenn die Phantasie schon lange durch Vielwisserei erdrückt und abgestumpft, durch Wollust erschlafft nnd zerrüttet worden ist, kann sie sich durch einen Schwung der Freiheit und durch ächte Bildung von neuem emporschwingen, und allmählich vervollkommnen. *) Stärke, Feuer, Elastizität kann sie völlig wieder erreichen; nnr das frische Kolorit, der romantische Duft jenes Frühlings kehrt im Herbst nicht leicht zurück.

Sehr allgemein verbreitet ist ein andres Vorurtheil, welches der schönen Kunst sogar alle selbstständige Existenz, alle eigenthümliche Bestandheit völlig abspricht, ihre spezifische Verschiedenheit ganz läugnet. Ich fürchte, wenn gewisse Leute laut dächten, es würden sich viele Stimmen erheben: »Die Poesie sey nichts andres als die sinnbildliche Kindersprache der jugendlichen Menschheit: nur Vorübung der Wissenschaft, Hülle der Erkenntniß, eine überflüssige Zugabe des wesentlich Guten und Nützlichen. Je höher die Kultur steige, desto unermeßlicher verbreite sich das Gebiet der deutlichen Erkenntniß; das eigentliche Gebiet der Darstellung — die Dämmerung schrumpfe vor den einbrechendem Licht immer enger zusammen. Der helle Mittag der Aufklärung sey nun da. Poesie — diese artige Kinderei sey für das letzte Jahrzehend unsers philosophischen Jahrhunderts nicht

*) Überhaupt ist die moralische Heilkraft der menschlichen Natur wunderbar stark, und dem sonderbaren organischen Vermögen einiger Thierorten nicht ganz unähnlich, deren zahe Lebenskraft auch entrißne Glieder wieder ersetzt und nachtreibt.

mehr anständig. Es sey endlich einmal Zeit, damit aufzuhören.«

So hat man einen einzelnen Bestandtheil der schönen Kunst, einen vorübergehenden Zustand derselben in einer frühern Stufe der Bildung mit ihrem Wesen selbst verwechselt. So lange die menschliche Natur existirt, wird der Trieb der Darstellung sich regen, und die Forderung des Schönen bestehen. Die nothwendige Anlage des Menschen, welche, so bald sie sich frei entwickeln darf, schöne Kunst erzeugen muß, ist ewig. Die Kunst ist eine ganz eigenthümliche Thätigkeit des menschlichen Gemüths, welche durch ewige Gränzen von jeder andern geschieden ist. — Alles menschliche Thun und Leiden ist ein gemeinschaftliches Wechselwirken des Gemüths und der Natur. Nun muß entweder die Natur oder das Gemüth den letzten Grund des Daseyns eines gemeinschaftlichen einzelnen Produkts enthalten, oder den ersten bestimmenden Stoß zu dessen Hervorbringung geben. Im ersten Fall ist das Resultat Erkenntniß. Der Charakter des rohen Stoffs bestimmt den Charakter der aufgefaßten Mannichfaltigkeit, und veranlaßt das Gemüth, diese Mannichfaltigkeit zu einer bestimmten Einheit zu verknüpfen, und in einer bestimmten Richtung die Verknüpfung fortzusetzen, und zur Vollständigkeit zu ergänzen. Erkenntniß ist eine Wirkung der Natur im Gemüth. Im zweiten Fall hingegen muß das freie Vermögen sich selbst eine bestimmte Richtung geben, und der Charakter der gewählten Einheit bestimmt den Charakter der zu wählenden Mannichfaltigkeit, die jenem Zwecke gemäß gewählt, geordnet und wo möglich gebildet wird. Das Produkt ist ein Kunstwerk und eine Wirkung des Gemüths in der Natur. Zur darstellenden Kunst gehört jede Ausführung eines ewigen menschlichen Zwecks im Stoff der äußern mit dem Menschen nur mittelbar verbundnen Natur. Es ist nicht zu besorgen, daß dieser Stoff je ausgehn, oder daß die ewigen Zwecke je aufhören

werden, Zwecke des Menſchen zu ſeyn. — Nicht weniger iſt die Schönheit durch ewige Gränzen von allen übrigen Theilen der menſchlichen Beſtimmung geſchieden. Die reine Menſchheit (ich verſtehe darunter hier die vollſtändige Beſtimmung der menſchlichen Gattung) iſt nur eine und dieſelbe, ohne alle Theile. In ihrer Anwendung auf die Wirklichkeit aber theilt ſie ſich nach der ewigen Verſchiedenheit der urſprünglichen Vermögen und Zuſtände, und nach den beſondern Organen, welche dieſe erfordern, in mehrere Richtungen. Wenn ich hier vorausſetzen darf, daß das Gefühlsvermögen vom Beſtellungsvermögen und Begehrungsvermögen ſpezifiſch verſchieden ſey; daß ein mittlerer Zuſtand zwiſchen dem Zwang des Geſetzes und des Bedürfniſſes, ein Zuſtand des freien Spiels, und der beſtimmungsloſen Beſtimmbarkeit in der menſchlichen Natur eben ſo nothwendig ſey, wie der Zuſtand gehorſamer Arbeit, und beſchränkter Beſtimmtheit: ſo iſt auch die Schönheit eine dieſer Richtungen und von ihrer Gattung — der ganzen Menſchheit, wie von ihren Nebenarten — den übrigen urſprünglichen Beſtandtheilen der menſchlichen Aufgabe, ſpezifiſch verſchieden.

Aber nicht blos die Anlage zur Kunſt und das Gebot der Schönheit ſind phyſiſch und moraliſch nothwendig; auch die Organe der ſchönen Kunſt verſprechen Dauer. Es muß doch wohl nicht erſt erwieſen werden, daß der Schein ein unzertrennlicher Gefährte des Menſchen ſey? Den Schein der Schwäche, des Irrthums, des Bedürfniſſes mag das Licht der Aufklärung immerhin zerſtören: der freie Schein der ſpielenden Einbildungskraft kann darunter nicht leiden. Nur muß man der generellen Forderung der Darſtellung und Erſcheinung nicht eine ſpezielle Bildlichkeit unterſchieben; oder die gewaltſamen Ausbrüche der furchtbaren Leidenſchaften wilder Naturmenſchen mit dem Weſen der Poeſie verwechſeln. Allerdings iſt es ſehr natürlich und begreiflich, daß auf einer gewiſſen mittlern

Höhe der künſtlichen Bildung Grübelei und Vielwiſſerei, jene leichten Spiele der Einbildungskraft lähme und erdrücke, Verfeinerung und Verzärtelung das Gefühl abſchleife und ſchwäche. Durch den Zwang vollkommner Kunſt wird die Kraft des Triebes abgeſtumpft, ſeine Regſamkeit gefeſſelt, ſeine einfache Bewegung zerſtreut und verwirrt. Die Sinnlichkeit und Geiſtigkeit iſt aber im Menſchen ſo innig verwebt, daß ihre Entwicklung zwar wohl in vorübergehenden Stufen, aber auch nur in dieſen divergiren kann. In Maſſe werden ſie gleichen Schritt halten, und der vernachläßigte Theil wird über kurz oder lang das Verſäumte nachholen. Es hat in der That den größten Anſchein, daß der Menſch mit der wachſenden Höhe wahrer Geiſtesbildung auch an Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, alſo an ächter äſthetiſcher Lebenskraft (Leidenſchaft und Reiz) eher gewinne als verliehre.

Unbegreiflich ſcheint es, wie man ſich habe überreden können, die italieniſche und franzöſiſche Poeſie, und wohl gar auch die Engländiſche und Deutſche habe ihr goldnes Zeitalter ſchon gehabt. Man mißbrauchte dieſen Namen ſo ſehr, daß eine fürſtliche Protektion, eine Zahl berühmter Namen, ein gewiſſer Eifer des Publikums, und allenfalls ein höchſter Gipfel in einer Nebenſache hinlängliche Anſprüche dazu ſchienen. Nur war dabei ſchlimm, daß für das unglückliche ſilberne, eiſerne und bleierne Jahrhundert nichts übrig blieb, als als das traurige Loos, jenen ewigen Muſtern aus allen Kräften vergeblich nachzuſtreben. Wie kann vom vollkommnen Styl da auch nur die Frage ſeyn, wo es eigentlich gar keinen Styl, ſondern nur Manier giebt? Im ſtrengſten Sinne des Worts hat auch nicht ein einziges modernes Kunſtwerk, geſchweige denn ein ganzes Zeitalter der Poeſie den Gipfel äſthetiſcher Vollendung erreicht. Die ſtillſchweigende Vorausſetzung, welche dabei zum Grunde lag: daß

es die Bestimmung der ästhetischen Bildung sey, wie eine Pflanze oder ein Thier zu entstehen, allmählich sich zu entwickeln, dann zu reifen, wieder zu sinken, und endlich unterzugehen, — im ewigen Kreislauf immer endlich dahin zurückzukehren, von wo ihr Weg zuerst ausging; diese Voraussezzung beruht auf einem großen Mißverständnisse, auf dessen tiefliegenden Quell wir oft in der Folge stoßen werden.«

Wir haben diese ganze Stelle von S. 85 bis 94 hergesetzt, und dem Leser eine Probe der klaren, lebhaften und reichhaltigen Schreibart des Verfassers zu geben: und werden dafür jetzt in unserm Auszuge kürzer seyn.

Der Verfasser zeigt, wie aus allen vorher durchgeführten Sätzen folge, daß nur in der ästhetischen Bildung nothwendig eine Revolution bevorstehe. Eine Gesetzgebung sei denn nothwendig; richtige Begriffe müssen die verkehrten Begriffe dann wieder auf die rechte Bahn bringen. — Um für den Künstler die Lücke zwischen Theorie und Praxis auszufüllen, bedarf es einer Anschauung, — eines höchsten ästhetischen Urbildes.

So entsteht dann eine vernünftige und gemeine Nachahmung —

»Bei den Griechen allein war die Kunst von dem Zwange des Bedürfnisses und der Herrschaft des Verstandes immer gleich frei; und vom ersten Anfange griechischer Bildung bis zum letzten Augenblick, wo noch ein Hauch von ächtem Griechensinn lebte, waren den Griechen schöne Spiele heilig.«

»Diese Heiligkeit schöner Spiele und diese Freiheit der darstellenden Kunst sind die eigentlichen Kennzeichen ächter Griechheit. Allen Barbaren hingegen ist die Schönheit an sich selbst nicht gut genug.«

»Schon auf der ersten Stufe der Bildung und noch unter der Vormundschaft der Natur umfaßte die Griechische Poesie in gleichmäßiger Voll-

ſtändigkeit, im glücklichſten Gleichgewicht und ohne einſeitige Richtung oder übertriebene Abweichung das Ganze der menſchlichen Natur. — Ihr goldnes Zeitalter erreichte den höchſten Grad der Idealität und der Schönheit, welche in irgend einer natürlichen Lage möglich iſt. — Die Geſchichte der Griechiſchen Dichtkunſt iſt eine allgemeine Naturgeſchichte der Dichtkunſt; eine vollkommne und geſetzgebende Anſchauung.«

»In Griechenland wuchs die Schönheit ohne künſtliche Pflege und gleichſam wild. Unter dieſem glücklichen Himmel war die darſtellende Kunſt nicht erlernte Fertigkeit, ſondern urſprüngliche Natur. Ihre Bildung war keine andre als die freieſte Entwickelung der glücklichſten Anlage.«

Die glücklichſten Umſtände vereinigten ſich, um dieſe Bildung fortzuführen.

»Schon im heroiſchen Zeitalter der mythiſchen Kunſt vereinigt die griechiſche Naturpoeſie die ſchönſten Blüthen der edelſten Nordiſchen und der zarteſten Südlichen Naturpoeſie, und iſt die vollkommenſte ihrer Art.«

»Vielen gefällt Homerus, von wenigen aber wird ſeine Schönheit eigentlich ganz gefaßt. Worin er einzig iſt, wird ſelten bemerkt. Die treue Wahrheit, die urſprüngliche Kraft, die einfache Anmuth, die reizende Natürlichkeit ſind Vorzüge, welche der Griechiſche Barde vielleicht mit einem oder dem andern ſeiner Indiſchen oder Celtiſchen Brüder theilt. Es giebt aber andre charakteriſtiſche Züge der Homeriſchen Poeſie, welche dem Griechen allein eigen ſind.«

»Ein ſolcher Griechiſcher Zug iſt die Vollſtändigkeit ſeiner Anſicht der ganzen menſchlichen Natur, welche im glücklichſten Ebenmaaß, im vollkommnen Gleichgewicht von der einſeitigen Beſchränkung einer abweichenden Anlage, und von der Verkehrtheit künſtlicher Mißbildung ſo weit entfernt iſt.« —

»Die Homeriſchen Helden, wie den Dichter

ſelbſt unterſcheidet eine freyere Menſchlichkeit von allen nicht-Griechiſchen Heroen und Barden.« —

»Die Griechiſche Schönheit war ein Gemeingut des öffentlichen Geſchmacks, der Geiſt der ganzen Maſſe. Auch ſolche Gedichte, welche wenig künſtleriſche Weisheit und geringe Erfindungskraft verrathen, ſind in demſelben Geiſte gedacht, entworfen und ausgeführt, deſſen Züge wir im Homer und andern Dichtern vom erſten Range nur beſtimmter und klarer leſen. Sie unterſcheiden ſich durch dieſelben Eigenheiten, wie die beſten, von allen nicht-Griechiſchen Gedichten.«

»Die Griechiſche Poeſie hat ihre Sonderbarkeiten welche oft ekzentriſch genug ſind. — Die meiſten dieſer äſthetiſchen Paradoxien ſind nur ſcheinbar und enthalten einen großen Sinn. So das Satyriſche Drama, der Dithyrambus, der lyriſche Chor der Dorier, und der dramatiſche Chor der Athener.«

»Das epiſche Zeitalter der griechiſchen Poeſie läßt ſich noch mit andern Nationalpoeſien vergleichen. Im lyriſchen Zeitalter ſteht ſie allein. Nur ſie hat in Maſſe die Bildungsſtufe der Selbſtſtändigkeit erreicht; nur in ihr iſt das idealiſche Schöne öffentlich geweſen.«

»Die griechiſche Kunſt hat wirklich den höchſten Gipfel der Vollkommenheit erreicht, der Genuß der Werke ihres goldenen Zeitalters iſt vollſtändig und ſelbſtgenugſam: ſie ſind das Urbild der Kunſt und des Geſchmacks.«

»Der einzige Maßſtab, nach dem wir den höchſten Gipfel der Griechiſchen Kunſt würdigen können, ſind die Schranken aller Kunſt. — »Aber wie, wird man fragen, iſt die Kunſt nicht einer ſchlechthin unendlichen Vervollkommnung fähig? Giebt es Gränzen ihrer fortſchreitenden Bildung?« «

»Die Kunſt iſt iſt unendlich perfektibel und ein abſolutes Maximum iſt in ihrer ſteten Entwickelung nicht möglich: aber doch ein bedingtes rela-

tives Maximum, ein unübersteigliches fixes Proximum. (Der Verfasser setzt hier diesen Gedanken weitläuftig und mit großem Scharfsinne auseinander; da er selbst sagt, daß er hier viele Grundsätze problematisch voranschicke, von denen er den Beweis nachher liefern wolle, so enthalten wir uns hier jedes Auszugs, der dem Leser am Ende doch nur unverständlich seyn würde. — Der Verfasser sagt endlich; Der Gipfel der natürlichen Bildung der schönen Kunst bleibt daher für alle Zeiten das hohe Urbild der künstlichen Fortschreitung).« —

»Von den übrigen Künstlern ist unbeschränkter Umfang der eine große Vorzug der Poesie, dessen sie vielleicht sehr nothwendig bedarf, und die durchgängige Bestimmtheit des Beharrlichen, welche die Plastik, und die durchgängige Lebendigkeit des Wechselnden, welche die Musik vor ihr voraus hat, zu ersetzen. — Die einzige eigentliche reine Kunst ohne erlangte Kraft ist Poesie.«

»Keine Kunst kann in einem Werke einen so großen Umfang umspannen, wie die Poesie. Aber keine hat auch solche Mittel, Vieles zu Einem zu verknüpfen, und die Verknüpfung zu einem unbedingt vollständigen Ganzen zu vollenden. — Eine vollendete poetische Handlung ist ein in sich abgeschloßnes Ganzes, eine technische Welt.«

»Die trefflichste unter den griechischen Dichtarten, ist die Attische Tragödie. Alle einzelnen Vollkommenheiten der frühern Arten, Zeitalter und Schulen bestimmt, läutert, erhöht, vereinigt und ordnet zu einem Ganzen.«

» Mit ächter Schöpferkraft hatte Äschylus die Tragödie erfunden, ihre Umrisse entworfen, ihre Gränzen, ihre Richtung und ihr Ziel bestimmt. Was der Kühne entwarf führte Sophokles aus. Er bildete seine Erfindungen, milderte seine Härten, ergänzte seine Lücken, vollendete die tragische

Kunſt, und erreichte das äußerſte Ziel der griechiſchen Poeſie!«

»Die technische Richtigkeit ſeiner Darſtellung iſt vollkommen und die Eurythmie die regelmäßige Verknüpfung ſeiner beſtimmt und reich gegliederten Werke iſt ſo kanoniſch, wie etwa die Proportion des berühmten Doryphorus vom Polyklet.«

»Die Einheit ſeiner Dramen iſt nicht mechaniſch erzwungen, ſondern organiſch entſtanden. — Dieſe Bildungen ſcheinen nicht gemacht oder geworden, ſondern ewig vorhanden geweſen, oder von ſelbſt entſtanden zu ſeyn, wie die Göttinn der Liebe leicht und plötzlich vollendet aus dem Meere emporſtieg.«

»Sophokles, gewaltig im Rührenden wie im Schrecklichen, iſt dennoch nie gräßlich. — Wunderbar groß iſt ſeine Überlegenheit über den Stoff, ſeine glückliche Auswahl deſſelben, ſeine weiſe Benutzung der gegebenen Umriſſe. Unter ſo vielen, vielleicht zahlloſen möglichen Auflöſungen immer ſicher die beſte zu treffen, nie von der zarten Gränze zu weichen und ſelbſt unter den entwickeltſten Schranken, mit geſchickter Fügung in das Nothwendige, ſeine völlige Freiheit behaupten; das iſt das Meiſterſtück der künſtlichen Weisheit.«

»Der Attiſche Zauber ſeiner Sprache vereinigt die rege Fülle des Homerus, und die ſanfte Pracht des Pindarus, mit durchgearbeiteter Beſtimmtheit.«

Das Ideal der Schönheit, welches in allen Werken des Sophokles, und deren einzelnen Theilen durchaus herrſcht, iſt ganz vollendet. — Sein Styl iſt vollkommen.

Die ſittliche Schönheit aller einzelnen Handelnden iſt ſo groß, als dieſe Bedingungen jedesmahl nur immer verſtatten. — Der Begebenheiten, im Gegenſatz der Handlungen, ſind ſo we-

nig als möglich, und dieſe werden alle aus Schickſal hergeleitet. — Die Betrachtung, dieſer nothwendige innre Nachklang jeder großen äußern That oder Begebenheit, trägt, und erhält das Gleichgewicht des Ganzen. — Der Schluß des ganzen Werks gewährt endlich jederzeit die vollſte Befriedigung.« — —

Und hiemit ſeys genug. Jeder Freund der Kunſt und der Litteratur wird gemäß der Erſcheinung dieſes wichtigen Werkes mit Sehnſucht entgegenſehn.

IX.

Notiz von deutschen Journalen.

Der Genius der Zeit. Herausgegeben von Auguſt Hennings.

Im Januar 1796 wird die ſchöne Ode von Balde aus Herders Terpſichore: der Janustempel, zu Eröffnung dieſes Krieg- und Frieden ſchwangern Jahres, gar ſchicklich an den Genius unſerer Zeit gerichtet. 1) Die ſich ſelbſt entlarvende Obſcuranten. Ein Schreiben aus Wien an den Herausgeber, über einen Aufſatz im Schleswigſchen Journal, Nov. 1793, welches einige gute Nachrichten, das elende litterariſche Geſindel zu Wien betreffend, giebt. In jener der acht angeführten Sudeleien erhält Herr Käſtner für ſeine, ſeiner und jedes braven deutſchen Schriftſtellers unwürdige Gedanken über das Unvermögen der Schriftſteller, Revolutionen zu bewirken, ſeinen Lohn in einer Erklärung, die er für ſeine Schrift wohl am wenigſten erwartete: er wird als einer der Schriftſteller vorgeſtellt, welche die Bande von verſteckten Illuminaten ſoll haben auftreten laſſen, um ihr gefährliches Spiel zu decken. 2) Isnards Schilderung Frankreichs, unter dem Schreckenſyſtem. Dieſe aus Isnards Vertheidigung gehobene Stelle hat ſchon im zweiten Stück von Frankreich im J. 1795, wohleingeleitet und auch beſſer überſetzt geſtanden. 3) Auszug eines Briefes aus Aachen vom 16. Nov. 1795. Intereſſante Nachrichten über das Benehmen der Franzoſen in dortiger Gegend. 4) Schreiben des Herrn E.A. Eſchke

an Doct. Reimarus. R. hatte jenem taubstummen Lehrer wichtige Fragen über sein Geschäft vorgelegt, die der hier abgedruckte Brief zum Theil gut beantwortet, zum Theil aber auch unbeantwortet läßt, welches eine wichtige Nachschrift von R. veranlaßt hat, woraus man sieht, daß dieser würdige Mann sich auf Fragen und Antworten besser versteht als Lavater. Zu dessen Frag- und Antwort-Journal ein witziger Kopf dem Verleger damals rieth ein Titelkupfer stechen zu lassen, welches ein gutes, griechisches Sprichwort ausdrücken sollte: Lavater mit feierlichem Ernste einen Bock melkend und seine lehrbegierigen Schülerinnen um ihn herum voll süßer Begier einen Sieb unterhaltend. 5) Auszug eines Briefes aus England. Ziemlich unbedeutende Beiträge zur wohlbekannten Selbstgenügsamkeit und Beschränktheit der Engländer. Jeder dieser Insulaner ist eine Insel, sagte einst ein braver Deutscher 6) Über die Bücherverbote in Zürich. Erbärmlichkeiten des Züricher Magistrats, die wohl eine noch härtere Rüge verdienten. 7) Noch ein Journal. Es ist nicht recht deutlich, ob Hr. B. den Deutschen ein polytechnisches Journal blos wünscht oder verheißt. 8) Kritik eines Irrländers über die deutsche Litteratur. Der Irrländer urtheilt gar nicht so übel und der deutsche Kommentator bekräftigt vielmehr sein Urtheil, als daß ers widerlegte 9) La Fayette. Ein Panegyrikus des liebenswürdigen Unglücklichen. Eine Prüfung der Behauptung und Widerlegung der Übertreibung wäre also wohl in jeder Rücksicht nicht übel angebracht. Nach mehreren harten absprechenden Urtheilen über den Gang der französischen Revolution, über die ganze gegenwärtige Generation und den Zustand der franz. Nation könnte man vermuthen, daß die Urschrift von einem konstitutionellen Emigranten abgefaßt sey, wenn nicht der ganz deutsche Schluß Schillers poetische Ergießungen über den unglücklichen gemordeten Marquis von Posa sogar

auf B. F. angewendet würden. — Unter den einzelnen Gedichten, welche die Nummern 10, 11, 12, 13, 13, 16, 17, 19, 20, einnehmen, ragt Reinhards (des edlen Wirtenbergers, welchen die franz. Repl. im vorigen Jahr als ihren Gesandten nach Hamburg sandte) beßre Übersetzung der Hymne an die Freiheit von Desorgues gar sehr hervor. 14) Etwas von dem itzigen Aufenthalte der Gräfin von Genlis und des General Valome. Von Freundeshand entworfen. 15 und 18 enthalten 2 Bücheranzeigen. 15) Kants Schrift zum ewigen Frieden. Mit einer würdigen monatlichen Einleitung; es ist aber zu verwundern, daß dem Rec. die feine Ironie der Kantischen Note S 27. und die Einschränkung, die Kant selbst seinem Satze S. 28 giebt, entgangen sind, wodurch allein die beiden Einwendungen entstanden, die K. nicht treffen. 18) giebt eigentlich nur eine Stelle aus dem 3ten Buche von Müllers Schweizergeschichte.

Im Februar finden sich 1) fünf Gedichte, drei von H., zwei v. Helene, die gute Gedanken vortragen, aber keinen großen poetischen Werth haben. 2) Das Duel, ein Gemälde von A. L. die Thorheit des Duellirens ist in dieser erdichteten Geschichte sehr gut gezeigt. Es würde noch besser seyn, wenn Alwin nicht den Umstand, daß er Gatte und Vater ist, zum Grunde gebrauchte, das Duel auszuschlagen, sondern das Unrecht desselben überhaupt zeigte. Denn nicht nur kein Vater und Gatte, sondern kein Mensch soll sich duelliren. 3) Geschichte zweier neulich im Parlamente zu London eingebrachten und genehmigten Bills zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Reflexionen über die bekannten Bills die Hrn Pitts Anhängern schwerlich gefallen werden, aber gewiß sehr viel Wahrheit enthalten. 4) Finanzen und Bankerutte. Eine scharfsinnige Vertheidigung der Vernichtung der Assignate, die aber doch ihre Schwächen zu haben scheint. Denn

der

der ehrliche Mann, der Assignate für das nimmt, wofür sie ihm der Staat giebt, wird offenbar betrogen, wenn er ihm hinterdrein weniger dafür bezahlt, als wofür er sie ausgegeben hat. Man kann den Staat nicht anders von dem Bankerutt frei sprechen, als wenn er seine Papiere um eben den Metallwerth wieder einlöst, als er sie ausgegeben hat. Das ist die simpelste Ansicht der Sache. 5) Pasigraphie, d. i. die Kunst an alle verständlich zu schreiben, wenn man auch ihre Sprache nicht versteht. De Memieu soll nichts weniger als die Universalsprache erfunden haben, wornach Leibnitz und andre strebten. Peltier und Sicard versichern es Noch dazu soll die Pasigraphie in 12 Stunden zu lernen seyn. Wer wird nicht begierig auf die nähere Bekanntmachung dieser Entdeckung seyn? 6) Der Abt Sicard. Die Erzählung wie dieser würdige Mann von den Septemberscenen noch glücklich gerettet ist, aus dem Moniteur des vorigen Jahres.

Im März sind 1) zwei Gedichte! Erinnerung von Lamprecht und Einladung aufs Land; 2 Nachricht von den Hebriden. Einige Züge der Unmenschlichkeit aus Buchmanns Reisen. Kaum sollte man glauben, daß dergleichen Scenen unter einem Zepter vorfallen könnten, der die Freiheit schützen will. 3) Beschreibung des Harmonikons von der Erfindung des Hrn M. Müller, Lehrers an der königl= Domschule in Bremen. Hr. M. erzählt, wie er aus der Harmonika ein ganz neues Instrument gemacht hat. Er hat sie mit einer Art von Apel vereiniget, in welcher Flöten und Hoboenregister sind= Er erzählt hier die ganze Geschichte seiner Erfindung ausführlich; 4) Ein Wort über Ankündigungen von Schmid von Phiseldek. Es wird gegen die pomphaften Vorherankündigungen der Bücher geeifert; 5) Ewalds Autorsünde, oder Was hatten die Adelichen Landstände von D. . . zu thun? Hier wird erzählt, daß E. wegen seiner Schrift vor den Detmoldschen

Landständen beim Reichshofrathe verklagt worden sey. Aber der Verf. scherzt wohl blos, um über diese Hypothese sein Raisonnement anzubringen. Oder wie ist es wirklich ein Faktum, das geschehen ist und fortfährt zu geschehen? 6) Apologie der Ausgewanderten. Röderers Gründe für diese Unglücklichen sind mit vielen andern vermehrt. 7) Dupont de Nemours Bemerkungen über den in Frankreich gefoderten Eid des Hasses der fünf Könige gegen das Königthum. Eine gerechte Rüge der bekannten unsittlichen Eidesformel in Frankreich. 8) Briefe vermischten Inhalts. Unbedeutend. 9) Zweifel eines ungelehrten Landmannes, über einige Sätze der neuern Philosophie, in Briefen an einen Freund in ... Erster Brief. Erst eine Klage über den schneidenden Ton eines philosophischen Pastors, der kürzlich aus Jena kam, und Beschwerden über die Terminologie der Kantischen Schule; dann sagt der Briefsteller, daß er in den Kantischen Schriften nichts neues gefunden, und erklärt sich insonderheit gegen das ursprüngliche Böse in dem Menschen. — Vielleicht würde der Verfasser die mehresten seiner Bemerkungen dagegen haben ersparen können, wenn er bedacht hätte, 1, daß Kant nirgends behauptet, die menschliche Natur sey ursprünglich böse, sondern sie habe nur einen ursprünglichen Hang zum Bösen, daneben aber auch eine Kraft ihn wegzuschaffen; 2, daß Kant ausdrücklich behaupte, dieser rühre nicht von der Natur, sondern von der Freiheit selbst her; 3, daß ein freier Wille, der weder gut noch böse sey, wie der Verf. annimmt, sich gar nicht einmal denken läßt; endlich 4, daß diese Behauptung Kants gar nicht einen wesentlichen Theil seines Systems ausmache, sondern nur ein aus Erfahrungen erschlossener Satz ist, die der Verfasser durch seine Deklamationen nicht umgestoßen hat. Der Seitenblick als ob Kant bloß um der Orthodoxen willen, das ursprünglich Böse behaupte, ist eines philosophischen Schriftstellers unwürdig. 10)

Nachtrag zur Apologie der Ausgewanderten. 11) Über Gerichtssporteln von E. R. Kamptz, nebst einem Zusatze des Herausgebers. Ersterer will, daß Sporteln bloß als Strafe oder als Schadenersatz geduldet werden sollen; letzterer betrachtet die Sporteln als ein nothwendiges Mittel der Prozeßlust Einhalt zu thun. Beide Meinungen lassen sich wohl vereinigen. 12) Eine Ankündigung einer neuen Ausgabe von Ständlins Gedichten. 13) Merkwürdigkeit der Zeit. Eine heilsame Verordnung der Regierung zu Razzeburg, den Faustischen Gesundheitskatechismus wirksam zu machen. 14) Anekdote von Beurnonville. Dumme Ungezogenheit eines kaiserl. Generals, des Fürsten de L . . . gegen diesen trefflichen Mann in Aschaffenburg. 15) Rüge. 18) Vorhersagung, aus Brandenburg und Pohlen, von dem sogenannten Mönch von Kehnin.

Man sieht, daß es dem Genius nicht an Reichhaltigkeit fehlt, obgleich manche Aufsätze zu unbedeutend sind, und der Leser sehr gern auf die große Mannichfaltigkeit Verzicht thun wird, wenn ihn die Wichtigkeit weniger Abhandlungen dafür entschädiget.

Der Genius der Zeit. Ein Journal. Herausgegeben von August Hennings. Jan. Februar, März und April, 1796.

2) Frankreich im Jahr 1796. Aus den Briefen deutscher Männer in Paris. Zweites, drittes, viertes, fünftes Stück.

Zweites Stück. I. Auszüge aus den Briefen eines Nordländers. Diese durch alle folgenden Stücke fortgesetzte Briefe behalten immer den naiven freimüthigen Charakter der ihnen gleich und

überall Eingang und Beifall verschaffte. Wenn hie und da auch Meinungen und Ausdrücke vorkommen, denen der ernste, genau abwägende Leser nicht immer beistimmen möchte, so beleidigen sie doch nicht, weil sie überall nur die Wirkung und Folge so eben treu dargestellter selbstgelebter Erfahrungen sind. II. Letzter Blick auf den Konvent, von Real. III. Der Freiheitssaal. IV. Paris wie es im Nov. war. Geschildert in der Quotidienne. V. Die Agiotage, von Real. VI. Law's Zeiten mit den gegenwärtigen verglichen. Aus dem Censeur des Journeaux. VII. Kurze Schilderung des Zustandes der Hauptstadt und der Republik am Ende des Januars. VIII. Das Gesetz vom 3ten Primair. IX. Über die gezwungene Anleihe von sechshundert Millionen, von Real. X. Über Lebensmittel, von Real. Diese sehr zweckmäßige Zusammenstellung mehrerer Artikel aus verschiedenen und zum Theil einander entgegengesetzten frühzeitigen pariser Journalen und Brochüren, läßt den damaligen Zustand von Paris mit einem Blicke sehr unterrichtend übersehen XI. Briefe, geschrieben auf einer Reise durch die Niederlande nach Holland. Fünfter Brief. Haag den 30. Fructidor. Der geist- und herzvolle Briefsteller soll der brave Wirtemberger Kerner seyn, von dem in den spätern Briefen des Nordländers gesprochen wird, »der im vorigen Jahre als französischer Legations-Sekretair mit Reinhard nach Hamburg kam. Der Nordländer sagt von ihm: »Der ist ein Republikaner nach meinem Herzen, er glüht bis in die innerste Seele für französische Republik.« So erscheint er auch in diesen Briefen, die über viele wichtige Personen bezeichnende und aufklärende Nachrichten geben. XII. Auszüge aus dem Tagebuche eines Deutschen in Paris. Herr Prof. Cramer der allgemein für den Verf. des Taschenbuches gehalten wird, aus welchem uns die Herausgeber für Deutschland zweckmäßige Auszüge liefern, beschreibt hier das Fest zur Feier des Todestages Ludwigs XVI sehr lebhaft und anschaulich

und ertheilt manche wichtige und interessante Nachricht. Auch dieser Artikel wird in allen folgenden Stücken fortgesetzt und ist durch seine Reichhaltigkeit und lebendige Darstellung höchst interessant. Der folgende Art. XIII liefert von Seiten der Preßfreiheit sehr merkwürdige, an dem Tage des Todesfestes in Paris öffentlich erschienene Lobrede auf Ludwig den XVI. Aus der Quotidienne vom 22. Januar. XIV. Die gezwungene Anleihe als Auflage betrachtet und als Mittel den Kredit der Assignate zu heben. Von dem Verf. der Schrift: Donnons notre trian. Auch wir sind mit dem Herausgeber und dem Verfasser des Tagebuchs der Meinung, »daß nichts Befriedigendes über die Materie gesagt worden, noch gesagt werden könne.« XV. Über den Gemeingeist und die Marseiller Hymne. XVI. Pariser Theatervorfälle. Enthält Nachrichten von vier neuen Stücken, die auf dem Theater der Feudeaustraße, dem Theater der Republik und dem Stadttheater neuerlich gegeben worden sind. XVII. Neue franz. Bücher. Enthält die Anzeige von 6 neuen Schriften. XVIII Marche des Marseillais. Zur Beilage die Musik dazu fürs Klavier.

Drittes Stück I. Briefe, geschrieben auf einer Reise durch die Niederlande nach Holland. Sechster Brief. Haag den 1. Vendemiaire. II. Über Paris im Januar und Februar von 1796. Aus den Briefen eines Deutschen, der sich um diese Zeit dort befunden. Es ist gut, daß die Herausgeber ihren Lesern die Urtheile verschieden denkender Beobachter der großen Sache und ihres ungeheuren Centrums vorlegen. III. Auszug aus dem Tagebuch eines Deutschen in Paris. IV. Auszüge aus den Briefen eines Nordländers. V. Laßt uns die Assignate retten, und Paris und die Republik sind gerettet. Von Ch. C. Robin. VI. Die Bankzettel werden die Assignate zu Grunde richten. Von demselben. Zwei wichtige Aufsätze. VII. Nachricht von der Eröffnungs-Sitzung des National-Instituts.

Sehr charakteristisch. VIII. Liste der Mitglieder des National-Instituts ꝛc. Es ist angenehm hier auch die Nahmen des blos vorgestellten und noch nicht aufgenommenen zu finden. IX. Gracchus Baboeuf. X. Der öffentliche Ankläger. Von Auner Serisy. Diese beiden Söldlinge werden S. 262 richtig charakterisirt. Der zweite sucht auf den vornehmen Pöbel zu wirken, wie der erste auf den gemeinen. XI. Uneingeschränkte Preßfreiheit oder Tod. Von Real. In die Seele aller braven Männer der gesitteten Welt gesprochen. XII. Pantheon, Feydeau und St. André. Botschaft des vollziehenden Direktoriums vom 9ten Nov. Ein wichtiges Aktenstück, dem die Herausg. zweckmäßiges Reals treffendes Urtheil darüber beigefügt haben. XIII. Pariser Theatervorfälle. XIV. Romance d'une jeune homme. Zur Beilage der Musik dazu fürs Klav. Dieses Stück liefert auch die Musik zur Marseiller Hymne noch einmal mit besserer und sehr ausdrucksvoller Harmonie, weil aus Versehen der erste Abdruck, den das vorige Stück lieferte, nach einer der schlechtesten französischen Ausgabe gemacht wurde.

Viertes Stück. I. Briefe, geschrieben auf einer Reise durch die Niederlande nach Holland, Siebenter und letzter Brief. Ungern werden die meisten Leser diese Briefe beschlossen sehen, und mit uns wünschen, daß andre Nachrichten der Art von demselben Verf. ihnen folgen mögen. II. Nachrichten über das Leben und die Werke Lavoisiers, v. H. Lalande. Eine kleine interessante Biographie des ehrwürdigen unglücklichen Mannes. III. Aus einem Briefe aus Aachen. Im März. Wichtige Nachrichten über das Benehmen der Franzosen in den von ihnen besetzten deutschen Ländern. IV. Nachtrag zu den Memoiren von Dümouriez. Bedeutende aber unvollständige Nachrichten über einen Tort de la Sonde, der als vornehmster Agent des Hauses Valkiers den Ankauf der Lebensmittel für Paris und für die Armeen der Republik zu besorgen hat.

V. Auszüge aus den Briefen eines Nordländers, die auch einige angenehme Nachrichten über Rouen und Havre de grace geben. VI. Zweiter Schein der öffentlichen Meinung über den Frieden. VII. Auszug aus dem Tagebuche eines Deutschen in Paris. VIII. Pariser Theatervorfälle, vom komischen Operntheater, dem Operettentheater in der Favardstraße und dem Theater der Künste. IX. Neue französische Bücher, drei neue Werke angezeigt. Es ist gewiß die beste Art, ihre Leser mit dem Tone der angezeigten Schriften bekannt zu machen, daß die Herausgeber einige Stellen daraus in der originalsprache abdrucken lassen, wie hier mit dem Schäferroman Martial und Morellet's wichtiger Vertheidigungs-Schrift für die Verwandten der Emigranten geschehen ist. Zum Schluß steht ein artiges Sinngedicht auf die Eroberung der Isle Dieu: (wie die Zeitungsschreiber den Namen zu schreiben pflegen) das wir unsern Lesern doch hersetzen wollen:

Ihr nennt die Britten falsch, dem Eigennutz ergeben;
Nichts kommt doch ihrer Großmuth gleich!
Sie führt aus einem jammervollen Leben
Der Emigranten Schaar, schnurstraks in Gottes Reich.

X. Le salut de la France, mit Musik fürs Klavier. Zur Beilage.

Fünftes Stück. I. Nachrichten von dem Leben Chamforts von Ginguené (mit Zusätzen von Selis). Ein Auszug aus dem gutgeschriebenen aber etwas gedehnten Leben welches der neuen Ausgabe von Chamforts merkwürdigen Werken vorangesetzt ist. Die Zusätze sind aus den Decades litteraires genommen, und sind gewiß nicht unwichtig. II. Isidore Langlais an seine Richter und Mitbürger. Ein Beitrag zur Geschichte des 13. Vendem. Das gerechte Gesetz auch den andern Theil ganz zu hören, verdammt den redlichen Richter oft zu schwer zu übender Geduld. Das möchte hier auch wohl mit dem verschmizten Zeitungsschreiber der Fall seyn, der seit Marats Zeiten fast alle Masken

verbraucht hat. III. Ein Beitrag zur Geſchichte der Räubereyen, die jetzt in verſchiedenen Gegenden Frankreichs begangen werden. Schauerlich! Armes Frankreich, wann wirſt du aufhören in deinen eignen Eingeweiden zu wüthen! IV. Über unſere militairiſchen Succeſſe und den allgemeinen Gegenſtand des Krieges, v. Dumas. V. Schreiben Reals aus Brüſſel. Über die Siege der franzöſiſchen Armeen in Italien. Zwei intereſſante Aufſätze. VI. Auszüge aus den Briefen eines Nordländers. Enthalten ein flüchtiges Tagebuch einer eiligen Geſchäftsreiſe von Paris nach Amſterdam. VII. Auszug aus dem Tagebuche eines Deutſchen in Paris VIII Proklamation des Generals Buonaparte an ſeine Waffenbrüder nach der Schlacht bei Mordovi. IX. Lied der Anarchiſten. X. Warnung an die Pariſer Polizei. XI. Pariſer Theatervorfälle. Vom National = Operettentheater und dem Vaudeville-Theater. Dieſes angenehme Theater war einige Tage auf Befehl des Direktoriums verſchloſſen geweſen. Den Tag ſeiner Wiedereröffnung am 18ten Primaire gab es ein Lieblingsſtück des Publikums l'Arlequin afficheur, in welchem oft vom Vaudeville-Theater ſelbſt die Rede iſt. Zu dieſer Vorſtellung hatten nun die drei Autoren dieſes Stücks eine ganz neue artige Szene hinzugefügt, in welcher auf die Urſachen jenes Verbots auf eine fürs Publikum beluſtigende und zugleich belehrende Art angeſpielt wird. Um den deutſchen Leſer mit dem Charakter dieſes Theaters etwas näher bekannt zu machen, haben die Herausgeber die ganze neue Szene in der Originalſprache abdrucken laſſen. Die Leſer müſſen ihnen gewiß dafür danken. XII. Neue franzöſiſche Bücher. XIII. Stances de le Brun, mit Muſik von Pfeffinger.

Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. Berlin bei Maurer I — III. Stück. 1796.

Januar. I. Vorerinnerung. Der Zweck dieſer Zeitſchrift iſt: »eine kurze ruhige, von aller Anmaßung entfernte, Überſicht der politiſchen Verhältniſſe aufzuſtellen, und neben derſelben eine Schilderung des Geiſtes, der Sitten, der Gelehrſamkeit und der Künſte ihrer Zeitgenoſſen fortlaufen zu laſſen.« In einem beſcheidenen und würdigen Ton erklären ſich die Herausgeber über die Schwierigkeit dieſe Gegenſtände in einen eben ſo engen Kreis zu faſſen, ihre monatliche Fortrückung eben ſo ſicher aufzunehmen, wie eine zuſammengedrängte Staatengeſchichte- und über ihr Beſtreben, gebildeten aber ungelehrten, wißbegierigen aber uneingeweihten Leſern eine Unterhaltung zu gewähren, die ihre Theilnahme an den Fortſchritten der Aufklärung rege macht oder lebendig erhält, und Begriffe, welche nicht allgemein genug werden können, entweder zuerſt mittheilt, oder wenigſtens vor Vergeſſenheit ſichert.« Der Philoſophie, der Geſchichte, der Litteratur, den bildenden Künſten, der Schaubühne, der Tonkunſt, der Menſchenkunde, den Sitten, angenehmen Wiſſen und lehrreicher Beluſtigung widmen ſie ihre Blätter.«

Wer den erſten Jahrgang dieſer angenehmen Zeitſchrift kennt, wird auch wiſſen, daß ſie bereits in einem ſehr befriedigenden Grade für Unterricht und Unterhaltung ihrer Leſer geſorgt hat. Die vor uns liegende Hälfte des neuen Jahrganges zeugt unverkennbar von dem Eifer und Sorgfalt der Herausgeber, ihrer Schrift immer mehr Gehalt und Reiz zu geben, und es iſt kein geringer Vorzug, daß ſie den feinen anſtändigen Weltton, der den deutſchen Schriftſtellern und mehr noch den Journaliſten oft ſo fremd iſt, durchaus unterhält, und ſich immer mehr von einem gewiſſen gezierten

Weſen losmacht, das Weltleuten nur zu leicht anklebt, wenn ſie nicht viel und oft mit der großen und größten Welt im Umtriebe ſind und bleiben. Auch iſt es nicht wohl möglich daß eine anſehnliche Anzahl Mitarbeiter den von den Herausgebern noch ſo beſtimmt, und glücklich angegebenen Ton überall treffen und halten ſollten. Genug, wenn man von einer ſolchen Schrift im Ganzen ſagen kann: ihr Geiſt und Gewand iſt fein und anſtändig.

II. Die Zeit, Dithyrambe von Fr. Rambach. Eine faſt zu ſichtliche Nachahmung nach Göthe, der es indeß nicht an eignen einzelnen Zügen fehlt. III. Überſicht der politiſchen Lage von Europa. Am Ende des Nov. 1795. Unterrichtend und angenehm vorgetragen. IV. Madame Schröder als Margarethe Thorringer. Eine feine Zergliederung dieſes intereſſanten Charakters: nur ſchade, daß Herr Schink ſo leicht in den Panygiriſtenton verfällt. V. Auch ein Brief vom Berge. Ein genoßner Moment auf dem Ätna, gefühlvoll dargeſtellt; indeß wohl ein zu ſehr vereinzeltes Bruchſtück eines größern Ganzen. VI. Über eine heilige Mutterpflicht (das Selbſtſäugen) aus dem Gellius. VII. Das Huhn. Eine kleine herzige Geſchichte von Starke, garlieb und gut erzählt. VIII. God save the king. Dieſesbeliebte viel geſungene oft überſetzte und nachgeahmte Volkslied iſt nicht, wie man in Deutſchland allgemein glaubt, (verſtändige Tonkünſtler doch wohl ausgenommen?) von Händel komponirt, ſondern von Heinrich Carey, einem unehelichen Sohne Georg Seville's Grafen von Haliſax ꝛc. IX. Acht Fabeln von Leſſing. In Verſe gebracht. Möchte Herr Ramler doch lieber eigne Gedanken in Verſe bringen! X. Litaney für Berlin auf das Jahr 1796. Recht artig.

Februar. I. Überblick der neueſten Staatsbegebenheiten im Anfange des Januars 1796. Wie oben. II. Etwas über den deutſchen Dichter Jak. Mich. Reinh. Lenz, vom Herrn Kapellmeiſter Reichardt. Einige intereſſante Züge aus dem Jugendleben dieſes unglücklichen Mannes und drei

pſychologiſch merkwürdige Briefe, die er in ſeiner Verrücktheit an einen Freund ſchrieb und die von einer hohen Güte des Herzens zeugen. III. Das neue Jeruſalem in der Grafſchaft Glaz. Bruchſt. eines Briefes. Eine ziemlich ausführliche Beſchreibung Katholiſcher Alfanzereien: mit dem Verfaſſer erſehn wir aus allem, daß die ganze Anlage dieſes neuen Jeruſalems bei denkenden Chriſten nicht die mindeſte Rührung hervorbringen kann, ſondern nur für die gehört, welche unter Menſchen den Rang haben, den die hölzernen Figuren (und zwar die ganz erbärmlichen der beſchriebenen Anſtalt) unter den Bildſäulen einnehmen. Zu Folge dieſer ſehr geſunden Anmerkung hätte der Herr Briefſchr. auch wohl etwas weniger umſtändlich ſeyn mögen. IV. Der Untergang von Plürs. Schön erzählt. V. Almadi, Eine arabiſche Erzählung. Angenehm unterhaltend und fein vorgetragen. VI. Der Geſchmack. Ode von Klopſtock. VII. An mein Bildniß ꝛc. vom Herrn D. Friedländer. Recht fein. VIII. An Madame Vigano von Carl Müchler. IX. Neue Modeartikel, mit einem artigen Kupfer.

März. I. Überblick der neueſten Staatsbegebenheiten, am E. D. J. 1796. Sehr gut. II. Die neueſten Muſenallmanache. Bei allen einzelnen guten Gedanken, die dieſer Aufſatz auch enthält, ſcheint uns das Urtheil darinn doch ſehr einſeitig. Gar luſtig iſts zu leſen, wie eine andre Hand ſich in einer Nachſchrift des armen Dichters Schmidt annehmen will, und es mit ihm gar übel ärger macht. Daß dieſem verſtändigen und witzigen Nachredner aber Jakobi's Taſchenbuch der beſte Biſſen von allem ſeyn konnte, hat uns ſehr befremdet, ſo wenig wir auch den angenehmen und ſittlichen guten Charakter jenes Taſchenbuchs verkennen. III. An die äſthetiſchen Kunſtrichter der Deutſchen. Vom Herrn D. Feßler. Viel richtiges gegen die gewöhnlichen Kritiker und für die hiſtoriſchen Gemälde. IV. Berichtigung einer Anekdote, den Dichter Lenz betreffend, von Fried. Nikolai. Sehr unbedeu-

tend. V. Genuß der Natur, von L. Birkheim. Ein intereſſanter Aufſatz. VI. Kunſt und Natur. Eine Quadrille der Berliner Redoute am Mardi gras und die niedlichen Anlagen im ſchönen Seifersdorfer Thal bei Dresden. Viel zu pomphaft beſchrieben. VII. Abſage der Redaktoren des Archivs an den D. D. K. Reinhard. Eine fatale Fehde, die wir ganz aufs Reine gebracht ſehn möchten! VIII. Der alte Gaul von Sangershauſen. Neue Modeartikel mit einem illum. Kupfer.

X.

Neue deutsche Werke.

Christoph Daniel Ebelings Erdbeschreibung und Geschichte von Amerika.

(Beschluß.)

Regierung. Schon unter der brittischen Herrschaft hatten die amerikanischen Kolonien eine ziemlich freie der englischen ähnliche Verfassung. Ein Statthalter mit seinem Rathe stellte König und Ministerium, die in zwei Kammern getheilte Generalversammlung (General Assambli) welche vom Volke gewählt wurde, das Parlament vor. Bei jenem war die ausübende, bei dieser sammt dem Statthalter die gesetzgebende Gewalt. Gerichtshöfe und Friedensrichter vom Statthalter ernannt, sprachen Recht ganz nach Engl. Sitte. Auch besezte der Statthalter alle Ämter, hatte völlig soviel Macht als in England der König, war jedoch, besonders in Neu-York, über die zu große Ausdehnung derselben mit der Generalversammlung in beständigem Kampf.

Diese Verfassung ist nach der Revolution im Ganzen beibehalten worden, nur trat jetzt das Volk an die Stelle des Königs, und die höchsten Ämter, welche der König sonst unmittelbar vergab (die Stelle des Statthalters, Unterstatthalters, u. a.) besetzt seitdem das Volk durch Wahl. Connecticut und Rhode-Island, welche durch ein kluges Nachgeben im Besitz der freyesten Verfassung geblieben waren, und schon unter Brittischer Herrschaft fast völlige Unabhängigkeit genossen, werden

im Ganzen noch auf dieselbe Weise als vor der Revolution regiert. Doch leidet besonders Rhode-Island an den Folgen fehlerhafter Einrichtungen. Massachusetts gab sich in den Jahren 1779 und 80 eine neue Konstitution, welche auch Neu-Hampshire und Vermont bei der ihrigen zum Grunde gelegt haben. Doch ist in dieser Konstitution in der That nur wenig von der alten Verfassung so weit sie sich mit der Republik vertrug, geändert worden. An der Spitze der Konstitutionsacte steht eine Erklärung der allgemeinen unveräusserlichen Rechte der Einwohner, ganz im Tone der berühmten Erklärung der Menschenrechte in Frankreich: nur daß sie einen religiösen Anstrich hat und unter andern die Gesetzgebung berechtigt, alle Einwohner zur Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes anzuhalten. »Alle Gewalt heißt es Art. 5, ist ursprünglich beim Volke, und geht von ihm aus; daher sind alle seine Stellvertreter zu allen Zeiten ihm verantwortlich. Art. 6: Es giebt nur verdiente, keine erbliche Würden und Ämter; die Idee eines als Gesetzgeber, Richter oder Obrigkeit geborenen Menschen ist absurd und unnatürlich. Art. 16. Die Preßfreiheit ist zur sichern Erhaltung der Freiheit im Staat wesentlich nothwendig. Art. 17. Stehende Heere sind in Friedenszeiten der Freiheit gefährlich, und dürfen ohne Bewilligung der Gesetzgebung nicht unterhalten werden. Art. 30. Die gesetzgebende, ausübende und richtende Gewalt müssen stets von einander getrennt seyn.« Neu-York setzte seine jetzige Regierungsform schon im Jahr 1777 durch eine dazu berufene Nationalversammlung fest. Noch früher Neu-Jersey, das sich unter allen amerikanischen Staaten zuerst eine neue Konstitution gab.

Was in Frankreich die Departements und Kantons sind, das sind in den vereinigten Staaten die Grafschaften (county) und Ortschaften (townships) nur daß die Administration größtentheils den letztern anvertrauet ist. Schon zur Zeit

der Britten wurde jeder Staat sorgfältig ausgemessen, und in Vierecke durch Graben abgesonderte Landstriche, meist 2 geogr. Quadrat-Meilen groß, abgetheilt. Jeder solcher Landstrich macht eine Ortschaft aus und kann, sobald er von 60 oder mehreren ansäßigen Freihaltern bewohnt wird, verlangen dem Staate als ein besondrer politischer Körper einverleibt zu werden. Als solcher ist er Versammlungen zu halten, Vorsteher, Schreiber und andre Beamte zu wählen, und sich selbst zu administriren berechtigt, schickt, wenn er die gehörige Anzahl von Schatzbaren enthält (in Massachusetts wenigstens 250) Abgeordnete zur Gesetzgebung, hilft die vornehmsten Staatsbeamten wählen, ernennt auch seine Geschwornen, erhebt Abgaben, verwaltet die Polizei, und erhält Kirchen und Lehrer, wozu gewöhnlich $\frac{1}{60}$ des ganzen Distrikts der Ortschaft bestimmt sind. In Connecticut bilden die mehresten Ortschaften zwei Kirchspiele. In Massachusetts hat jede 3 bis 4 Vorsteher, die so wie alle übrige Ortschaftsbediente (Schreiber, Taxirer, Armenaufseher, Einnehmer, Gehägehauer, Wegeaufseher, Nutzholzinspektor, Zehendner, Gerichtsbediente, u. a. m.) jährlich von den Ortschaftsbewohnern aufs neue gewählt werden, und der Volksversammlung präsidiren, die sie jährlich im März oder April ausschreiben. Mehrere Ortschaften machen zusammen eine Grafschaft aus, welche gleichfalls, nach Art der engl. Grafschaften, besonders in Rücksicht der Abgaben und des Gerichtswesens ihre eigne Verfassung haben. Jeder steht ein vom Statthalter ernannter Sherif mit mehreren Untersherifs vor, und wacht für Ausführung der Verordnungen. Nur die Freihalter, welche eine gewisse Menge von Taxen bezahlen, haben Stimmgerechtigkeit in den Primairversammlungen der Ortschaften. Um aber für einen Freihalter zu gelten, muß man entweder ein gewisses Landeigenthum (in den mehresten Staaten von wenigstens 40 Schill. jährlicher Einkünfte) oder

ein zwanzigmal größeres persönliches Vermögen besitzen. In Vermont gelten alle Mannspersonen über 24 Jahr, die ein volles Jahr im Staate wohnen, für Freihalter.

Die von den Ortsversammlungen gewählten Repräsentanten bei der Gesetzgebung sind in allen Staaten in zwei Kammern, den Senat und das Haus der Repräsentanten getheilt. Beide haben eine verneinende Stimme gegen einander, und sind fast ganz auf dem Fuß des britischen Parlaments eingerichtet. Der Senat besonders ist Richter über die Amtsverwaltung aller Staatsbedienten, die nur das Haus der Repräsent. bei demselben belangen kann; dieses hat allein das Recht Gelder zu bewilligen und Taxen aufzulegen. Zu Neu-Hampshire müssen die Tagebücher beider Häuser gedruckt werden. In den mehrsten Staaten werden beide Häuser jährlich, in Rhode-Island und Connecticut das letztere alle halbe Jahr aufs neue gewählt. Ihre Mitglieder müssen ein bestimmtes schatzbares Vermögen besitzen, und die Anzahl derselben richtet sich mehrentheils nach der Menge der schatzbaren Einwohner der Ortschaften. In Neu-Hampshire war die Zahl der Wählenden im Jahr 1791 8967, d. h. der funfzehnte Theil der sämmtlichen Einwohner. Die Ortschaften vergüten ihren Repräsentanten die Reisekosten und geben ihnen tägliche Diäten (in Mass. 6 bis 7 Schill. in Neu-York 16 bis 20.) Bestechungen bei den Wahlen werden in Neu-York mit 500 L. bestraft. In Rhode-Island, wo die halbjährigen Wahlen der Repräsentanten den Parteigeist besonders anfachen, und wo überdem die Einwohner von einem unruhigen Geiste beseelt werden, sollen Bestechungen und Thätlichkeiten zwischen den Parteien nichts seltnes seyn. In Massachusetts besteht jetzt der Senat aus 40, das Haus der Repräsentanten aus 203; in Neu-York ersterer aus 24, letzteres aus 70 Mitgliedern. Rhode-Island hat 10 Senatoren (Assistenten) und 70 Repräsent.; einige mehr Neu-Hampshire und

Vermont;

Vermont; Connecticut 12 Aſſiſtenten und 176 Repräſentanten; Neu-Jerſey aber nur 13 Senatoren und 39 Repräſentanten.

Die ausübende Gewalt in jedem dieſer Staaten, iſt in den Händen des Präſidenten oder Gouverneurs, der den Titel Excellenz führt, und des ihm in den mehreſten Provinzen zugeordneten Raths, der aus den Gliedern beider Kammern des geſetzgebenden Körpers durch vereintes Ballotiren beider Häuſer gewählt wird. Doch ſind in Rhode-Island, Connecticut und Vermont, Staat und Rath ein und daſſelbe Collegium. Der Gouverneur (in Neu-York der Unterſtatthalter) iſt Präſident des Senats; und entſcheidet, wenn die Stimmen gleich ſind. Er hat das Recht, die Geſetzgebung zu prorogiren, doch nie über eine beſtimmte Zeit, beide Häuſer auf ihr Verlangen zu adjourniren, und ſie im Nothfall vor der angeſetzten Zeit zuſammenzurufen. Er iſt Generalcapitän zu Waſſer und zu Lande, und ſobald der geſetzgebende Körper den Staat in Krieg oder Aufruhr erklärt, Oberkriegsbefehlshaber; darf jedoch die Truppen nicht aus eigner Willkühr über die Gränzen des Staats führen. Er hat das Begnadigungsrecht, beſetzt mit Zuziehung des Raths die mehreſten Ämter und Officierſtellen, (in Neu-Jerſey wählen ſich die Soldaten ihre Officiere bis zum Hauptmann hinauf ſelbſt; die andern ernennt die Verſammlung) und nur auf ſeine Anweiſung darf der Schatzmeiſter Gelder auszahlen. In Neu-York iſt ſeine Macht mehr eingeſchränkt, indem ihm zwar kein Rath zugeordnet iſt, aber mehrere ſeiner wichtigſten Vorrechte z. B. die Beſetzung der Bedienungen, das Begnadigungsrecht, u. a. von beſonders eingeſetzten Collegien verwaltet werden. Dafür wird er hier auf 3 Jahre gewählt, und genießt 2000 Liv. Einkünfte; indeß in den Neu-Engliſchen Staaten wie in Neu-Jerſey dieſe Wahlen jährlich geſchehn, und ſeine Beſoldung im reichen Maſſachuſetts nur 800 Liv. beträgt. In Neu-Hampſhire beſteht der Rath aus

5, in Maſſachuſetts aus 9 Mitgliedern, außer dem Gouverneur und Unterſtatthalter.

Die richtende Gewalt wird von dem geſetzgebenden Körper angeordnet. Alle Richter bekleiden ihr Amt, ſo lange ſie ſich wohl verhalten; doch werden die Friedensrichterſtellen nur auf 7 J. verliehen. Die Gerichtshöfe beſtehn aus einem wandernden Oberappellations-Gericht der Republik, aus verſchiednen Grafſchaftsgerichten, und aus den Unionsgerichten, deren Jurisdiktion ſich über alle vereinten Staaten erſtreckt. Die Einrichtung des Gerichtsweſens iſt völlig britiſch; auch gilt noch immer das gemeine engliſche Recht.

In Neu-Hampſhire wird konſtitutionsmäßig alle 7 Jahr eine Konvention zur Reviſion der Verfaſſung zuſammenberufen. Jede von derſelben vorgeſchlagene Verfaſſung muß, ehe ſie gültig iſt, den Ortſchaften vorgelegt, und wenigſtens von zwei Dritteln der gegenwärtigen Stimmhaber genehmigt werden. In Vermont wird alle 7 Jahr ein Rath der Cenſoren ernannt, welcher unterſucht, ob die Konſtitution in allen Stükken unverletzt erhalten worden, und der, wenn er es nöthig findet, eine Verſammlung zur Verbeſſerung derſelben ausſchreibt.

Finanzweſen. Seitdem der Kongreß die Kriegsſchulden der einzelnen Staaten übernommen hat, und dafür im ganzen Umfange des Staatenvereins die Einfuhrzölle, die Tonnengelder und die Akziſe hebt, finden in jedem Staate einerlei Arten von Abgaben ſtatt.

1) Die Unionsabgaben, welche der Kongreß hebt. Bloß Zoll- und Tonnengelder trugen im Jahr 1790 in Maſſach. 520,430, in Neu-York 472,127 Dollar reine Einnahme nach Abzug der Hebungskoſten. Zu Neu-York warfen ſie im Jahr 1793 ſchon 642,962 Dollar ab.

2) Die Staatsabgaben. Sie fließen größ-

tentheils aus einer Kopf- Land- und Vermögensteuer, welche die Gesetzgebung jährlich ausschreibt, auf die Ortschaften vertheilt, und diese unter sich aufbringen. Allein jetzt ist der Verkauf unangebauter Länder den mehresten Staaten so einträglich, daß sie dieser Taxe nicht bedürfen, und sie schon seit Jahren nicht mehr ausschreiben. Massachusetts verkaufte 1791 einer einzigen Kompagnie von Unternehmern 2 Mill. Morgen in Main für 200,000 Dollar, und Neu-York hatte im Jahr 1792 ,126,526 L. Einkünfte für verkaufte Ländereien. Einzelne Ortschaften zu unterstützen, erlaubt man ihnen Lotterien; in Massachusetts sind 2 Staatslotterien beständig im Gange. Die Staatsausgaben sind noch so unbeträchtlich, daß sie in Massachusetts im Jahr 1791 mit 18000 L. bestritten werden konnten.

3) Die Grafschaftstaxen, werden von den Friedensgerichten mit Gutheißung der Gesetzgebung ausgeschrieben, und von dem Schatzmeister der Grafschaft erhoben, und dienen die Tagegelder der Grafschaftsrichter und der Volksrepräsentanten zu bestreiten. Letztre betrugen im Jahr 1790 in Mass. 4155, in Connecticut 3168 L; erstre in Connecticut nur 720 L.

4) Die Ortschaftsabgaben. Diese bewilligen die Einwohner jeder Ortschaft auf ihrer jährlichen Versammlung zur Unterhaltung der öffentlichen Gebäude, Brücken und Wege, zur Besoldung der Prediger und Schullehrer, zu den Armenanstalten u. s. w. Der Taxeinnehmer der Ortschaft erhebt sie, und ist berechtigt, die Güter oder die Person der Nichtbezahlenden einzuziehen. In Connecticut betrugen diese Ortschaftstaxen im J. 1786 wenigstens 50,000 L. d. h. fast das dreifache der Staatsabgaben.

Diese Vielheit der Abgaben scheint die Erhebung derselben unnöthig kostbar zu machen. In Connecticut rechnete man im J. 1789 bloß 100 Einnehmer der Staatstaxen, die durch allerlei

Künſte und Spekulationen auf Kurs und Wechſelei ſich wenigſtens einen Gewinn von 20,000 Dollar zu machen wußten. Eine ungeheure Erpreſſung bei der ſo geringen Taxe, die nicht des zehnten Theils der Einnehmer bedürfte.

Kriegsweſen. Die Kriegsmacht der amerikaniſchen Staaten beſteht einzig und allein aus National- oder Landmiliz, die ſchon unter brittiſcher Herrſchaft in Neu-England auf ſehr gutem Fuße war, und ſeit dem Jahr 1792 im ganzen Staatenverein eine gleichförmige Einrichtung erhalten hat. Die weißen Mannsperſonen, vom 18ten bis zum 45ſten Jahre, werden alleſammt in die Muſterrolle der Miliz eingeſchrieben, die Staatsbedienten, Geiſtlichen, Lehrer, Schüler, Ärzte und Quäker ausgenommen; die vom 46ten bis 60ſten Jahre in die Alarmliſte. Jeder muß ſich mit Gewehr und Ammunition verſehen. Die von der Muſterrolle werden 4mal, die von der Alarmliſte 2mal des Jahrs in den Waffen geübt. Finden ſich in Kriegszeiten nicht genug Freiwillige, ſo muß die Miliz marſchiren. Ein ſtehendes Heer iſt gegen die Conſtitution. Vor einigen Jahren beſtand die Miliz in Neu-Hampſhire aus 27,550, in Maſſachuſetts aus 75,500 Mann; darunter 2,300 Reuter und 1500 Artilleriſten. In Neu-Jerſey beſteht ſie aus 10 Brigaden oder 80 Bataillons Infanterie, 14 Compagnien Artillerie und 21 Schwadronen Reuterei, die zuſammen 29,000 Mann ausmachen, und denen der Gouverneur als Generalkapitain, 4 Generalmajors und 10 Brigadegenerale vorſtehn. Die Neu-Hampſhirer Miliz, beſonders die Reuterei, hält man für die beſte und geübteſte in den vereinten Staaten; ſie iſt ſo gut exercirt als manche der beſten europäiſchen Truppen. — Die zur Zeit der brittiſchen Regierung erbauten Forts und Feſtungen haben die Staaten größtentheils verfallen laſſen. Doch bewilligte die Regierung von Neu-York im vorigen Jahre

30,000 Livres zur Wiederherstellung der Festungswerke.

Religion. Seit der Revolution herrscht in den vereinten Staaten die unumschränkteste Religions-Freiheit. Alle Religionen haben gleiche Rechte, und die kirchliche Verfassung ist von der bürgerlichen so völlig abgesondert, daß (Neu-Hampshire, Vermont und Neu-Jersey ausgenommen, wo die Staatsämter lediglich an Protestanten verliehen werden) der Staat jetzt gar keinen Unterschied der Religionen, viel weniger eine herrschende Kirche kennt. Alle kirchliche Einrichtung ist gänzlich dem freien Willen der Einwohner überlassen, und jede Gemeinde, die sich zum Gottesdienst vereinigt, wählt, besoldet und entläßt ihren Geistlichen nach Belieben. Ja, in Rhode-Island geht dieses so weit, daß der Prediger nicht einmal die Gemeine gerichtlich belangen kann, wenn sie ihren Vertrag bricht. — Nicht leicht in einem Lande der Welt giebt es daher mehr kirchliche Sekten als in den vereinten Staaten, wiewohl diese Sekten fast alle aus der reformirten Kirche hervorgesproßt sind. In Neu-England sind die Independenten oder Kongregationalen, die diesen Namen von ihrer unabhängigen antihierarchischen Kirchenzucht führen, die zahlreichsten; nächst ihnen die Baptisten oder Menonisten, besonders in Rhode-Island, die Anhänger der engl. bischöflichen Kirche, denen Bischöfe in Boston und Neu-York vorstehn, die Quäker, Presbyterianer, u. a. Die mehrsten Gemeinen in Neu-York und Neu-Jersey bestehn aus holländischen Reformirten von der dordrechter Synode und aus engl. Presbyterianern. auch findet man hier unsere gemeinen Lutheraner, sämmtlich deutscher und schwedischer Herkunft, die Pensylvanien und Schweden mit Predigern versehn. Katholische Gemeinen sind in Boston und Neu York im Entstehn.

Schulen, Gelehrsamkeit. Staatsgesetze verbinden in den mehrsten Provinzen Neu-Englands die Ortschaften, Schulmeister anzusetzen, und Volksschulen zu errichten. In Massachusetts und Neu-Hampshire muß jede Ortschaft von 50 Familien einen Schulmeister, der im Lesen und Schreiben unterrichtet, und jede von 100 Familien eine Volksschule (Grammar-School) durch eine jährliche Schultaxe unterhalten; und in Connecticut hat jeder Hauptort einer Grafschaft eine lateinische Freischule. Auch sind die Einwohner dieser Provinzen kultivirter und aufgeklärter als die Rhode-Isländer, Neu Yorker und Neu-Jerseyer, welche bisher nicht auf den Schulunterricht sahen. Uberdem sind seit der Revolution in allen Staaten eine Menge Schul- und Erziehungsanstalten, unsern Gymnasien ähnlich, von Privatpersonen angelegt, und vom Gemeingeist der Einwohner thätig unterstützt worden. Sie werden Akademien genannt, und ihrer gab es schon vor mehrern Jahren 7 in Neu-Hampshire, 9 in Massachusetts (davon 2 im wüsten Main) 6 in Connecticut, 1 in Rhode-Island, 10 in Neu-York, und 7 in Neu-Jersey. Auch hatte Boston mehrere Navigationsschulen.

In jedem der hier beschriebenen Staaten blüht ein nach englischem Fuß eingerichtetes Kollegium mit Professoren, Fellows, Tutors und Studenten; eine Art von Universität für die philosophischen Wissenschaften, auf der die drei andern Fakultäten fehlen. Das älteste und vorzüglichste dieser Kollegien ist die 1636 gegründete, erst seit der Revolution zur Universität erhobene Schulanstalt zu Cambridge in Massachusetts, welche aus 8 Professoren und 4 Collegien, mit 150 — 170 Studenten besteht, die beste Bibliothek in Amerika, 12,000 Bände stark, eine Instrumentensammlung, ein Naturalienkabinet und ein Museum besitzt, und jährlich 2745 L. Einkünfte hat, die jedoch nicht zureichen. Das im Jahr 1786 gebaute Darmouth-

Collegium im nördlichen Theil Neu-Hampſhires, unweit des Connecticuts, beſitzt 84,000 Morgen Landeigenthum, und hat 4 Profeſſoren und 150 Zöglinge.

Ein ähnliches Kollegium hat der Staat von Clermont in einer neuen Stadt der Grafſchaft Burlington am Champlainſee anzulegen beſchloſſen, und 1791 dazu ſchon 40,000 Morgen angewieſen. Die Univerſität zu Providence in Rhode-Island hat 4 Profeſſoren, 60 Studenten und 2,000 L. Einkünfte; die zu Neu-Haven in Connecticut, eine der vorzüglichſten in Amerika, 130; und die zu Neu-York, mit der eine mediciniſche Facultät verbunden iſt, 150 Zöglinge. Noch ſollen Kollegien in Main und in der Stadt Albany am Hudſonfluß errichtet werden. Neu-Jerſey hat ſchon jetzt 2 Kollegien, Naſſau-Hall zu Princeton, welches Ritterhauſes merkwürdiges Planetatium beſitzt, und Queen-College zu Neu-Brunswik, wo die holländiſchen Reformirten ihre Geiſtlichen bilden.

Unter einer Menge gelehrter und patriotiſcher Geſellſchaften, bemerken wir hier nur die Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften in Boſton, 5 mediciniſche Geſellſchaften, eine hiſtoriſche Societät für die amerikaniſche Geſchichte, 2 Marine-Societäten zur Verſorgung armer Wittwen und Waiſen der Schiffer, und eine deutſche Geſellſchaft zu Neu-York. Viele Ortſchaften unterhalten öffentliche Leſe-Bibliotheken; Connecticut deren 300, und hier lieſt ſelbſt der Landmann die klaſſiſchen Werke der Engländer. Nicht nur in den mehrſten Städten, ſondern ſelbſt auf dem Lande giebt es Buchdruckereien, und faſt in den mehrſten kömmt eine freigeſchriebene Zeitung heraus, die außerordentlich viel zur Verbreitung der Kultur und des Gemeingeiſtes beytragen. Ihrer 5 erſchienen vor einigen Jahren in Rhode-Island, in Connecticut 9, und in Maſſachuſetts ein Dutzend.

Handwerke und Manufakturen. Der Landmann verfertigt ſich ſeine häuslichen und Ackerbaugeräthe größtentheils noch ſelbſt, daher man nur in den Städten Handwerker findet. Seine Hausgenoſſen ſpinnen und weben ſo viel Leinewand und Wollenzeuge, als ſie brauchen; ja an einigen Orten Neu-Englands zum Verkauf und verfertigen die nöthigen Kleidungsſtücke, und er bereitet ſo viel Cyder, Zucker, Pottaſche und Nägel, daß dieſe Artikel ſtark außer Landes gehn. Die mehrſten der übrigen Fabricaturen ſind in den vereinten Staaten noch in ihrer Kindheit, wiewohl Neu-England auch hierin ſich vor den übrigen Provinzen auszeichnet, und nächſt Penſylvanien die mehrſten Manufakturen beſitzt.

Das wichtigſte Gewerbe iſt der Schiffbau, der theils zum eignen Bedarf, theils zum auswärtigen Verkaufe, beſonders von den Neu-Hampſhirern und den Bewohnern Maſſachuſetts getrieben wird, zwar durch die Trennung von Großbrittannien litt, doch jetzt wieder ſich hebt und ſo anſehnlich iſt, daß er in Maſſachuſetts (wo $\frac{1}{3}$ aller amerikaniſchen Schiffe gebauet wird) im Jahr 1791 ſchon 11,382 Tonnen betrug. Fiſcherſchooner und Wallfiſchboote, ja ſelbſt Schiffe von 100 Tonnen baut man nicht ſelten in den Wäldern, und zieht ſie im Winter auf großen Schlitten von Maſten, mit Zügen von 200 Ochſen nach dem Strande. Thau- und Segeltuchmanufakturen und die ſchon oben erwähnten Eiſenwerke ſetzen Neu-England in den Stand, dieſe Schiffe ſelbſt auszurüſten. — Die vielen Druckereien ſetzen eine Menge Papiermühlen in Arbeit. — Boſton hat anſehnliche Rumbrennereien, Zuckerſiedereien, macht Papiertapeten und Taback, und hat eine Karrätſchenmanufaktur, die 800 Menſchen beſchäftigt. In und um Providence, wurden im Jahr 1790 3 Millionen Stück Nägel verfertigt, größtentheils vom Bauer, der ſie des Winters auf einem kleinen Ambos in der Küche ſchmiedet. Connecticut

beſitzt ſchon 40 Walkmühlen, und der Diſtrickt Oke-ſego in Neu-York treibt die Zuckerſiederei ſchon ſo im Großen, daß 1792 hier 2,300 Menſchen 160,000 Pfund zur Ausfuhr lieferten. —

Die im Jahr 1791 geſtiftete amerikaniſche Geſellſchaft zur Anlegung von Nationalmanufakturen hat ſich Neu-Jerſey zum Hauptſitze dieſer Manufakturen gewählt, und zwar einen Diſtrickt am Paſſaick, wo ſie die neue Stadt Paterſon zu bauen anfängt. Ihr Fond beträgt 140,000 Pf. Sterling; ihre Abſicht geht auf große Manufakturanlagen, beſonders auf Eiſen- Wollen- Baumwollen- und Leinenfabriken, wobei die Spinnerei auf Maſchinen betrieben werden ſoll; und ſchon beſitzt ſie anſehnliche Mühlen und Maſchinenwerke.

Handlung. 1. Anſtalten dazu. Nur in den angebautern Theilen dieſer Staaten, unweit der Seeküſte, findet man gute Heerſtraßen und reinliche Wirthshäuſer; weiter einwärts keine, oder doch nur ſehr ſchlechte Wege, auf denen man kaum zu Pferde fortkömmt, und der Gaſtfreiheit der Pflanzer ungeachtet manche Nacht bei einem Feuer unter freiem Himmel zubringen muß. Von Neu-York laufen Hauptheerſtraßen durch Neu-Jerſey nach Philadelphia, und längs des Hudſons nach dem Geneſſer und nach Canada, auch zieht man jetzt queer durch Maſſachuſetts eine große Heerſtraße von Boſton nach Neu-York. Im Winter erleichtert die Schlittenbahn den Waarentransport. Die Wegeaufſeher müſſen mit Schneeſchlitten Bahn machen, und das Landvolk reiſet dann auf Schneeſchuhen, deren Gebrauch es von den Indiern gelernt hat. Brücken gehen nur über kleinere Flüſſe; über größere Fähren, welche unter Aufſicht des Staats ſtehn. Die Briefpoſt gehört der Union, und erſtreckt ſich noch nicht weit landeinwärts. Fahrende Poſten ſind von Boſton nach Salem, Providence, Neu-York und Falmouth in Main im Gange, und von Neu-York über Albany nach

Vermont, Otsego und Geneſſer, und nach Philadelphia. In Maſſachuſetts gehören ſie privilegirten Unternehmern, und gehen zu keiner beſtimmten Zeit, ſondern wenn ſich genug Reiſende einfinden. In Connecticut unterhält ſie der Kongreß. Von Neu-York nach Philadelphia gehn täglich 3 Poſtkutſchen auf verſchiednen Wegen, und nach Boſton und Albany wöchentlich zwei. Überdem ſegeln aus dieſer Handelsſtadt täglich Poſtboote nach Neu-Jerſey, Connecticut und Rhode-Island, und monatlich kommen Packetboote aus England und Frankreich an. An den gefährlichſten Gegenden der Küſte unterhält der Kongreß Leuchtthürme, auch iſt das Lootſeeweſen gut eingerichtet. Die Flußſeefahrt iſt noch unbeträchtlich, auch giebt es noch keine bedeutende inländiſche Märkte. Der ehemals wichtige inländiſche Pelzhandel Neu-Yorks iſt jetzt ganz in den Händen der Britten. Ausländiſche Schiffe dürfen des Zolls wegen nur in die größern Häfen einlaufen, wovon in Neuhampſhire, 1, in Maſſachuſetts 20, in Rhode-Island 2, in Connecticut 3, in Neu-York 2, und eben ſo viel in Neu-Jerſey liegen.

Die Angabe der in Neu-England gebräuchlichen Münzen, Maaße und Gewicht, worauf Herr Ebeling I. 82 verweiſt, finden wir in der Einleitung nicht,, welches um ſo unangenehmer iſt, da deshalb manche Zahlangaben unverſtändlich bleiben. In ganz Neu-England rechnet man nach geſetzmäßigen Pfunden (L.) und Schillingen, welche um 33⅓ Procent ſchlechter ſind, als die in England gebräuchliche Sterling Valuta, ſo daß eine engliſche Guinee hier 1 L. 8 Schilling, und ein ſpaniſcher Piaſter oder Dollar 6 Schilling gilt. In Neu-York iſt die Valuta noch um ⅓ ſchlechter, und hier gilt der ſpaniſche Piaſter 8 Schillinge. Die meiſten umlaufenden Geldſorten ſind ſpaniſche und portugiſiſche. Im Jahr 1784 betrug alles baare Geld in Maſſachuſetts nur 55,000 L., und noch ſieht man in Neuhampſhire faſt nichts

als Papiergeld. Dieſes Papiergeld, womit die Staaten während der Revolution überſchwemmt wurden, waren um das J. 1781 im Werthe ſo ſehr gefallen, daß 100 Dollar in Gold 4000 bis 7500 Dollar in Papier galten. Jezt iſt das Papiergeld des Kongreſſes und das der Staaten, faſt in gleichem Werthe mit klingender Münze. In den mehrſten Staaten findet man Comtoirs der Kongreßbank, eigne Banken, Leibrentengeſellſchaften und Aſſekuranz-Komptoire. Die geſezmäßigen Zinſen ſind 1784 auf 6 Prozent feſtgeſezt worden. In Neu-York ſtehen ſie noch auf 7 Prozent.

2. Stapelwaaren, Landhandel, Seehandel. Die Rubrik hat Herr Ebeling mit ganz vorzüglicher Sorgfalt und Sachkenntniß, nach Anleitung der Zoll- und Schiffahrtsliſten, Kontenten, Preiskuranten, Verkaufanzeigen und Akziesverzeichniſſen bearbeitet. Die Neu-Engländer ſind die vorzüglichſten Seefahrer und Handelsleute Amerika's. Zwar haben ſie zum eignen Handel nur wenige Landprodukte, Holz, (beſonders Maſten und Schiffe) Thran, Stockfiſch, Salzfleiſch, lebendiges Vieh, Rum und Weizen; allein deſto lebhafter treiben ſie Zwiſchenhandel und Frachtfahrten in ſelbſtgebauten Schiffen, ſo daß man ſie ſchon vor der Revolution die Holländer Amerika's nannte. Jeder Matroſe hat hier einen gewiſſen Antheil am Schiffe und am Gewinn der Ladung, welches ihn deſto getreuer macht. Die ſtärkſte Einfuhr beſteht aus brittiſchen Waaren aller Arten, beſonders Manufakturwaaren. Die vortheilhafteſte Ausfuhr geht nach den ſüdlichen Staaten, nach Weſtindien, Spanien und Portugall. Selbſt nach Oſtindien, China und der Nordweſtküſte Amerika's wird lebhafter Handel getrieben. Im J. 1770 liefen in allen neuengl. Häfen 504 größere Seeſchiffe und 2318 Jachten ein, die zuſammen 118,500 Tonnen hielten, und 1769 war die ganze Ausfuhr 530,000 Pf.Strl. werth. Jezt hat

der Handel so zugenommen, daß allein Massachusetts Schiffahrt im Jahr 1790 auf 179,358 und mit Einschluß der Küstenfahrer und Fischerfahrzeuge auf 267, 267 Tonnen stieg. Etwas über die Hälfte dieses Handels besitzt Boston, wo im Jahr 1791 an Seeschiffen 536 ein- und 430 ausliefen, ohne die Küstenfahrer, deren 2028 ein, aber nur 616 beladen ausliefen. In demselben Jahr betrug die Seeschiffahrt, einschließlich der Küstenfahrer und Fischer, in Rhode-Island 12,305, in Connecticut 39,502, in Neu-Hampshire 19,155 und in Neu-York 1791 86,171 Tonnen. Neu-York ist dem Range nach die zweite, Boston die dritte Handelsstadt des Staatenvereins. Im Jahr 1790 liefen 1013, und 1791 718 Seeschiffe und 1101 Küstenfahrer zu Neu-York ein, und die ganze Ausf. Neu-Yorks betrug im J. 1791 2½ im J. 1793 schon 3 Millionen Dollar.

Ortbeschreibung. Der Staat Neu-Hampshire ist erst im Jahr 1791 in Grafschaften eingetheilt worden, und enthält jetzt deren 5. Die Hauptstadt Portsmouth liegt in der Grafschaft Rokkingham am südwestlichen Ufer des Pascatagua, 14 Meilen von Boston, hat 1260 Häuser und 4720 Einwohner, und treibt den Seehandel des ganzen Staats. In den J. 1790 und 1791 liefen hier 223 Schiffe ein und 277 aus. Überhaupt enthielt Neu-Hampshire im J. 1790 erst drei kleine Städte mit 6976 Einwohnern, und 193 einverleibte Ortschaften.

Die Republik Massachusetts besteht aus 16 Grafschaften; West-Massachusetts aus 11, worin 5 große Städte (mit 41,778 Einwohnern) 20 kleinere Städte und Flecken, und 244 einverleibte Ortschaften liegen; Ost-Massachusetts aus 5 mit einer einzigen kleinen Stadt und 90 incorporirten Ortschaften. Boston, die Hauptstadt der Republik, in der Grafschaft Suffolk, 44 M. von Philadelphia, der Größe und Volksmenge nach die drit-

te Stadt des Staatenvereins, enthält 2376 Häuser und 18000 Einwohner, und ist der ansehnlichste Fabrikenort Amerika's. In der Grafschaft Essex liegen an der Küste die nahrhaften Handelsörter Salem mit 7900, Newbury-Port mit 4800, Ipswich mit 4560, Beverley mit 3300, Marblehead mit 5660, und Gloucester mit 5300 Einwohnern. Ihr Hauptgewerbe ist der Fang und Handel mit Stockfischen, wovon Marblehead, so wie Gloucester, jährlich 75,000, und der Fabrikenort Salem 30,000 Zentner ausführen. — Der Hauptort der Grafsch. Middlesex ist Cambridge, berühmt durch seine Universität, ein Städtchen von 2000 Einwohnern, ½ M. westlich von Boston. Eben so viel Einwohner enthält Charlestown, eine Art von Vorst. Bostons. Plymouth, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, 10 M. südlich von Boston, ist die älteste Stadt in Neu-England, hat aber nur 3000 Einwohner. — Die zu Massachusets gehörige Insel Martha's Vineyard ist 3½, die Insel Nantukket 2½ Q. M. groß. Jene hat 3000, diese 4600 Einwohner, Fischer und Schiffer; und beide bilden besondre Grafschaften. Nantukket, der unebne unfruchtbare Rücken eines aufgeschwemmten Sandberges, hat weder Stein, noch Baum, noch Quelle; nur einige Teiche, Salzlachen und Torfmoore; nährt aber 15000 feinwollige Schafe. — Portland an der Caskobay in der Grafschaft Cumberland, ist die Hauptstadt und der ansehnlichste Handelsplatz von Ost-Massachusetts. Sie hat 3000 Einwohner, und treibt Holzhandel und Stockfischfang. Der Flekken York hatte 1744, 2100 Einwohner. Die Grafschaften York und Cumberland machen das eigentliche Main aus. Die Grafschaften Lincoln, und die 1789 davon getrennten Hankock und Washington, die ehemalige Landschaft Sagadahok. In Linkoln ist Pownalborough, in Hankok Penobscot, und in Washington Machias der Hauptort. Elenthiere, Biber und virginische Dammhirsche sind hier häufig.

Die Republik Rhode-Island beſteht jetzt aus den fünf ſehr kleinen Grafſchaften Neuport, Providence, Waſhington (ſonſt Kings-County), Briſtol und Kent, welche überhaupt nur 2 Städte, 3 Flecken und 25 andre Ortſchaften enthalten. Die Hauptſtadt der Republik Neuport, am Südende der Inſel Rhode, 15 M. von Boſton, hat eine der beſten Häfen in ganz Amerika, und etwa 6000 Einwohner. Sie war ehemals beſonders durch den Sklavenhandel blühend, iſt aber durch den Krieg ſehr in Verfall gekommen. Das ſchönſte Gebäude der Stadt iſt die Judenſynagoge. Auch giebt es hier eine herrnhutiſche Brüdergemeine. So wie die Britten nach Nizza, ſo gehn die Einwohner Weſtindiens und der ſüdlichen Staaten der Geſundheit wegen nach Neuport, welches an der großen Heerſtraße von Boſton über Providence nach Neu-York liegt. Providence, 7 M. nördlich von Neuport, unweit der Mündung des Providenceſluſſes, hat 4600 Einwohner, einige aufblühende Fabriken, einen trefflichen Hafen, und viel Schiffahrt und Seehandel. Beſonders intereſſant iſt es als der Siz der Rhode-Isländer Univerſität und einer Geſellſchaft zur Abſchaffung des Sklavenhandels.

Zum Staat Connecticut gehören ſeit 1783 8 Grafſchaften, welche 5 Städte (cities) mit 16000 Einwohnern und 94 andre einverleibte Ortſchaften enthalten. Hartford am Connecticut, 10 M. von deſſen Mündung, iſt die erſte und älteſte, Neu-Haven an der gleichnamigen Bay, die zweite Hauptſtadt des Staats. In beiden verſammlet ſich der geſetzgebende Körper abwechſelnd. Jene mag 3000, dieſe 4000 Einwohner enthalten. Neu-Haven, völlig regelmäßig in lauter Quadraten erbaut, eine der ſchönſten Städte Nordamerika's, iſt der Siz einer Univerſität, und treibt anſehnlichen Handel. Die verlaßnen Kupferbergwerke unweit Hartford wurden während des Revolutionskrieges zu Gefängniſſen für Royaliſten und Kriegsgefangene gebraucht, welche ihren Aufenthalt darin nicht ſchreck-

lich genug beſchreiben konnten. Neu-London, am Ausfluß der Thames, hat 4600 Einwohner, den beſten Hafen im Staate, viel Handlung, und eine von Privatperſonen geſtiftete Bank. Drei Meilen nördlicher liegt die Stadt Norwich mit 3000 Einw. und einer Akademie. — Connecticut machte ehemals, vermöge der Freiheitsbriefe der Kolonie, auf alles Land zwiſchen 41° und 42° 2' Breite bis zur Südſee hin, Anſpruch. In den neueſten Zeiten hat es ſeine vermeintlichen Rechte an Penſylvanien und an den Kongreß abgetreten, ſich jedoch in den weſtlichen Landen auf der Südſeite des Sees Erie einen Landſtrich von 184 g. Quadratmeilen als Eigenthum vorbehalten, der vielleicht in der Folge für Connecticut wichtig wird.

Vermont beſteht aus 7 Grafſchaften, 4 im Weſten, 3 im Oſten des grünen Gebirges. Die 222 Ortſchaften des Staats gehören theils reichen Güterbeſitzern, theils den Einwohnern ſelbſt. Drei Viertel der ganzen Volksmenge lebt in den 79 Ortſchaften der 4 ſüdlichen Grafſchaften, deren Flächeninhalt nur ein Drittel von ganz Vermont beträgt. Das übrige Viertel iſt in den 143 nördlichen Ortſchaften vertheilt, worunter viele erſt ein paar Pflanzungen enthalten. Doch war 1791 ſchon $\frac{1}{4}$ der ganzen Oberfläche Eigenthümern verliehn. Eigentliche Städte giebt es hier noch gar nicht, nur 3 Flecken mit 5400 Einwohnern. Selbſt Dörfer ſind ſelten. Bennington an der Gränze Neu-Yorks und Maſſachuſetts, von 2420 Menſchen bewohnt, iſt der vornehmſte und älteſte Ort des Staats. Doch hält die geſetzgebende Verſammlung nicht hier, ſondern abwechſelnd in Windſor von 1600, und Rutland von 1400 Einwohnern, ihre Sitzungen. Der vornehmſte Handelsplatz des Staats iſt Allburn, ganz oben am Champlainſee, unweit der canadiſchen Gränze. Jetzt baut man in der Ortſchaft Burlington, unweit des Champlainſees, an einer City, die zum Sitz der Univerſität Vermonts beſtimmt iſt.

Der Staat von Neu-York wird seit 1794 in 21 Grafschaften eingetheilt, und enthält 3 Städte und 143 einverleibte Ortschaften. Von diesen Grafschaften liegen 5 auf den 3 Inseln, welche zu diesem Staate gehören, 12 längs des Hudsons, und 4 am Ontario-See. Die Stadt Neu-York auf der gleichnamigen vom Hudson umströmten Insel, 6 M. von der See, 31 von Boston und 20 von Philadelphia (wie sind diese Angaben mit den obigen bei Boston zu vereinigen?) enthält 3500 Häuser und 32000 Einwohner, also ohngefähr so viel als Leipzig. Man findet hier 32 Kirchen und Bethäuser, eine Universität, und viele gelehrte und patriotische Gesellschaften. Täglich erscheinen 8 Zeitungen. Der Handel beschäftigt hier über 500 große und 550 kleine Kaufleute und Krämer. Im Jahr 1793 liefen 305 Seeschiffe und 538 Küstenfahrer ein. —

Die felsige Insel Nassau oder Läng-Island, die größte im ganzen Staatenverein, enth. 44 geogr. M. und 27,200 Einwohner; auch Thongruben, Stahlwasser und Steinkohlenflötze. Der westliche Theil ist sehr fruchtbar, und trefflich angebaut; die Mitte und die Südseite lauter Sandboden und Heideland. — Die dritte Insel Staaten-Island ist nur 2 geogr. M. groß und enthält 3800 Bewohner. — Die Stadt Albany am Hudson, 35 M. von Neu-York und 85 von Quebek, hat jetzt schon 4000 Einwohner, und man ist im Begriff hier eine Universität zu errichten. Die neue, seit 1783 von einigen Rhode-Isländern regelmäßig erbaute Stadt Hudson liegt 6½ M. unterhalb Albany am östlichen Ufer des Stroms, in der Grafschaft Columbia. Sie hatte im J. 1790 schon 2800 Einwohner und 50 Seeschiffe, handelte unmittelbar nach Westindien und Europa, und rüstete selbst Schiffe auf den Wallfischfang bei den Falklandsinseln aus. Die ansehnlichen Lehnsherrschaften Livingston und Rousselaer um diese Städte gehören den gleichnamigen Familien, die von den

Ein-

Einwohnern, als Besitzer freier Pachtgüter, den Zehnten einzufodern berechtigt sind, ihn jedoch nie gehoben haben. — Saraghtoga, berühmt durch die Gefangennehmung des Bourgoynschen Heeres im amerikanischen Kriege, ist weder Stadt noch Flecken, sondern eine bloße Ortschaft. Fort Edward an Hudson, und Fort George am gleichnamigen See, beide in der neuen Grafschaft Washington, so wie die wichtigen Gränzfestungen am Champlainsee Crownpoint und Ticonderago sind gänzlich verfallen. Die Grafschaft Clinton, in welcher beide liegen, erstreckt sich längs des Champlainsees bis an Canada, hatte aber 1790 auf 280 q. M. erst 16 o Einwohner. Westlich neben derselben liegt längs der canadischen Gränze und dem Ontariosee, die Grafschaft Herkemer, eine 630 Q. M. große Wildniß, die der Onondagafluß und der Oneidasee von der vor zwei Jahren errichteten Grafschaft Onondaga trennt. Diese besteht aus dem sogenannten Militärlande, welches der Staat seinen Offizieren und Soldaten, die sich im Revolutionskriege auszeichneten, zur Belohnung verliehen. Sie ist 187 Qr. Meilen groß, und in 27 Ortschaften getheilt, die insgesammt nach berühmten Männern des Alterthums benannt sind. Hier wohnt man jetzt in Manlius und Scipio, in Lysander und Hannibal, und im bunten Gemisch liegen hier unter einander Romulus, Galen, Seneca, Cato, Pompejus, Homer, Milton, Ovid und Hektor. In Manlius liegt Onondaga, der Hauptort der sechs Nationen; in Galen sind Salzquellen, und in Camillus alte indische Festungswerke. Zur Grafschaft Ontario, der westlichsten von allen, zwischen Pensylvanien, dem Ontario- und Eriesee, gehört auch das Land am Geneffer, zu dessen Bevölkerung vor einigen Jahren in Deutschland Kolonisten geworben wurden.

Der Staat von Neu-Jersey besteht aus 13 Grafschaften, und enthält 3 kleine Städtchen und 4 bis 6 Flecken. Der Hauptort des Staats, und der

beſtändige Siz der Regierung, Trenton, in Weſt-Jerſey, unweit des Delaware, 6 M. von Philadelphia und 14 von Neu-York, an der Heerſtraße zwiſchen dieſen beiden Städten, hat nur die Gerechtigkeiten, und bei ſeinen 200 hölzernen, ein Stockwerk hohen Häuſern, kaum das Ausſehn eines Fleckens. Nicht größer noch beſſer gebaut ſind Burlington, eine Stadt am Delaware, 4 M. von Philadelphia, noch Neu-Brunſwik, Princeton und Port-Anboy welche in der Grafſchaft Middeleſex im öſtlichen Jerſey liegen. Die beiden erſten ſind Sizze von Kollegien. Neu-Brunſwik eine Stadt, Prinzeton aber nur ein Flecken. Port-Amboy, ehemals der Siz des königlichen Gouverneurs und Hauptort von Oſt-Jerſey, iſt zwar noch jezt ihres Hafens wegen, die vornehmſte Seeſtadt des Landes. Doch auch ihr Handel iſt höchſt unbeträchtlich. Bald wird daher die neue Fabrikſtadt Paterſon, die in der Grafſchaft Bergen im öſtlichen Jerſey gebaut wird, alle übrigen Ortſchaften Neu-Jerſeys an Größe und Wichtigkeit übertreffen.

So weit das Statiſtiſche und Topographiſche in Ebelings Werke.

Die Geſchichte der einzelnen amerikaniſchen Staaten iſt nicht weniger vollſtändig und nicht minder zuverläßig als dieſe Darſtellung ihres gegenwärtigen Zuſtandes. Höchſt intereſſant und lehrreich iſt es, zu ſehen, wie in einem Lande, das vor 180 Jahren eine völlige Wüſte ohne alle Kultur war, aus kleinen, durch Religionsdruck vertriebenen Koloniſtengeſellſchaften, mächtige Republiken entſproſſen ſind, und wie ſtandhaft die Neu-Engländer ſeit der erſten Gründung der Kolonien auf Unabhängigkeit und Republikanismus hingearbeitet haben.

Doch dieſes mag der Freund der Geſchichte bei Ebeling ſelbſt nachleſen.

G.

XI.

Ueber die Humanität. Von Ferdinand Delbrück. Magdeburg 1795. Auf 134 S. in 8.

Humanität gehört seit einigen Jahren unter die glücklichen Wörter, unter denen sich nach Bequemlichkeit so vielerlei zusammenfassen läßt, was sich zu bestimmtern Benennungen nicht fügen will. Auf der andern Seite verengt man zuweilen wieder den Ausdruck dermaßen, daß er zu dem wahrheitslosen höfischen bon ton zusammenschrumpft, der dem Alterthume völlig fremd war. Gleichwohl können es nur die Alten, insonderheit die Römer, seyn, an die wir uns bei Entwickelung dieses Begriffes wenden dürfen. Diese Entwickelung — der Gegenstand der angezeigten Schrift — ist indessen ein mißliches Unternehmen, wenn vielleicht der Sprachgebrauch desjenigen Volks, das zuerst den Ausdruck schuf, den Umfang der damit bezeichneten Idee selbst willkührlich verändert haben sollte. Ein Fall, der hier, so wie bei allen ähnlichen vielbefassenden Wörtern, unläugbar eintritt.

Der Herr Verfasser schlägt einen neuen Weg ein, der ihn zwar nicht unmittelbar zum vorgesteckten Ziele, aber doch zu einer Reihe interessanter Betrachtungen führt, die von einem mit den schönsten Blüthen der Menschheit genährten Geiste zeugen, und jedem Leser von besserer Art zum Prüfsteine seiner Studien dienen können.

Der Verfasser faßt den Begriff der Humanität, von der Seite, wo er den Römern studia humanitatis selbst bedeutete, d. h. Inbegriff aller der körperlichen und geistigen Eigenschaften, durch deren gleichmäßige vollendete Ausbildung der Mensch die ächte Bestimmung seiner Natur erreicht.

Bei weitem nicht so allgemein war der attische Καλοκαγαθος noch weniger der römische bonus et prudens; und wir? Es muß uns wohl an einem Worte fehlen, so lange wir mit der Sache noch nicht so recht bekannt sind. Doch sind wir in diesem Falle durchaus nicht übler dran, als andere neuere Nationen.

Die feinere Erziehung der Alten umfaßte Gymnastik und Musik. Unter Gymnastik verstanden sie alles, was zu den Uebungen des Körpers; unter Musik alles, was zu der Ausbildung des Geistes gehört, (der sogenannten untern Seelenkräfte.) Die körperlichen Vorzüge, deren der Mann von Humanität nicht entbehren konnte, waren diejenigen, die sich auf Schönheit beziehen; also gerade diejenigen, die uns nach heutigem Finanzsystem, die entbehrlisten sind, deren Einfluß höchstens auf das Gesellschaftszimmer eingeschränkt ist. Bei den Alten hingegen war äußerer Anstand gewissen Gesetzen unterworfen, worüber das ganze Volk wachte. Gewiß trug die Beobachtung derselben dazu bei, dem Perikles in Athen ein so großes Ansehen zu verschaffen. Eben so wirft Demosthenes einem seiner Gegner Schnelligkeit im Gange als ein Zeichen der Frechheit vor; und von den Pythagoräern ist bekannt, daß sie die Prüfung der in ihren Orden aufzunehmenden Mitglieder von Beobachtung des Ganges anfingen. Aber freilich könnte eine solche Aufmerksamkeit nur da statt finden, wo man oft öffentlich erschien und viel öffentlich handelte, wo man die Schönheit zu Erlangung der Volksgunst und zur Beförderung patriotischer Wirksamkeit benutzte.

Was zunächst die Vorzüge des Geistes betrift, so lag in Ausbildung der Phantasie, des Geschmacks und Beurtheilungsvermögens überhaupt so ziemlich der Umfang von Humanität. Wissenschaftliche Kenntnisse gehörten nicht dazu; gleichwohl treibt uns, den Winken der Natur entgegen, die modische Pädagogik gerade zu dieser

Klasse am ersten. Die griechische Jugend schöpfte ihren ersten Unterricht aus den Dichtern, und lernte ihre Pflichten gegen die Gottheit, die Eltern und das Vaterland, bei Gesang und Saitenspiel kennen. Auch ihre Gesetzgeber sprachen durch die Phantasie zu ihnen: in vielen Staaten wurden, selbst noch in spätern Zeiten, die Gesetze nach Melodieen abgefaßt und abgesungen. Religion war ein Inbegriff geistreicher Dichtungen und Spiele der Einbildungskraft über das Wesen der Götter und die Natur der Dinge. Endlich, die ganze Jugend des künftigen Staatsbürgers und Weltmanns wurde beinahe ausschließend mit den Künsten der Darstellung beschäftigt. Sodann folgte die Bildung der Beurtheilung und des Verstandes vorzüglich durch Philosophie des Gemeinsinnes. Man glaubte, ohne die ersten Gründe unserer Erkenntniß, über die Begriffe von Raum und Zeit zu spekuliren, könne man sowohl Familien als ganze Staaten regieren; aber weder Andere, noch sich selbst könne man in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens nie leiten, ohne vorher die Meinungen zu studiren, die unabläßig in die Handlungen der Menschen einwirken, den Leidenschaften derselben Stärke und Richtung geben, und woraus die Verhältnisse fließen, denen wir gemäß zu handeln verbunden sind. Alle Kenntnisse spekulativischer Art und sogenannte strengere Wissenschaften waren von dem Begriff der Humanität ausgeschlossen; desto eifriger betrieb man die historischen im weitesten Sinne dieses Worts. Die Entwickelung des letztern Punkts leitet den Verfasser zu einigen Auszügen aus Schaftesbury und andern Denkern, die am meisten im Geist des Alterthums über das philosophirten, was Menschen liebenswürdig und glücklich machen kann.

Zum Schluß stellt er dann den Charakter des Humanenmannes in seinen allgemeinsten Zügen auf; eine Stelle die wir als Probe des sinnvollen Ausdrucks hersetzen wollen: »Stellet euch nun einen

Mann vor, in welchem die beiden Grundtriebe der menſchlichen Natur in gehörigem Mittelmaße vereinigt wirken, der Trieb zum Vergnügen und der Trieb zur Vervollkommnung; einen Mann, welcher angenehme und nützliche Kenntniße, geläuterten Geſchmack, richtigen Verſtand, die Gabe einer ungezwungenen Unterhaltung, und ſo alle die Vorzüge beſitzt, die das häusliche Leben verſchönern; einen Mann, der Klugheit in der Berathſchlagung und Entſchloſſenheit im Ausführen, mit allgemeiner Menſchenliebe und unwandelbarer Anhänglichkeit an die Pflicht verbindet, und demnach Alles in ſich vereinigt, was das öffentliche Leben veredeln, was einen wankenden oder geſunkenen Staat heben, einen feſten und blühenden in ſeinem Glanze erhalten kann; einen Mann endlich, deſſen ſchöner, kühner, thätiger Geiſt in ſeinem Anſtande ſich ausdrückt mit einer Wahrheit, mit einer Innigkeit, die man fühlen muß, man wolle oder wolle nicht: ſtellet euch dies alles vor, ſo habt ihr das Bild des Humanenmannes; ihr werdet geſtehen, daß ein ſolcher unter allen Menſchen der in ſich ſelbſt glücklichſte ſey, der liebenswürdigſte und gottgefälligſte.«

XII.

Ankündigung eines ohnfehlbaren Hülfsmittels zur genaueſten Beſtimmung und Verſinnlichung des richtigen Zeitmaaßes, oder der Bewegung eines Tonſtückes.

Wie wichtig es ſey, und wie viel darauf ankomme, die Bewegung eines Tonſtückes jedesmal, nach dem Geiſte des Komponiſten richtig zu treffen, bedarf hier jetzt keines Beweiſes mehr, da dieſe Wahrheit theils ſchon in der Erfahrung gegründet, theils von einſichtsvollen Männern ſo oft und ſo hinlänglich iſt bewieſen worden. Iſt aber die Sache wichtig, und iſt es ſo ſchwer und mißlich, aus der Überſchrift, und für manchen, ſelbſt aus dem Studio eines Tonſtückes, die richtige Bewegung deſſelben aufzufinden: ſo iſt auch ohnfehlbar ein Hülfsmittel oder Maaßſtab, nach welchem dieſe Bewegung beſtimmt und einem andern genau beſchrieben werden kann, nicht nur nicht überflüßig; ich glaube vielmehr: für jeden Tonkünſtler, er ſey Komponiſt, Ausführer, Lehrer oder Lernender, wo es ihm ſonſt um Wahrheit und Richtigkeit im Vortrage zu thun iſt, auch nothwendig.

Dem Komponiſten muß natürlich ſelbſt daran gelegen ſeyn, ſeine Arbeit nicht der Willkühr eines jeden ſo aufs Gerathewohl zu überlaſſen; nimmt er ſich aber die Mühe, die Bewegung ſeines Tonſtückes neben der üblichen Anzeige des Charakters deſſelben, durch Eine Zahl nach dieſem unten beſchriebenen Maaßſtabe zu beſtimmen und hinzuſchreiben, ſo kann er nicht mißverſtanden werden. Auch die Bewegungen ſchon bekannter Tonſtücke jetzt noch lebender Komponiſten, könnten durch die-

ſelben, entweder durch ein beſonderes Blatt, oder durch jetzt laufende Zeitſchriften noch beſtimmt werden, und dadurch manchem Ausführer, ja ſelbſt manchem Anführer eines Orcheſters, oder vielmehr deſſen Zuhörern, ein großer Gefallen geſchehen.

Auch der Tonlehrer findet hier ein bequemes Mittel, mit deſſen Hülfe er dem Lernenden alle Lehrſätze vom Takte, auf die bequemſte und faßlichſte Art vortragen und deutlich machen kann; er wird ſein Gefühl für richtige Bewegung hierdurch wecken, und ihn darin üben können.

Beſchreibung eines muſikaliſchen Chronometers, als Maaßſtab für jede Art der Bewegung eines Tonſtückes, um ſelbige genau zu beſtimmen und zu verſinnlichen.

Dieſe Maſchine hat im Umfange etwa 1 Fuß im Quadrat, und ruhet auf einer 4 Fuß hohen Säule, in welcher das Gewicht herabhängt, wodurch der Gang, welcher 2 Stunden dauert, bewirkt wird. Alle Räder ſind von Meſſing, die Triebe von Stahl und jedes ſo dauerhaft, daß ein Schade nicht leicht daran zu befürchten iſt. An der Seite des Werks ſind Regiſter, und jedes mit einer Zahl, als 1, 2, 3, 4, u. ſ. w. verſehen. Jedes Regiſter hat inwendig einen Hammer, und dieſer ſeine eigene im Tone von den andern unterſchiedene Glocke, gegen welche er in einer beſtändig gleichen, aufs richtigſte abgemeſſenen Zeit anſchlägt. Dieſe Regiſter, deren Geſchwindigkeiten durch die Zahlen angedeutet ſind, dienen, die Art der Bewegung zu beſchreiben, und ſie dem Gehöre zu verſinnlichen. Wenn auch die Grade der Geſchwindigkeit, die hier nicht willkührlich angenommen ſind, ſondern nach ihrer Stufenfolge mit ein-

ander in dem richtigſten Verhältniſſe ſtehen, eine äußerſt kleine Entfernung von einander haben; ſo kann doch, durch vorſchriftliches Umdrehen eines Windflügels, unter in Grade abgetheilte Bogen, die Bewegung noch ſo modifizirt werden, daß man hierdurch kaum merkbar verſchiedene Momente der Zeit, von einem Grade bis zum andern haben, und dieſelbe auch aufs beſtimmteſte beſchreiben kann. Durch einen daran befindlichen Zug kann der Gang ſogleich gehemmt, und durch einen andern der laute Anſchlag gedämpft werden.

Will alſo jemand nach dieſem Maaßſtabe die Bewegung eines Tonſtückes beſchreiben, ſo ziehet er das Regiſter an, deſſen Geſchwindigkeit oder Zeit, derjenigen gleich iſt, welche entweder der halbe Takt, das Viertel, oder überhaupt ein ſolcher Theil oder Glied des Taktes, welches zum Beſchreiben am ſchicklichſten iſt, fordert, und bemerkt die Zahl des Regiſters neben dem angezeigten Charakter des Stückes alſo: z. B. Allegro Num. 5. in Viertel; oder Largo Num. 7. in Achtel, oder Adagio Num. 4. Sechzehntheile u. ſ. w.

Die langſamſten Bewegungen werden am beſten durch 16 Theile, die weniger langſamen durch 8tel, und die mäßig geſchwinden, oder geſchwindeſten durch 4tel, auch wohl ganzen Taktnoten, wie es erforderlich und bequem iſt, gezählet und beſchrieben.

Sollte man von dem Windflügel Gebrauch machen wollen, z. B. man wollte etwa die Zeit eines Andante in 4teln beſchreiben, man fände aber hierzu die Bewegung des einen Regiſters um etwas zu geſchwind, und die des folgenden zu langſam, ſo führt man die Lappen des Windflügels unter die in Grade eingetheilte Bogen, und ſtellt ſie hier um 1 oder mehrere Grade, wie es die Bewegung fordert, langſamer oder geſchwinder. Zur Bezeichnung dieſes Grades, in welchem der Windflügel ſtehen ſoll, könnte man ſich bloß dieſes Zeichens + bedienen, z. B. Andante, Num. 5 + 1 in Viertel.

Aus dem nun was von dieſer Maſchine hier geſagt iſt, wird deutlich genug erhellen, daß jede mögliche Bewegung eines Tonſtückes hiermit durch wenige Zeichen, aufs ohnfehlbarſte beſtimmt und beſchrieben werden kann, und daß kein Beſitzer derſelben, da der Gang einer jeden Maſchine, nach einer feſtangenommenen Hauptbewegung, der andern aufs genaueſte gleich iſt, ſich in der richtig vorgezeichneten Bewegung wird irren können.

Auch kann ein Lehrer, zur deutlichen Demonſtration des Taktes, mehrere Regiſter, die dazu erforderlich ſind, auf einmal anziehen, die Theile und Glieder deſſelben ſo auf einmal gegen einander darſtellen, und ſolchergeſtalt dieſen, für die meiſten Anfänger, gewöhnlich ſchwerſten Theil des Weges ſehr erleichtern und abkürzen. So werden auch alle Übungen in taktrichtigen Spielen, beſonders in Abweſenheit des Lehrers, durch dieſes Hülfsmittel gar ſehr erleichtert, wenn der ſich übende jedesmal das Regiſter der Bewegung ſeines Tonſtücks anzieht, und während dem Spielen fortſchlagen läßt.

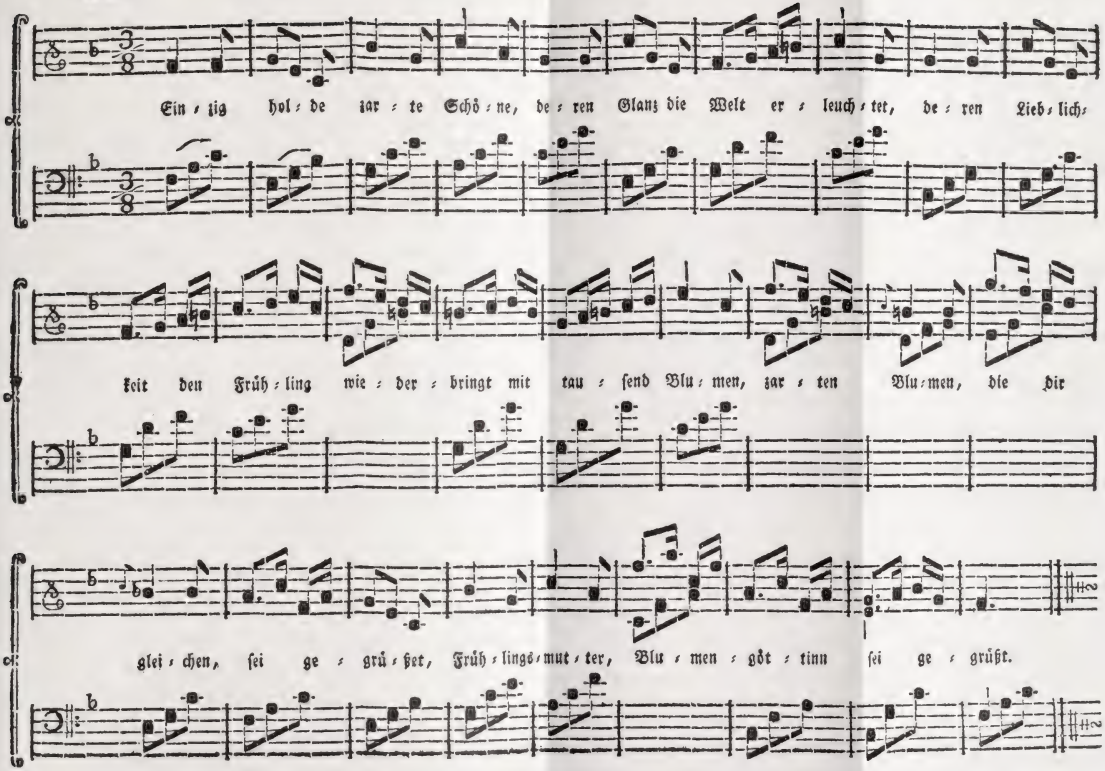
Für jetzt begnüge ich mich das Daſeyn dieſes Chronometers anzukündigen, auch ihn erſt hin und wieder der ſtrengſten Kritik bekannter ſachverſtändiger Männer zu unterwerfn; jedoch werde ich dieſe Kritik, damit das Publikum, für das was er leiſten ſoll, die vollkommenſte Sicherheit habe, ſo wie die wirkliche Herausgabe des Werks, nebſt den Preis, durch öffentliche Blätter nächſtens bekannt machen.

Burg, bei Magdeburg,
im April 1796.

J. G. E. Stöckel,
Kantor und Muſikdirektor.

Die Göttinn des Frühlings.

Sanft.



XIII.

Die Göttinn des Frühlings.

Von Herder nach Balde*).

Einzig Holde, Zarte, Schöne,
Deren Glanz die Welt erleuchtet,
Deren Lieblichkeit den Frühling
Wiederbringt mit tauſend Blumen,
Zarten Blumen, die dir gleichen,
Sey gegrüßet, Frühlingsmutter, Blumengöttinn ſey gegrüßt.

In dem Chor der ſchlanken Schönen,
Ihren Bräutigam zu kränzen,
Suchen viele Gold und Kleinod;
Du, ein Kleinod ſelbſt, erſcheineſt
Wie der Mond im Chor der Sterne,
Wie die Sonn' im blauen Äther glänzend alles überdeckt.

Wenn aus unſerm Thränenthale
Du zum Himmel wieder aufſteigſt,
Liebend wallet jeder Zephyr
Zu berühren deine Locke;
Dir den Schleyer ſanft zu löſen
Drängen ſich im Taubenfluge Engelknaben zu dir an.

*) Aus dem ſo eben erſchienenen dritten Theil der Terpſichore.

Darf ich was von dir erflehen,
Königinn, ſo laß der Sonne
Schönen Glanz uns froh genießen,
Treibe weg die böſen Tage,
Bändige der Seelen Aufruhr,
Ach, zerbrich des Krieges Waffen, holde Friedenskönigin.

Laß den Müttern ihre Knaben,
Ihre Töchter froh erwachſen,
Töchter, wie die leichten Rehe,
Knaben, wie die jungen Löwen. —
Wenn der Donnrer Wolken ſammlet,
So beſänftige, Du Holde, bittend ihn mit deinem Kuß.

Inhalt des sechsten Stücks.

I. Über das Verhältniß der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt. . . . S. 323

II. Ich bin ein moralisches Wesen. . 329

III. An den Herausgeber Deutschlands, Schillers Musen-Almanach betreffend. . 348

IV. Sonnette. 361

V. Über das große Mozartsche Theaterkonzert im Berlinschen Opernhause. (Aus dem Briefe eines Künstlers vom 20sten März, 1796.) 363

VI. Salomon Geßner, nach Hottinger. . 369

VII. Die Hochzeitsfeyer, ein kleines Gemählde aus dem häuslichen Leben. . . 382

VIII. Neue deutsche Werke, die nächstens erscheinen werden. a) Lieder geselliger Freude. Herausgegeben von Johann Friedrich Reichard. Leipzig, bei Gerhard Fleischer, 1796. 386

b) Über das Studium der Griechischen Poesie, von Friedrich Schlegel. Neustreliz. 393

IX. Notiz von deutschen Journalen. Der Genius der Zeit. Herausgegeben von August Hennings. 416

2) Frankreich im Jahr 1796. Aus den Briefen deutscher Männer in Paris. Zweites, drittes, viertes, fünftes Stück. 421

3) Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. Berlin bei Maurer, I — III. Stück. 1796. 427

X. Neue deutſche Werke. Chriſt. Dan. Ebelings Erdbeſchreibung und Geſchichte von Amerika. (Beſchluß.) . . 431

XI. Über die Humanität. Von Ferdinand Delbrück. Magdeburg 1795. Auf 134 Seiten in 8. 453

XII. Ankündigung eines unfehlbaren Hülfsmittels zur genaueſten Beſtimmung und Verſinnlichung des richtigen Zeitmaßes, oder der Bewegung eines Tonſtückes. . 457

XIII. Die Göttinn des Frühlings. Von Herder nach Balde. 461